UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Horenausgabe
von Schillers sämtlichen Werken

LG
5334Hoe

Schillers
Sämtliche Werke

Siebzehnter Band

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Herausgeber: Conrad Höfer

195303
6.4.25.

Im Propyläen-Verlag / Berlin

h.d

Herausgeber: Conrad Höfer

Germany

Inhalt des ſiebzehnten Bandes

Gedichte. Nach dem erſten Band der Geſamtausgabe. 1800 1—171

Das Mädchen aus der Fremde 1
Klage der Ceres 2
Der Tanz 6
Das Geheimnis 7
Das Glück 8
Der Genius 10
Die Worte des Glaubens 12
Die Teilung der Erde 13
Kolumbus 14
Odyſſeus 14
Die Bürgſchaft 14
Der Abend 19
Die Ideale 19
Die Blumen 22
Der Spaziergang 23
Spruch des Konfuzius 29
Des Mädchens Klage 30
Die Geſchlechter 30
Menſchliches Wiſſen 32
Ritter Toggenburg 32
Das Eleuſiſche Feſt 35
Die Begegnung 41
Das Lied von der Glocke 43
Spruch des Konfuzius 56
Der Kampf mit dem Drachen 56
Der Taucher 66
Der Handſchuh 71
Der Ring des Polykrates 73
Archimedes und der Schüler 76
Die Antike an den nordiſchen Wanderer 77
Dithyrambe 77
Poeſie des Lebens 78
Die Kraniche des Ibykus 79

Die Erwartung 85
Die Sänger der Vorwelt 87
Der Gang nach dem Eiſenhammer 87
Licht und Wärme 95
Der Kaufmann 95
Der Sämann 96
Pegaſus im Joche 96
Der philoſophiſche Egoiſt 99
Würden 99
Das Geſchenk 99
Macht des Weibes 100
Die Johanniter 100
An die Proſelytenmacher 100
Der Metaphyſiker 100
Deutſche Treue 101
Nadoweſſiſche Totenklage 101
Hoffnung 103
Die zwei Tugendwege 104
Die Zerſtörung von Troja 104
Das Reich der Formen 138
An Goethe, als er den „Mahomet" von Voltaire auf die Bühne brachte 143
Shakeſpeares Schatten 145
Der Kampf 147
Die Götter Griechenlands 148
Pompeji und Herkulanum 152
Reſignation 153
Die Worte des Wahns 156
An Emma 157
Hektors Abſchied 158
Votivtafeln 159
Nänie 166
Die Hochzeit der Thetis 167
Würde der Frauen 168
Abſchied vom Leſer 170

Gedichte. 1801 . . . . . 172—182
An * * * 172
Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans 173
Hero und Leander 174

Die Jungfrau von Orleans. Eine romantiſche Tragödie. 1801 183

Aus den Briefen. 1801 . . . . . 346—428
An Gottfried Körner 346 349 357 378 384 389 390 398 400 401 406 409 414 417 419 423 427.
An Friedrich Cotta 348 352 391 392 397 405 410 424

An Siegfried Lebrecht Cruſius 350 405
An Georg Göſchen 350 351 355 358 412 417 422
An Wilhelm Reinwald 351
An Wolfgang von Goethe 354 355 358 361 365 367 369 371 375 377 380 394 418 426 427.
An Charlotte Schiller 360 363 367 369 373 374
An Leopold von Seckendorf 364 402
An Friedrich Schröder 370 401
An Johann Friedrich Unger 357 376 377 381
An Friederike Unzelmann 382 421
An Friedrich Schelling 383
An Wilhelm Schlegel 387
An Gottlob Voigt 388
An Karl Böttiger 388
An Criſtian Reinhart 389
An Karoline Wolzogen 392 400
An Jakob Herzfeld 393
An Auguſt Wilhelm Iffland 398 404 408
An die Göſchenſche Buchhandlung 408
An Martin Wieland 413
An Friedrich von Hoven 415
An Friedrich Rochlitz 420
An Ferdinand Ochſenheimer 424
An Johann Chriſtian Stark 426

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Tal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste,
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Klage der Ceres.

Iſt der holde Lenz erſchienen?
Hat die Erde ſich verjüngt?
Die beſonnten Hügel grünen,
Und des Eiſes Rinde ſpringt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade ſpricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach! wie lang iſts, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt ich nach der teuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angeſicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Haſt du, Zeus, ſie mir entriſſen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus ſchwarzen Flüſſen
Pluto ſie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düſtern Strande
Meines Grames Bote ſein?
Ewig ſtößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem ſelgen Aug verſchloſſen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und ſo lang der Styx gefloſſen,
Trug er kein lebendig Bild.

Nieder führen tauſend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück,
Ihre Tränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme
Sterbliche geboren ſind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verſchonet,
Parzen, eure ſtrenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach! ſie ſind der Mutter Qual.

Wo ſie mit dem finſtern Gatten
Freudlos thronet, ſtieg ich hin,
Träte mit den leiſen Schatten
Leiſe vor die Herrſcherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umſonſt das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude ſie entdecket,
Bis ſich Bruſt mit Bruſt vereint
Und, zum Mitgefühl erwecket,
Selbſt der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunſch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages ſichrer Wagen,
Ewig ſteht der Schluß des Zeus.

Weg von jenen Finſterniſſen
Wandt' er ſein beglücktes Haupt;
Einmal in die Nacht geriſſen,
Bleibt ſie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren ſchönen Bogen zieht.

Iſt mir nichts von ihr geblieben?
Nicht ein ſüß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen ſich noch lieben,
Keine Spur der teuren Hand?
Knüpfet ſich kein Liebesknoten
Zwiſchen Kind und Mutter an?
Zwiſchen Lebenden und Toten
Iſt kein Bündnis aufgetan?
Nein! nicht ganz iſt ſie entflohen!
Nein! wir ſind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder ſterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume ſich entfärben,
Traurig ſteht der nackte Strauch:
Nehm ich mir das höchſte Leben
Aus Vertumnus' reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Traurend ſenk ichs in die Erde,
Leg es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Tote neu geboren
Von der Sonne Lebensblick;
Keime, die dem Auge ſtarben
In der Erde kaltem Schoß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen ſie ſich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel ſcheu die Nacht,
Gleich in ihre Pflege teilet
Sich des Styx, des Aethers Macht.

Halb berühren ſie der Toten,
Halb der Lebenden Gebiet,
Ach, ſie ſind mir teure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt!
Hält er gleich ſie ſelbſt verſchloſſen
In dem ſchauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sproſſen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Buſen ſchlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O ſo laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au,
Euer Kelch ſoll überfließen
Von des Nektars reinſtem Tau.
Tauchen will ich euch in Strahlen;
Mit der Iris ſchönſtem Licht
Will ich eure Blätter malen
Gleich Aurorens Angeſicht.

In des Lenzes heiterm Glanze
Leſe jede zarte Bruſt,
In des Herbſtes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Luſt.

Der Tanz.

Siehe, wie ſchwebenden Schritts im Wellenſchwung ſich die Paare
Drehen, den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
Seh ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie ſich leiſe der Kahn ſchaukelt auf ſilberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodiſcher Woge,
Säuſelndes Saitengetön hebt den ätheriſchen Leib.
Jetzo, als wollt es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,
Schwingt ſich ein holdes Paar dort in den dichteſten Reihn.
Schnell vor ihm her entſteht ihm die Bahn, die hinter ihm ſchwindet,
Wie durch magiſche Hand öffnet und ſchließt ſich der Weg.
Sieh! jetzt ſchwand es dem Blick, in wildem Gewirr durcheinander
Stürzt der zierliche Bau dieſer beweglichen Welt.
Nein, dort ſchwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt ſich,
Nur mit verändertem Reiz ſtellet die Regel ſich her.
Ewig zerſtört, es erzeugt ſich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein ſtilles Geſetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geſchiehts, daß raſtlos erneut die Bildungen ſchwanken
Und die Ruhe beſteht in der bewegten Geſtalt?
Jeder ein Herrſcher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
Willſt du es wiſſen? Es iſt des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geſelligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemeſis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brauſende Luſt und die verwilderte zähmt.

Und dir rauschen umsonst die Harmonien des Weltalls,
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß.

Das Geheimnis.

Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
Zu viele Lauscher waren wach;
Den Blick nur durft ich schüchtern fragen;
Und wohl verstand ich, was er sprach.
Leis komm ich her in deine Stille,
Du schön belaubtes Buchenzelt,
Verbirg in deiner grünen Hülle
Die Liebenden dem Aug der Welt!

Von ferne mit verworrnem Sausen
Arbeitet der geschäftge Tag,
Und durch der Stimmen hohles Brausen
Erkenn ich schwerer Hämmer Schlag.
So sauer ringt die kargen Lose
Der Mensch dem harten Himmel ab,
Doch leicht erworben, aus dem Schoße
Der Götter fällt das Glück herab.

Daß ja die Menschen nie es hören,
Wie treue Lieb uns still beglückt!
Sie können nur die Freude stören,
Weil Freude nie sie selbst entzückt.
Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehascht,
Entwenden mußt dus oder rauben,
Eh dich die Mißgunst überrascht.

Leis auf den Zehen kommts geschlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht,
Mit schnellen Füßen ists entwichen,
Wo des Verräters Auge wacht.
O schlinge dich, du sanfte Quelle,
Ein breiter Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Verteidige dies Heiligtum!

Das Glück.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Los, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
Ihm ist, eh er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn ich den Mann, der, sein eigner Bildner und Schöpfer,
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben,
Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die Gunst.
Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockigte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut;
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein.
Ungehofft sind sie da und täuschen die stolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.

Wem er geneigt, dem ſendet der Vater der Menſchen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu ſeinem Olymp.
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die herrſchaftgebende Binde;
Krönte doch ſelber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythiſche Sieger,
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poſeidon das Meer, ſanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäſar führt und ſein allmächtiges Glück.
Ihm zu Füßen legt ſich der Leu, das brauſende Delphin
Steigt aus den Tiefen, und fromm beut es den Rücken ihm an.
Ein geborener Herrſcher iſt alles Schöne und ſieget
Durch ſein ruhiges Nahn wie ein unſterblicher Gott.
Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt.
Ihn, den die lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid ich,
Jenen nicht, dem ſie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephäſtos
Selbſt geſchmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
Weil um den ſterblichen Mann der große Olymp ſich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
Daß ſie ſein Zürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas' beſtes Geſchlecht ſtürzten zum Orkus hinab.
Zürne der Schönheit nicht, daß ſie ſchön iſt, daß ſie verdienſtlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geſchenk;
Laß ſie die Glückliche ſein; du ſchauſt ſie, du biſt der Beglückte,
Wie ſie ohne Verdienſt glänzt, ſo entzücket ſie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir ſingt, was ihn die Muſe gelehrt!
Weil der Gott ihn beſeelt, ſo wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der Glückliche iſt, kannſt du der Selige ſein.
Auf dem geſchäftigen Markt, da führe Themis die Wage,
Und es meſſe der Lohn ſtreng an der Mühe ſich ab;

Aber die Freude ruft nur ein Gott auf ſterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geſchieht, iſt kein Beglückter zu ſehn.
Alles Menſchliche muß erſt werden und wachſen und reifen,
Und von Geſtalt zu Geſtalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche ſieheſt du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her ſteht es vollendet vor dir.
Jede irdiſche Venus erſteht, wie die erſte des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
Wie die erſte Minerva, ſo tritt, mit der Ägis gerüſtet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Der Genius.

„Glaub ich", ſprichſt du, „dem Wort, das der Weisheit Meiſter mich lehren,
Das der Lehrlinge Schar ſicher und fertig beſchwört?
Kann die Wiſſenſchaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Syſtemes Gebälk ſtützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mißtraun, der leiſe mich warnt, dem Geſetze,
Das du ſelber, Natur, mir in den Buſen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul ihr Siegel gedrücket
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geiſt?
Sage du mirs, du biſt in dieſe Tiefen geſtiegen,
Aus dem modrigten Grab kamſt du erhalten zurück,
Dir iſt bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Troſt dort bei den Mumien wohnt.
Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn es!
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht."
Freund, du kennſt doch die goldene Zeit, es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und einfach erzählt,
Jene Zeit, da das Heilige noch in der Menſchheit gewandelt,
Da jungfräulich und keuſch noch der Inſtinkt ſich bewahrt,
Da noch das große Geſetz, das oben im Sonnenlauf waltet
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,

Noch der Notwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da ein sichres Gefühl noch treu wie der Zeiger am Uhrwerk
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Toten gesucht;
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüt des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt dus gewiß, schweigen auf ewig wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld,
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ehrnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilts. Was du tust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn ich euch, inhaltſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch ſtammen ſie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und würd er in Ketten geboren;
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Toren.
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht!

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben,
Und ſollt er auch ſtraucheln überall,
Er kann nach der göttlichen ſtreben,
Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke;
Und ob alles in ewigem Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltſchwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und ſtammen ſie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt nimmer ſein Wert geraubt,
Solang er noch an die drei Worte glaubt.

Die Teilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu. Nehmt! Sie soll euer sein!
Euch schenk ich sie zum ewgen Lehen,
Doch teilt euch brüderlich darein!

Da lief, was Hände hatte, zu, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann füllte sein Gewölb; die Scheune
Der Fermier, das Faß der Seelenhirt,
Der König sagte: Jeglichem das Seine,
Und mir zollt, was geerntet wird.

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Erschien auch der Poet, er kam aus weiter Fern.
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! so soll ich denn allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet,
Antwortet' ihm der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Strahlenangesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr —
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was tun? ſpricht Zeus. Die Welt iſt weggegeben,
Der Herbſt, die Jagd, der Markt iſt nicht mehr mein.
Willſt du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſein.

Kolumbus.

Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r ſenken die läſſige Hand.
Immer, immer nach Weſt! Dort muß die Küſte ſich zeigen,
Liegt ſie doch deutlich und liegt ſchimmernd vor deinem Verſtand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem ſchweigenden Weltmeer!
Wär ſie noch nicht, ſie ſtieg jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius ſteht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verſpricht, leiſtet die andre gewiß.

Odyſſeus.

Alle Gewäſſer durchkreuzt', die Heimat zu finden, Odyſſeus;
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes,
Selber in Aides' Reich führt' ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geſchick ihn ſchlafend an Ithakas Küſte —
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

Die Bürgſchaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, ſchlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn ſchlugen die Häſcher in Bande.
„Was wollteſt du mit dem Dolche, ſprich!"
Entgegnet ihm finſter der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
„Das ſollſt du am Kreuze bereuen."

„Ich bin", spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken.
Doch wisse! Wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit.
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint.
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.

Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er, für Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee.
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüberfliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen

Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben."

„Und ist es zu spät, und kam ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blutge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!" ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen für Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge tränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket ſie lange verwundert an.
Drauf ſpricht er: „Es iſt euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, ſie iſt doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genoſſen an:
Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte."

Der Abend.

Nach einem Gemälde.

Senke, ſtrahlender Gott — die Fluren dürſten
Nach erquickendem Tau, der Menſch verſchmachtet,
Matter ziehen die Roſſe —
Senke den Wagen hinab!

Siehe, wer aus des Meers kriſtallner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz ſie?
Raſcher fliegen die Roſſe,
Thetis, die göttliche, winkt.

Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Kupido,
Stille halten die Roſſe,
Trinken die kühlende Flut.

An dem Himmel herauf mit leiſen Schritten
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die ſüße
Liebe. Ruhet und liebet!
Phöbus, der liebende, ruht.

Die Ideale.

So willſt du treulos von mir ſcheiden
Mit deinen holden Phantaſien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?

Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt;
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust

Und, teilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall.

Es dehnte mit allmächtgem Streben
Die enge Brust ein kreißend All,
Herauszutreten in das Leben
In Tat und Wort, in Bild und Schall.

Wie groß war diese Welt gestaltet,
Solang die Knospe sie noch barg;
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!

Wie sprang, von kühnem Mut beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!
Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her:
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heilge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht,
Ach, allzuschnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit!

Und immer ſtiller wards und immer
Verlaßner auf dem rauhen Steg,
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finſtern Weg.

Von all dem rauſchenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer ſteht mir tröſtend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finſtern Haus?
Du, die du alle Wunden heileſt,
Der Freundſchaft leiſe, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teileſt,
Du, die ich frühe ſucht und fand,

Und du, die gern ſich mit ihr gattet,
Wie ſie der Seele Sturm beſchwört,
Beſchäftigung, die nie ermattet,
Die langſam ſchafft, doch nie zerſtört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre ſtreicht.

Die Blumen.

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geſchmückten Flur,
Euch erzog zur Luſt und Wonne,
Ja, euch liebte die Natur.
Schön das Kleid mit Licht geſticket,
Schön hat Flora euch geſchmücket
Mit der Farben Götterpracht.
Holde Frühlingskinder, klaget!
Seele hat ſie euch verſaget,
Und ihr ſelber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche singen
Euch der Liebe selig Los,
Gaukelnde Sylphiden schwingen
Buhlend sich auf eurem Schoß.
Wölbte eures Kelches Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend zu der Liebe Pfühl?
Zarte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat sie euch verneinet,
Euch das selige Gefühl.

Aber hat aus Nannys Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
Ihr zum zarten Liebespfand:
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten süßer Schmerzen,
Goß euch dies Berühren ein,
Und der mächtigste der Götter
Schließt in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Asten sich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.

Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechſelnden Farben,
Aber der reizende Streit löſet in Anmut ſich auf.
Frei empfängt mich die Wieſe mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün ſchlingt ſich der ländliche Pfad,
Um mich ſummt die geſchäftige Bien, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling ſich über dem rötlichten Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, ſtill liegen die Weſte,
Nur der Lerche Geſang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt brauſts aus dem nahen Gebüſch, tief neigen der Erlen
Kronen ſich, und im Wind wogt das verſilberte Gras.
Mich umfängt ambroſiſche Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach ſchattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landſchaft,
Und ein ſchlängelnder Pfad leitet mich ſteigend empor.
Nur verſtohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparſames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Überraſchend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabſehbar ergießt ſich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abſtürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir ſeh ich den Äther, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwiſchen der ewigen Höh und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig ſicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Tal.
Jene Linien, ſieh! die des Landmanns Eigentum ſcheiden,
In den Teppich der Flur hat ſie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Geſetzes, des menſchenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verſchwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verſchlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf

Klimmend, ein ſchimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielfach ertönt der Herden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einſam des Hirten Geſang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüſchen verſchwinden
Andre, vom Rücken des Bergs ſtürzen ſie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Menſch noch mit dem Acker zuſammen,
Seine Felder umruhn friedlich ſein ländliches Dach;
Traulich rankt ſich die Reb empor an dem niedrigen Fenſter,
Einen umarmenden Zweig ſchlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilſt du mit deiner Flur fröhlich das enge Geſetz.
Deine Wünſche beſchränkt der Ernten ruhiger Kreislauf;
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben ſich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geiſt verbreitet ſich ſchnell über die fremdere Flur.
Spröde ſondert ſich ab, was kaum noch liebend ſich miſchte,
Und das Gleiche nur iſts, was an das Gleiche ſich reiht.
Stände ſeh ich gebildet, der Pappeln ſtolze Geſchlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung,
Dieſes Dienergefolg meldet den Herrſcher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felſigten Kern hebt ſich die türmende Stadt.
In die Wildnis hinaus ſind des Waldes Faunen verſtoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt iſt der Menſch an den Menſchen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt raſcher ſich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tauſend Hände belebt Ein Geiſt, hoch ſchläget in tauſend
Brüſten, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Geſetze,
Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.

Nieder ſteigen vom Himmel die ſeligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk feſtliche Wohnungen ein.
Herrliche Gaben beſcherend, erſcheinen ſie: Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geſchenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Ölbaums grünende Reiſer,
Auch das kriegriſche Roß führet Poſeidon heran;
Mutter Cybele ſpannt an des Wagens Deichſel die Löwen,
In das gaſtliche Tor zieht ſie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergoſſen ſich Pflanzer der Menſchheit,
Fernen Inſeln des Meers ſandtet ihr Sitten und Kunſt;
Weiſe ſprachen das Recht an dieſen geſelligen Toren,
Helden ſtürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauren erſchienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verſchlang.
Betend ſtürzten ſie dann vor der Götter Altären ſich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Taten Verdienſt meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommſt du nach Sparta, verkündige dorten, du habeſt
Uns hier liegen geſehn, wie das Geſetz es befahl.“
Ruhet ſanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begoſſen,
Grünet der Ölbaum, es keimt luſtig die köſtliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Ziſchend fliegt in den Baum die Axt, es erſeufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt ſtürzt ſich die donnernde Laſt.
Aus dem Felsbruch wiegt ſich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht ſich der Bergmann hinab.
Mulcibers Amboß tönt von dem Takt geſchwungener Hämmer,
Unter der nervigten Fauſt ſpritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns ſauſet das webende Schiff.
Fern auf der Reede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimiſchen Fleiß;

Andre ziehn frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Maſt wehet der feſtliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Kran von fröhlichem Leben,
Seltſamer Sprachen Gewirr brauſt in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel ſchüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerſte Thule bereitet;
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit geſäugt, wachſen die Künſte der Luſt.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beſeelt, redet der fühlende Stein.
Künſtliche Himmel ruhn auf ſchlanken joniſchen Säulen,
Und den ganzen Olymp ſchließet ein Pantheon ein.
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brauſenden Strom.
Aber im ſtillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weiſe, beſchleicht forſchend den ſchaffenden Geiſt,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Haſſen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Geſetz in des Zufalls grauſenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erſcheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem ſtummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Feſſeln zerbricht der Menſch. Der Beglückte! Zerriſſ' er
Mit den Feſſeln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heilgen Natur ringen ſie lüſtern ſich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küſte verſchwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt ſich entmaſtet der Kahn;

Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahrelang mag, jahrhundertelang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauren, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh ich getürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.

Wild ist es hier und schauerlich öd. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff mit des Lebens furchtbarem Bilde;
Mit dem stürzenden Tal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Taten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Spruch des Confucius.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu, kein Zauberſegen
Kann die Stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die Zögernde zum Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner Tat.
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn,
Das Mägdlein sitzet an Ufers Grün;
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.

„Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!"

Es rinnet der Tränen vergeblicher Lauf,
Die Klage, sie wecket die Toten nicht auf;
Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
Ich, die Himmlische, wills nicht versagen.

„Laß rinnen der Tränen vergeblichen Lauf,
Es wecke die Klage den Toten nicht auf!
Das süßeste Glück für die trauernde Brust,
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen."

Die Geschlechter.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu.

Leiſe löſt ſich das Band, es entzweien ſich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet ſich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu ſpielen, in wilder Begierde zu toben:
Nur die geſättigte Kraft kehret zur Anmut zurück.
Aus der Knoſpe beginnt die doppelte Blume zu ſtreben,
Köſtlich iſt jede, doch ſtillt keine dein ſehnendes Herz.
Reizende Fülle ſchwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht ſtreng wie der Gürtel den Reiz.
Scheu wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht ſie im Mann nur den Feind, haſſet noch, weil ſie nicht liebt.
Trotzig ſchauet und kühn aus finſtern Wimpern der Jüngling,
Und, gehärtet zum Kampf, ſpannet die Sehne ſich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die ſtäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brauſende Mut.
Jetzt beſchütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn du nicht vereinſt, feindlich, was ewig ſich ſucht.
Aber da biſt du, du Mächtige, ſchon, aus dem wildeſten Streite
Rufſt du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verſtummet die lärmende Jagd, des rauſchenden Tages
Toſen verhallet, und leis ſinken die Sterne herab.
Seufzend flüſtert das Rohr, ſanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodiſchem Lied füllt Philomela den Hain.
Was erreget zu Seufzern der Jungfrau ſteigenden Buſen?
Jüngling, was füllet den Blick ſchwellend mit Tränen dir an?
Ach, ſie ſuchet umſonſt, was ſie ſanft anſchmiegend umfaſſe,
Und die ſchwellende Frucht beuget zur Erde die Laſt.
Ruhelos ſtrebend verzehrt ſich in eigenen Flammen der Jüngling,
Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden ſie ſich, es führet ſie Amor zuſammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du biſts, die der Menſchheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, ſind ſie doch ewig verbunden durch dich.

Menschliches Wissen.

Weil du lieſeſt in ihr, was du ſelber in ſie geſchrieben,
Weil du in Gruppen fürs Aug ihre Erſcheinungen reihſt,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnſt du, es faſſe dein Geiſt ahnend die große Natur.
So beſchreibt mit Figuren der Aſtronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter ſich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geſchieden,
Aneinander im Schwan und in den Hörnern des Stiers.
Aber verſteht er darum der Sphären myſtiſche Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb ſein Planiglobium zeigt?

Ritter Toggenburg.

„Ritter, treue Schweſterliebe
Widmet euch dies Herz;
Fodert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich euch erſcheinen,
Ruhig gehen ſehn.
Eurer Augen ſtilles Weinen
Kann ich nicht verſtehn."

Und er hörts mit ſtummem Harme,
Reißt ſich blutend los,
Preßt ſie heftig in die Arme,
Schwingt ſich auf ſein Roß,
Schickt zu ſeinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heilgen Grab ſie wallen,
Auf der Bruſt das Kreuz.

Große Taten dort geſchehen
Durch der Helden Arm,
Ihres Helmes Büſche wehen
In der Feinde Schwarm,

Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat ers getragen,
Trägts nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppes Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum teuren Lande,
Wo ihr Atem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgetan:
„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut,
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut."

Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß,
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand,

Und erbaut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;

Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das teure Bild
Sich ins Tal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das teure Bild
Sich ins Tal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche,
Stille Antlitz sah.

Das Eleusische Fest.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Zyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich,
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich,
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land;
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaßne Küste,
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt,
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, so weit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert sie des Menschen Fall.

„Find ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß,
Und auf seinem Königsitze
Schweift er elend, heimatlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Selgen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels selgen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift er einen ewgen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heilgen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang."

Und den Nebel teilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt,
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber ſchaudernd, mit Entſetzen
Wendet ſie ſich weg und ſpricht:
„Blutge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Reine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbſt beſchert,
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.“

Und ſie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand,
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet ſie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes ſchwillt.

Und mit grünen Halmen ſchmücket
Sich der Boden alſobald,
Und ſo weit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lachelnd ſegnet ſie die Erde,
Flicht der erſten Garbe Bund,
Wählt den Feldſtein ſich zum Herde,
Und es ſpricht der Göttin Mund:

„Vater Zeus, der über alle
Götter herrſcht in Aethers Höhn,
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geſchehn!
Und dem unglückſelgen Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es ſeinen Gott erkennt!“

Und es hört der Schweſter Flehen
Zeus auf ſeinem hohen Sitz,
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Praſſelnd fängt es an zu lohen,
Hebt ſich wirbelnd vom Altar,
Und darüber ſchwebt in hohen
Kreiſen ſein geſchwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrſcherin Füßen
Stürzt ſich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menſchlichkeit erſtem Gefühl,
Werfen von ſich die blutige Wehre,
Öffnen den düſtergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen ſteigen
Alle Himmliſchen herab,
Themis ſelber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt ſie jedem ſeine Rechte,
Setzet ſelbſt der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet ſie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Eſſe,
Zeus erfindungsreicher Sohn,
Bildner künſtlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erzt und Ton.
Und er lehrt die Kunſt der Zange
Und der Blaſebälge Zug,
Unter ſeines Hammers Zwange
Bildet ſich zuerſt der Pflug.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewichtgem Speer,
Läßt die Stimme mächtig ſchallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feſte Mauren will ſie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu ſein,
Die zerſtreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und ſie lenkt die Herrſcherſchritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet ſich der Grenzgott an.
Meſſend führet ſie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt ſie in den heilgen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der ſchnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerſpieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel ſchallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend ſtürzt der Fichtenwald.

Auch aus ſeiner grünen Welle
Steigt der ſchilfbekränzte Gott,
Wälzt den ſchweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot,
Und die leichtgeſchürzten Stunden
Fliegen, ans Geſchäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich ſich in ihrer Hand.

Auch den Meergott ſieht man eilen,
Raſch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt ſie in gewaltgen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Türmet er der Mauren Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunſtimmigem Geſange
Fallen die Kamönen ein,
Leiſe nach des Liedes Klange
Füget ſich der Stein zum Stein.

Und der Tore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlöſſer feſtes Band.
Schnell durch raſche Götterhände
Iſt der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen ſchon in Feſtespracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und ſie führt den ſchönſten Hirten
Zu der ſchönſten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket ſelbſt das erſte Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter selgem Chor
Eingeführt mit Harmonien,
In das gastlich offne Tor,
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus;
Segnend ihre Hand gefaltet,
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

„Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewaltge Lüste
Zähmet das Naturgebot,
Doch der Mensch, in ihrer Mitte,
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein."

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

Die Begegnung.

Noch seh ich sie — umringt von ihren Frauen,
Die herrlichste von allen, stand sie da,
Wie eine Sonne war sie anzuschauen;
Ich stand von fern und wagte mich nicht nah,

Es faßte mich mit wollustvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet sah;
Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

Was ich in jenem Augenblick empfunden
Und was ich sang, vergebens sinn ich nach.
Ein neu Organ hatt ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heilge Regung sprach;
Die Seele wars, die, jahrelang gebunden,
Durch alle Fesseln jetzt auf einmal brach
Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schliefen.

Und als die Saiten lange schon geschwiegen,
Die Seele endlich mir zurücke kam,
Da sah ich in den engelgleichen Zügen
Die Liebe ringen mit der holden Scham,
Und alle Himmel glaubt ich zu erfliegen,
Als ich das leise süße Wort vernahm —
O droben nur in selger Geister Chören
Werd ich des Tones Wohllaut wieder hören!

„Das treue Herz, das trostlos sich verzehrt
Und still bescheiden nie gewagt zu sprechen —
Ich kenne den ihm selbst verborgnen Wert,
Am rohen Glück will ich das Edle rächen.
Dem Armen sei das schönste Los beschert,
Nur Liebe darf der Liebe Blumen brechen.
Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwidern und empfinden kann."

Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ists ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Turmes Glockenſtube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wirds in ſpäten Tagen
Und rühren vieler Menſchen Ohr
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und ſtimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdenſohne
Das wechſelnde Verhängnis bringt,
Das ſchlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blaſen ſeh ich ſpringen;
Wohl! die Maſſen ſind im Fluß.
Laßts mit Aſchenſalz durchdringen,
Das befördert ſchnell den Guß.
Auch von Schaume rein
Muß die Miſchung ſein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme ſchalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt ſie das geliebte Kind
Auf ſeines Lebens erſtem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenſchoße
Die ſchwarzen und die heitern Loſe,
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ſeinen goldnen Morgen. —
Die Jahre fliehen pfeilgeſchwind.
Vom Mädchen reißt ſich ſtolz der Knabe,
Er ſtürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderſtabe.
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus;

Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höhn,
Mit züchtigen verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Tränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch ich ein,
Sehn wirs überglast erscheinen,
Wirds zum Gusse zeitig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Feſtes Glanz.
Ach! des Lebens ſchönſte Feier
Endigt auch den Lebensmai,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der ſchöne Wahn entzwei.
Die Leidenſchaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben
Und pflanzen und ſchaffen,
Erliſten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da ſtrömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt ſich der Speicher mit köſtlicher Habe,
Die Räume wachſen, es dehnt ſich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrſchet weiſe
Im häuslichen Kreiſe,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,

Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück:
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch bevor wirs lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießts mit feuerbraunen Wogen.

Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,

Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie, losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl!
Hört ihrs wimmern hoch vom Turm!
Das ist Sturm!
Rot wie Blut
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile!
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern.
Alles rennet, rettet, flüchtet.
Taghell ist die Nacht gelichtet!
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette

Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen, Waſſerwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brauſend ſucht.
Praſſelnd in die dürre Frucht
Fällt ſie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte ſie im Wehen
Mit ſich fort der Erde Wucht
Reißen in gewaltger Flucht,
Wächſt ſie in des Himmels Höhen
Rieſengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Menſch der Götterſtärke,
Müßig ſieht er ſeine Werke
Und bewundernd untergehn.

Leergebrannt
Iſt die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette;
In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken ſchauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben:
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

In die Erd ists aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wirds auch schön zutage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heilgen Erde
Vertrauen wir der Hände Tat,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir traurend in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ists, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,

Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn;
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich tun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch die Vesper schlagen,
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert
Seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen
Heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte,
Glatte Scharen kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge
Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.

Markt und Straße
Werden ſtiller,
Um des Lichts geſellge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner,
Und das Stadttor
Schließt ſich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde,
Doch den ſichern Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,
Die den Böſen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Geſetzes wacht.

Heilge Ordnung, ſegensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſellgen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten,
Und das teuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tauſend fleißge Hände regen,
Helfen ſich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der Freiheit heilgem Schutz,
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis;

Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieſer Stadt!
Möge nie der Tag erſcheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieſes ſtille Tal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends ſanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande ſchrecklich ſtrahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Abſicht hats erfüllt,
Daß ſich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, ſchwingt,
Bis der Mantel ſpringt!
Wenn die Glock ſoll auferſtehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meiſter kann die Form zerbrechen
Mit weiſer Hand, zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz ſich ſelbſt befreit!
Blindwütend mit des Donners Krachen
Zerſprengt es das geborſtne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten;

Wenn ſich die Völker ſelbſt befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn ſich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhilfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen,
Der ruhge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſts, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn,
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern

Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielts wie Sonnenglanz,
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie in blauem Himmelszelt
Die Nachbarin des Donners schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben,
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,

So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.
Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

Spruch des Confucius.

Dreifach ist des Raumes Maß:
Rastlos fort ohn Unterlaß
Strebt die Länge, fort ins Weite
Endlos gießet sich die Breite,
Grundlos senkt die Tiefe sich.

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Der Kampf mit dem Drachen.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,

Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr ich aus dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer.
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
Der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewaltgen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren;
Den kühnen Ritter soll man ehren!"
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johanns des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rate sind versammelt worden.

Und vor den edeln Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt.
Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getötet,
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde."

Doch ſtrenge blickt der Fürſt ihn an
Und ſpricht: „Du haſt als Held getan;
Der Mut iſts, der den Ritter ehret,
Du haſt den kühnen Geiſt bewähret.
Doch ſprich! was iſt die erſte Pflicht
Des Ritters, der für Chriſtum ficht,
Sich ſchmücket mit des Kreuzes Zeichen?"
Und alle ringsherum erbleichen.
Doch er mit edelm Anſtand ſpricht,
Indem er ſich errötend neiget:
„Gehorſam iſt die erſte Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget."

„Und dieſe Pflicht, mein Sohn," verſetzt
Der Meiſter, „haſt du frech verletzt,
Den Kampf, den das Geſetz verſaget,
Haſt du mit frevlem Mut gewaget!"
„Herr, richte, wenn du alles weißt,"
Spricht jener mit geſetztem Geiſt,
„Denn des Geſetzes Sinn und Willen
Vermeint ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtſam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen,
Durch Liſt und kluggewandten Sinn
Verſucht ichs, in dem Kampf zu ſiegen.

Fünf unſers Ordens waren ſchon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Mutes Opfer worden,
Da wehrteſt du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmut und die Streitbegier,
Ja ſelbſt im Traum der ſtillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,

Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidentum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leun
Und rangen mit dem Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

Ist nur der Sarazen es wert,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Not und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm.
Doch seinen Mut muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubtiers Fährte zu erkunden;
Da flößte mir der Geist es ein,
Froh rief ich aus: Ich habs gefunden!

Und trat zu dir und sprach dies Wort:
‚Mich zieht es nach der Heimat fort.‘
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.

Kaum ſtieg ich aus am heimſchen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künſtlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zuſammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Laſt
Des langen Leibes aufgetürmet,
Ein ſchuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar ſchirmet.

Lang ſtrecket ſich der Hals hervor,
Und gräßlich wie ein Höllentor,
Als ſchnappt es gierig nach der Beute,
Eröffnet ſich des Rachens Weite,
Und aus dem ſchwarzen Schlunde dräun
Der Zähne ſtachelichte Reihn,
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen ſprühen Blitze,
In einer Schlange endigt ſich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um ſich ſelber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß ſich ſchlänge.

Und alles bild ich nach genau
Und kleid es in ein ſcheußlich Grau;
Halb Wurm erſchiens, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der giftgen Lache.
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, ſchnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen.
Die hetz ich auf den Lindwurm an,
Erhitze ſie zu wildem Grimme,
Zu faſſen ihn mit ſcharfem Zahn,
Und lenke ſie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vlies
Den ſcharfen Biſſen Blöße ließ,
Da reiz ich ſie, den Wurm zu packen,
Die ſpitzen Zähne einzuhacken.
Ich ſelbſt, bewaffnet mit Geſchoß,
Beſteige mein arabiſch Roß,
Von adeliger Zucht entſtammet,
Und als ich ſeinen Zorn entflammet,
Raſch auf den Drachen ſpreng ichs los
Und ſtachl es mit den ſcharfen Sporen
Und werfe zielend mein Geſchoß,
Als wollt ich die Geſtalt durchbohren.

Ob auch das Roß ſich grauend bäumt
Und knirſcht und in den Zügel ſchäumt,
Und meine Doggen ängſtlich ſtöhnen,
Nicht raſt ich, bis ſie ſich gewöhnen.
So üb ichs aus mit Emſigkeit,
Bis dreimal ſich der Mond erneut,
Und als ſie jedes recht begriffen,
Führ ich ſie her auf ſchnellen Schiffen.
Der dritte Morgen iſt es nun,
Daß mirs gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk beſtanden.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes friſch erneuter Schmerz:
Zerriſſen fand man jüngſt die Hirten,
Die nach dem Sumpfe ſich verirrten.
Und ich beſchließe raſch die Tat,
Nur von dem Herzen nehm ich Rat.
Flugs unterricht ich meine Knappen,
Beſteige den verſuchten Rappen,

Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner Tat kein Zeuge war,
Reit ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schließt es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe,
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Tau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauste der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er wie der Höllendrache
Am Fuß des Gotteshauses Wache,
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh ich den schweren Strauß begann,
Hin kniet ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.

Drauf gürt ich mir im Heiligtum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwinge mich behend aufs Roß,
Und Gott empfehl ich meine Seele.

Kaum seh ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen:
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend teilet
Und von sich haucht den giftgen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch ich ihren Mut,
Sie fassen ihren Feind mit Wut,
Indem ich nach des Tieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende.
Doch machtlos wie ein dünner Stab
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Atems giftgem Wehen,
Und mit Entsetzen springts zurück,
Und jetzo wars um mich geschehen —

Da schwing ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß,
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wütend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft,
Schon seh ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wutentbrannt,
An seinen Bauch mit grimmgen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Gekröse,
Nachbohrend bis ans Heft, den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl!
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn.
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh ich die Knappen um mich stehn,
Und tot im Blute liegt der Drache." —

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
Sowie der Ritter dies gesprochen,
Und zehnfach am Gewölb gebrochen
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Widerhall.
Laut fodern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,

Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen —
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenstge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ists, der die Welt zerstöret.

Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
Da stifteten auf heilgem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen:
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewaltger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder.
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,

Still legt er von ſich das Gewand
Und küßt des Meiſters ſtrenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke.
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und ſpricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir iſt der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieſes Kreuz! Es iſt der Lohn
Der Demut, die ſich ſelbſt bezwungen."

Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in dieſen Schlund?
Einen goldnen Becher werf ich hinab!
Verſchlungen ſchon hat ihn der ſchwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er iſt ſein eigen."

Der König ſpricht es und wirft von der Höh
Der Klippe, die ſchroff und ſteil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer iſt der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in dieſe Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmens und ſchweigen ſtill,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Iſt keiner, der ſich hinunter waget?"

Doch alles noch ſtumm bleibt wie zuvor.
Und ein Edelknecht, ſanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,

Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunterschlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel sprützet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als gings in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wirds über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört mans heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone ſelber hinein
Und ſprächſt: Wer mir bringet die Kron',
Er ſoll ſie tragen und König ſein —
Mich gelüſtete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerſchmettert nur rangen ſich Kiel und Maſt
Hervor aus dem alles verſchlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmes Sauſen,
Hört mans näher und immer näher brauſen.

Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſprützet der dampfende Giſcht,
Und Well auf Well ſich ohn Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getoſe
Entſtürzt es brüllend dem finſtern Schoße.

Und ſieh! aus dem finſter flutenden Schoß,
Da hebet ſichs ſchwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emſigem Fleiß,
Und er iſts, und hoch in ſeiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und atmete lang und atmete tief
Und begrüßte das himmliſche Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! Er iſt da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der ſtrudelnden Waſſerhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar,
Zu des Königs Füßen er ſinkt,

Den Becher reicht er ihm kniend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling ſich alſo zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue ſich,
Wer da atmet im roſigten Licht!
Da unten aber iſts fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesſchnell,
Da ſtürzt mir aus felſigtem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelſtroms wütende Macht,
Und wie einen Kreiſel mit ſchwindelndem Drehen
Trieb michs um, ich konnte nicht widerſtehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
In der höchſten ſchrecklichen Not,
Aus der Tiefe ragend ein Felſenriff,
Das erfaßt ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an ſpitzen Korallen,
Sonſt wär er ins Bodenloſe gefallen.

Denn unter mir lags noch bergetief
In purpurner Finſternis da,
Und obs hier dem Ohre gleich ewig ſchlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter ſah,
Wies von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da in grauſem Gemiſch,
Zu ſcheußlichen Klumpen geballt,
Der ſtachlichte Roche, der Klippenfiſch,
Des Hammers greuliche Ungeſtalt,

Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und wars mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht ichs, da krochs heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir — in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst dus noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell,
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreifts ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin.
Da treibts ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sichs hinunter mit liebendem Blick —
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Der Handschuh.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auftut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen
Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder;
Da öffnet sich behend
Ein zweites Tor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend,
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
Auf das Tigertier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen.
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf — da wirds still.
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leun
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund:

„Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
Wie Ihr mirs schwört zu jeder Stund,
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!"

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehens die Ritter und Edelfrauen.
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde;
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr ich nicht!"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir untertänig,"
Begann er zu Aegyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin."

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
Solang des Feindes Auge wacht."

Und eh der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!

Getroffen sank dein Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor —"
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn ich dich, dem Glück zu trauen",
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk, auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Reede jauchzend schallt:
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkundge Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren,
Schon nahe sind sie diesem Strand."

Und eh ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht mans von den Schiffen wallen,

Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!"

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
Doch," spricht er, „zittr ich für dein Heil
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zuteil.

Auch mir ist alles wohl geraten;
Bei allen meinen Herrschertaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und wenns die Götter nicht gewähren,
So acht auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her,
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirfs in dieses Meer."

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,

Ob ſie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächſten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Geſichte
Ein Fiſcher vor den Fürſten hin:
„Herr, dieſen Fiſch hab ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geſchenke bring ich ihn."

Und als der Koch den Fiſch zerteilet,
Kommt er beſtürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherſtauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fiſches Magen,
O, ohne Grenzen iſt dein Glück!"

Hier wendet ſich der Gaſt mit Grauſen:
„So kann ich hier nicht ferner hauſen,
Mein Freund kannſt du nicht weiter ſein.
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil ich, nicht mit dir zu ſterben."
Und ſprachs und ſchiffte ſchnell ſich ein.

Archimedes und der Schüler.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling.
„Weihe mich", ſprach er zu ihm, „ein in die göttliche Kunſt,
Die ſo herrliche Frucht dem Vaterlande getragen,
Und die Mauren der Stadt vor der Sambuca beſchützt!" —
„Göttlich nennſt du die Kunſt? Sie iſts," verſetzte der Weiſe,
„Aber das war ſie, mein Sohn, eh ſie dem Staat noch gedient.
Willſt du nur Früchte von ihr, die kann auch die Sterbliche zeugen;
Wer um die Göttin freit, ſuche in ihr nicht das Weib."

Die Antike an den nordiſchen Wanderer.

Ueber Ströme haſt du geſetzt und Meere durchſchwommen,
Ueber der Alpen Gebirg trug dich der ſchwindlichte Steg,
Mich in der Nähe zu ſchaun und meine Schöne zu preiſen,
Die der begeiſterte Ruf rühmt durch die ſtaunende Welt.
Und nun ſtehſt du vor mir, du darfſt mich Heilge berühren;
Aber biſt du mir jetzt näher, und bin ich es dir?

Dithyrambe.

Nimmer, das glaubt mir, erſcheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus, den luſtigen, habe,
Kommt auch ſchon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus der Herrliche findet ſich ein.
Sie nahen, ſie kommen, die Himmliſchen alle,
Mit Göttern erfüllt ſich die irdiſche Halle.

Sagt, wie bewirt ich, der Erdegeborne,
Himmliſchen Chor?
Schenket mir euer unſterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, ſie wohnt nur in Jupiters Saale,
O füllet mit Nektar, o reicht mir die Schale!

Reich ihm die Schale! Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Netz ihm die Augen mit himmliſchem Taue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht ſchaue,
Einer der Unſern ſich dünke zu ſein.
Sie rauſchet, ſie perlet, die himmliſche Quelle,
Der Buſen wird ruhig, das Auge wird helle.

Poesie des Lebens.

An ***

„Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trügrischem Besitz die Hoffnung hintergehn?
Entblößt muß ich die Wahrheit sehn.
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel schwinden,
Soll gleich den freien Geist, den der erhabne Flug
Ins grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden,
Er lernt sich selber überwinden,
Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Not
Nur desto unterwürfger finden.
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
Wie trägt er die Notwendigkeit?"

So rufst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sicherm Porte
Verwerfend hin auf alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernsten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schar,
Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still traurend nehmen ihre Kränze
Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die goldne Leier
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab.
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cytherens Sohn, die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht,

Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert er an leichtem Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreundte Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm ich euch,
Mein Los, es ist dem euren gleich:
Von fernher kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirtlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte,
Da sperren auf gedrangem Steg
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder,
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hörens alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fodert seine Wut,
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Täter kenntlich macht?
Sinds Räuber, die ihn feig erschlagen?
Tats neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermags zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammenkamen?
Von Theſeus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phokis, vom Spartanerland,
Von Aſiens entlegner Küſte,
Von allen Inſeln kamen ſie
Und horchen von dem Schaugerüſte
Des Chores grauſer Melodie,

Der ſtreng und ernſt nach alter Sitte
Mit langſam abgemeßnem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So ſchreiten keine irdſchen Weiber,
Die zeugete kein ſterblich Haus!
Es ſteigt das Rieſenmaß der Leiber
Hoch über menſchliches hinaus.

Ein ſchwarzer Mantel ſchlägt die Lenden,
Sie ſchwingen in entfleiſchten Händen
Der Fackel düſterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menſchenſtirnen freundlich wehn,
Da ſieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeſchwollnen Bäuche blähn.

Und ſchauerlich gedreht im Kreiſe,
Beginnen ſie des Hymnus Weiſe,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler ſchlingt.
Beſinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen Geſang,
Er ſchallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere Tat vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flüchtgen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn ohn Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund
Mit langsam abgemeßnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchſten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da, ſieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“ —
Und finſter plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man in ſchwärzlichtem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!“ — Der teure Name
Rührt jede Bruſt mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well auf Well,
So läufts von Mund zu Munde ſchnell:
„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erſchlug!
Was iſts mit dem? Was kann er meinen?
Was iſts mit dieſem Kranichzug?“

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegts mit Blitzesſchlage
Durch alle Herzen: „Gebet acht,
Das iſt der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet ſelbſt ſich dar!
Ergreift ihn, der das Wort geſprochen,
Und ihn, an dens gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht ers im Buſen gern bewahren;
Umſonſt! Der ſchreckenbleiche Mund
Macht ſchnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und ſchleppt ſie vor den Richter,
Die Szene wird zum Tribunal,
Und es geſtehn die Böſewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Die Erwartung.

Hör ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmutstrahlende empfangen!
Ihre Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen!
Und all ihr Schmeichellüfte, werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O lösche deine Fackel, Tag! Hervor,
Du geistge Nacht, mit deinem holden Schweigen,
Breit um uns her den purpurroten Flor,
Umspinn uns mit geheimnisvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen;
Nur Hesper, der verschwiegene, allein
Darf, still herblickend, ihr Vertrauter sein.

Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ists, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonienfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh ich Wonne tauschen;
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen,
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör ich Tritte erschallen?
Rauschts nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod, und seine Farben blassen;
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluten hassen,
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen,
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzts nicht wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.
O führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum,
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

Die Sänger der Vorwelt.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo sind ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Taten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut,
Nährt und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds,
Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.
Weh ihm, wenn er von außen sie jetzt noch glaubt zu vernehmen,
Und ein betrogenes Ohr leiht dem verführenden Ruf!

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut,
Doch auch der Launen Uebermut
Hätt er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
Tat nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: „Mach dirs leicht!"
Da wurd ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,
Durft er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob,
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, giftger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll.
Und trat zum Grafen, rasch zur Tat
Und offen des Verführers Rat,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut ihm ins Herz des Argwohns Samen.

„Wie seid Ihr glücklich, edler Graf,"
Hub er voll Arglist an,
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels giftger Zahn.
Denn Ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib;
Die fromme Treue zu berücken,
Wird nimmer dem Versucher glücken."

Da rollt der Graf die finstern Braun:
Was redst du mir, Gesell?
Werd ich auf Weibestugend baun,
Beweglich wie die Well?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund,
Mein Glaube steht auf festerm Grund:
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff ich, der Versucher ferne."

Der andre spricht: „So denkt Ihr recht.
Nur Euren Spott verdient
Der Tor, der, ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit" —
„Was?" fällt ihm jener ein und bebet,
„Redst du von einem, der da lebet?"

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg sich meinem Herrn!
Doch weil Ihrs denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück ichs gern" —
„Du bist des Todes, Bube, sprich!"
Ruft jener streng und fürchterlich.
„Wer hebt das Aug zu Kunigonden?"
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden.

Er ist nicht häßlich von Gestalt",
Fährt er mit Argliſt fort,
Indems den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ists möglich, Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet?

Seht da die Verſe, die er ſchrieb,
Und ſeine Glut geſteht" —
„Geſteht!" — „Und ſie um Gegenlieb,
Der freche Bube! fleht.
Die gnädge Gräfin, ſanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg ſies Euch;
Mich reuet jetzt, daß mirs entfahren,
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?"

Da ritt in ſeines Zornes Wut
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Glut
Die Eiſenſtufe ſchmolz.
Hier nährten früh und ſpat den Brand
Die Knechte mit geſchäftger Hand;
Der Funke ſprüht, die Bälge blaſen,
Als gält es, Felſen zu verglaſen.

Des Waſſers und des Feuers Kraft
Verbündet ſieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt ſich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildſam von den mächtgen Streichen
Muß ſelbſt das Eiſen ſich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet ſie und ſagt:
„Den erſten, den ich ſende her,
Und der euch alſo fragt:
‚Habt ihr befolgt des Herren Wort?'
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Aſche gleich vergehe
Und ihn mein Aug nicht weiter ſehe!"

Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Denn fühllos wie das Eisen war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch
Und schicken sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
Der Herr begehret dein."
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie getan nach meinen Worten."

Und jener spricht: „Es soll geschehn!"
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?"
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich,
So sag, was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten."

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heilge Messe hört ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn.
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden."

Und froh der vielwillkommnen Pflicht
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht in schnellem Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Findst du ihn auf dem Weg!"
Er sprichts und tritt ins Gotteshaus,
Kein Laut ist hier noch reg.
Denn um die Ernte wars, und heiß
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß,
Kein Chorgehilfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sakristan.
„Das", spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan."
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiß getan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanktus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärtgen, zeigt
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn,
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn,
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein sich wendet,
Die heilge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich,
Erst reinigt er das Heiligtum,
Und dann entfernt er sich
Und eilt in des Gewissens Ruh
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ists geschehn?"
Und grinsend zerren sie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben."

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:
„Unglücklicher! wo kommst du her?“ –
„Vom Eisenhammer.“ – „Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?“ –
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet.

Denn als von Eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt ich erst, nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören; gern gehorcht ich ihr
Und sprach der Rosenkränze viere
Für Euer Heil und für das ihre.“

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich:
„Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? sprich!“ –
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
‚Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.‘“

„Und Robert?“ fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
„Sollt er dir nicht begegnet sein?
Ich sandt ihn doch zum Wald.“ –
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur.“ –
„Nun,“ ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!“

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verſtand:
„Dies Kind, kein Engel iſt ſo rein,
Laßts Eurer Huld empfohlen ſein!
Wie ſchlimm wir auch beraten waren,
Mit dem iſt Gott und ſeine Scharen.“

Licht und Wärme.

Der beßre Menſch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen,
Er glaubt, was ihm die Seele ſchwellt,
Auch außer ſich zu ſchauen,
Und weiht, von edelm Eifer warm,
Der Wahrheit ſeinen treuen Arm.

Doch alles iſt ſo klein, ſo eng!
Hat er es erſt erfahren,
Da ſucht er in dem Weltgedräng
Sich ſelbſt nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter ſtolzer Ruh,
Schließt endlich ſich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wiſſens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!
Drum paart zu eurem ſchönſten Glück
Mit Schwärmers Ernſt des Weltmanns Blick!

Der Kaufmann.

Wohin ſegelt das Schiff? Es trägt ſidoniſche Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernſtein, das Zinn,

Trag es gnädig, Neptun, und wiegt es ſchonend, ihr Winde,
In bewirtender Bucht rauſch ihm ein trinkbarer Quell!
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu ſuchen
Geht er, doch an ſein Schiff knüpfet das Gute ſich an.

Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertrauſt du der Erde den goldenen Samen
Und erwarteſt im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkſt du dich Taten zu ſtreuen,
Die, von der Weisheit geſät, ſtill für die Ewigkeit blühn?

Pegaſus im Joche.

Auf einen Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Ware ſich verwandeln —
Bracht einſt ein hungriger Poet
Der Muſen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph
Und bäumte ſich in prächtiger Parade,
Erſtaunt blieb jeder ſtehn und rief:
Das edle königliche Tier! Nur ſchade,
Daß ſeinen ſchlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entſtellt! Den ſchönſten Poſtzug würd es zieren.
Die Raſſe, ſagen ſie, ſei rar,
Doch wer wird durch die Luft kutſchieren?
Und keiner will ſein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Mut.
Die Flügel zwar, ſpricht er, die ſchaffen keinen Nutzen;
Doch die kann man ja binden oder ſtutzen,
Dann iſt das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen.
Der Täuſcher, hochvergnügt, die Ware loszuſchlagen,
Schlägt hurtig ein. Ein Mann, ein Wort!
Und Hans trabt friſch mit ſeiner Beute fort.

Das edle Tier wird eingespannt.
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde
Und wirft, von edelm Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Tiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr ich Passagiere,
Da stell ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen;
Der Koller gibt sich mit den Jahren.

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und treu der stärkeren Natur
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;
Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen,
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.
So wird es nimmermehr gelingen;
Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen.
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,
Eh noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. Ich habs, ich habs gefunden!
Ruft Hans. Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!

Gesagt, getan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt, das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

Verwünschtes Tier! bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm,
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Zornes Wut
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemut
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Baur von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun,
Gib acht, du sollst dein Wunder schaun!

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Tier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,

Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Der philosophische Egoist.

Hast du den Säugling gesehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arm zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet
Und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
Und du lästerst die große Natur, die, bald Kind und bald Mutter,
Jetzt empfänget, jetzt gibt, nur durch Bedürfnis besteht?
Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reiht in vertraulichem Bund,
Willst, du Armer, stehen allein und allein durch dich selber,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?

Würden.

Wie die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt —
Hell wie von eigener Glut flammt der vergoldete Saum;
Aber die Well entführet der Strom, durch die glänzende Straße
Drängt eine andre sich schon, schnell wie die erste zu fliehn —
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen:
Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

Das Geschenk.

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt.
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Macht des Weibes.

Mächtig seid ihr, ihr seids durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt er,
Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Taten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeigt, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.

Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest, in einem
Kranze, der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

An die Proselytenmacher.

„Nur ein weniges Erde beding ich mir außer der Erde,"
Sprach der göttliche Mann, „und ich bewege sie leicht."
Einen Augenblick nur vergönnt mir, außer mir selber
Mich zu begeben, und schnell will ich der Eurige sein.

Der Metaphysiker.

„Wie tief liegt unter mir die Welt!
Kaum seh ich noch die Menschlein unten wallen!

Wie trägt mich meine Kunst, die höchste unter allen,
So nahe an des Himmels Zelt!"
So ruft von seines Turmes Dache
Der Schieferdecker, so der kleine große Mann
Hans Metaphysikus in seinem Schreibgemache.
Sag an, du kleiner großer Mann,
Der Turm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
Wovon ist er — worauf ist er erbauet?
Wie kamst du selbst hinauf — und seine kahlen Höhn,
Wozu sind sie dir nütz, als in das Tal zu sehn?

Deutsche Treue.

Um den Zepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn.
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe, da stellt er aufs neu willig den Banden sich dar.
Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arme schlummern auf Einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friederichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich! So ists! Es ist wirklich so! Man hat mirs geschrieben!"
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Nadowessische Totenklage.

Seht! da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als ers Licht noch sah.

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Atems Hauch,
Der noch jüngst zum großen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, falkenhelle,
Die des Renntiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Tau der Flur?

Diese Schenkel, die behender
Flohen durch den Schnee
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh.

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff!
Seht, das Leben ist entflogen,
Seht, sie hängen schlaff!

Wohl ihm! er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt.

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speist er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Taten loben
Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang.

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land.

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, tut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.

Die Zerstörung von Troja.

Freie Uebersetzung des zweiten Buchs der Aeneide.

Still wars, und jedes Ohr hing an Aeneens Munde,
Der also anhub vom erhabnen Pfühl:
O Königin, du weckst der alten Wunde
Unnennbar schmerzliches Gefühl!
Von Trojas kläglichem Geschick verlangst du Kunde,
Wie durch der Griechen Hand die tränenwerte fiel,
Die Drangsal alle soll ich offenbaren,
Die ich gesehn und meistens selbst erfahren.

Wer, selbst ein Myrmidon und Kampfgenoß
Des grausamen Ulyß, erzählte tränenlos!
Und schon entflieht die feuchte Nacht, es laden
Zum Schlaf die niedergehenden Plejaden.
Doch treibt dich so gewaltige Begier,
Der Teukrer letzten Kampf und mein Geschick zu hören.
Seis denn! wie sehr auch die Erinnrung mir
Die Seele schaudernd mag empören!

Der Griechen Fürsten, aufgerieben
Vom langen Krieg, vom Glück zurückgetrieben,
Erbauen endlich durch Minervens Kunst
Ein Roß aus Fichtenholz, zum Berge aufgerichtet,
Beglückte Wiederkehr, wie ihre List erdichtet,
Dadurch zu flehen von der Götter Gunst.
Der Kern der Tapfersten birgt sich in dem Gebäude,
Und Waffen sind sein Eingeweide.

Die Insel Tenedos ist aller Welt bekannt,
Von Priams Stadt getrennt durch wen'ge Meilen,
An Gütern reich, solange Troja stand,
Jetzt ein verräterischer Strand,
Wo im Vorüberzug die Kaufmannsschiffe weilen.
Dort birgt der Griechen Heer sich auf verlaßnem Sand.
Wir wähnen es auf ewig abgezogen
Und mit des Windes Hauch Mycenen zugeflogen.

Alsbald spannt von dem langen Harme
Die ganze Stadt der Teukrier sich los;
Heraus stürzt alles Volk in frohem Jubelschwarme,
Das Lager zu besehn, aus dem sein Leiden floß.
Dort, heißt es, wüteten der Myrmidonen Arme,
Hier schwang Achill das schreckliche Geschoß,
Dort lag der Schiffe zahlenlos Gedränge,
Hier tobete das Handgemenge.

Mit Staunen weilt der überraschte Blick
Beim Wunderbau des ungeheuren Rosses,
Thymöt, seis böser Wille, seis Geschick,
Wünscht es im innern Raum des Schlosses.
Doch bang vor dem versteckten Feind
Rät Kapys an, und wer es redlich meint,
Den schlimmen Fund dem Meer, dem Feuer zu vertrauen,
Wo nicht, doch erst sein Innres zu beschauen.

Die Stimmen ſchwankten noch in ungewiſſem Streite,
Als ihn der Prieſter des Neptun vernahm,
Laokoon, mit mächtigem Geleite
Von Pergams Turm erhitzt herunter kam.
„Raſt ihr, Dardanier?“ ruft er voll banger Sorgen,
„Unglückliche, ihr glaubt, die Feinde ſei'n geflohn?
Ein griechiſches Geſchenk, und kein Betrug verborgen?
So ſchlecht kennt ihr Laertens Sohn?

Wenn in dem Roſſe nicht verſteckte Feinde lauern,
So droht es ſonſt Verderben unſern Mauern,
So iſt es aufgetürmt, die Stadt zu überblicken,
So ſollen ſich die Mauern bücken
Vor ſeinem ſtürzenden Gewicht,
So iſts ein anderer von ihren tauſend Ränken,
Der hier ſich birgt. Trojaner, trauet nicht!
Die Griechen fürchte ich — und doppelt, wenn ſie ſchenken.“

Dies ſagend, treibt er den gewaltgen Speer
Mit ſtarken Kräften in des Roſſes Lende,
Es ſchüttert durch und durch, und weit umher
Antworten dumpf die vollgeſtopften Wände;
Und hätte nicht das Schickſal ihm gewehrt,
Nicht eines Gottes Macht umnebelt ſeine Sinne,
Jetzt hätte den Betrug ſein Eiſen aufgeſtört —
Noch ſtünde Ilium und Pergams feſte Zinne.

Indeſſen wird durch eine Schar von Hirten,
Die Hände auf dem Rücken zugeſchnürt,
Mit lärmendem Geſchrei ein Jüngling hergeführt.
Der Jüngling ſpielte den Verirrten
Und bot freiwillig ſich den Banden dar,
Durch falſche Botſchaft Troja zu verderben,
Mit dreiſter Stirn, gefaßt auf jegliche Gefahr
Und gleich bereit zum Lügen oder Sterben.

Ihn zu betrachten, sammelt um und um
Die wilde Jugend sich aus Ilium;
Wetteifernd höhnt mit herbem Spotte
Den eingebrachten Fang die rachbegierge Rotte,
Und wehrlos bloßgestellt so vieler Feinde Grimm,
Fliegt er mit ängstlich scheuem Blicke
Die Reihen durch. Jetzt, Königin, vernimm
Aus einer Freveltat der Griechen ganze Tücke!

„Weh!" ruft er aus, „wo öffnet sich ein Port,
Wo tut ein Meer sich auf, mich zu empfangen?
Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwert der Griechen kaum entgangen,
Seh ich der Trojer Haß nach meinem Blut verlangen!"
Schnell umgestimmt von diesem Wort,
Legt sich der wilde Sturm der Scharen,
Und man ermahnt ihn fortzufahren.

Wes Stamms er sei, was ihn hieher gebracht,
Ihm Lebenshoffnung ließ, selbst in des Feindes Macht,
Soll er bekennen. Furcht und Angst verschwanden.
„Was es auch sei," ruft er, „dir, König, seis gestanden!
Empfange den Beweis von Sinons Redlichkeit!
Ich leugne nicht, zum Volk der Griechen zu gehören.
Hat mein Verhängnis gleich dem Elend mich geweiht,
Zum Lügner soll es nimmer mich entehren.

Trug das Gerücht vielleicht die Namen und die Taten
Des großen Palamed zu deinem Ohr,
Der, boshaft angeklagt, weil er den Krieg mißraten,
Sein Leben durch der Griechen Spruch verlor,
Den sie im Grabe schmerzlich jetzt beklagen?
Mit diesem hat, er ist mir anverwandt,
Seit dieses Krieges ersten Tagen
Der dürftge Vater mich nach Asien gesandt.

So lange Palamed der Herrschaft sich erfreute
Und in dem Rat der Könige mit saß,
Stand ich geehrt und glücklich ihm zur Seite.
Doch das verging, als ihn Ulyssens Haß —
Wer kennt den Schwätzer nicht? — dem Orkus übergeben.
Da floß in Trauer hin mein unbemerktes Leben,
Und der verhaltnen Rache Schmerz
Zernagte still mein wundes Herz.

Weh mir, daß ich sie nicht verschwieg,
Zu laut zu seinem Rächer mich erklärte,
Wenn einst ein Gott aus diesem Krieg
Siegreiche Heimkehr mir gewährte!
Mit eitler Rede weckt ich schweren Groll.
Seitdem ermüdete, mir Feinde zu erwecken,
Ulysses nicht und wußte rachevoll
Mit immer neuen Ränken mich zu schrecken.

Auch ruht er nimmermehr, bis Kalchas — doch warum
Mit widrigem Bericht fruchtlos die Zeit verlieren?
Verurteilt alle, die ihn führen,
Der Name Grieche schon in Ilium,
Wohlan, so würgt mich ohne Schonen!
Das wird dem Ithaker willkommne Botschaft sein,
Das wird die Söhne Atreus hoch erfreun,
Und herrlich werden sies euch lohnen."

Ohn Ahndung des Betrugs, der aus dem Griechen spricht,
Steigt unsre Neugier, ihm den Aufschluß abzufragen,
Und er, mit schlau verstelltem Zagen,
Vollendet so den täuschenden Bericht:
„Oft", spricht er, „war der Wunsch lebendig bei dem Heere,
Der langen Kriegesnot sich endlich zu entziehn,
Von Troja heimlich zu entfliehn.
O daß es doch geschehen wäre!

Stets hinderten die frohe Wiederkehr
Der rauhe Süd und das empörte Meer.
Dies Roß von Fichtenholz stand längst schon aufgetürmet,
Als, vom Orkan gepeitscht, die finstre Luft gestürmet.
Verlegen sendet man zuletzt Eurypylus,
Zu fragen an des Schicksals Throne,
Nach Delphi zu Latonens Sohne;
Der kommt zurück mit diesem traurgen Schluß:

‚Mit Blut erkauftet ihr die Herfahrt von den Winden,
Und eine Jungfrau fiel an Deliens Altar.
Mit Blut allein könnt ihr den Rückweg finden,
Ein Grieche bringe sich zum Todesopfer dar.‘
Eiskalte Angst durchlief die zitternden Gebeine,
Als in dem Lager diese Post erklang,
Und jedes Auge fragte bang,
Wen wohl der Zorn der Gottheit meine?

Jetzt riß Ulyß mit lärmendem Geschrei
Den Seher Kalchas in des Heeres Mitte
Und dringt in ihn mit ungestümer Bitte,
Zu sagen, wessen Haupt zum Tod bezeichnet sei.
Schon ließen viele mich, mit ahndungsvollem Grauen,
Des Schalks verruchten Plan und mein Verderben schauen.
Zehn Tage schließt der Priester schlau sich ein,
Um keinen aus dem Volk dem Untergang zu weihn.

Zuletzt, als könnt er dem beredten Flehn
Ulyssens nicht mehr widerstehn,
Läßt er geschickt den Namen sich entreißen
Und zeichnet mich dem Mördereisen.
Man stimmt ihm bei, und froh sieht jeder die Gefahr,
Die alle gleich bedroht, auf einen abgeleitet.
Der Unglückstag ist da, die Binde schmückt mein Haar,
Man streut das Mehl, das Opfer ist bereitet.

Ja, da entriß ich mich dem Tod, zerbrach die Bande
Und harrete des Nachts in eines Sumpfes Rohr,
Bis die Armee, wenn sie zum Vaterlande
Vielleicht sich eingeschifft, vom Ufer sich verlor.
Nie werd ich, ach! die Heimat mehr begrüßen,
Nie Vater, Kinder mehr in diese Arme schließen,
Und mein Entrinnen rächt vielleicht die Wut
Der Danaer an diesem teuren Blut.

Und nun, bei allen himmlischen Dämonen,
Die in des Herzens tiefste Falten sehn:
Wenn Treu und Glaube noch auf Erden irgend wohnen,
Laß so viel Leiden dir zu Herzen gehn!
Hab du Erbarmen mit dem Unglücksvollen,
Der, was er nicht verschuldete, erfuhr!" —
Wir sehen jammernd seine Tränen rollen,
Es siegt in uns die Stimme der Natur.

Sogleich läßt Priamus der Hände Band ihm lösen
Und spricht ihm Trost mit milden Worten ein.
„Du bist", spricht er, „ein Danaer gewesen;
Wer du auch seist, hinfort wirst du der Unsre sein.
Und jetzt laß Wahrheit mich auf meine Fragen hören:
Warum, wozu das ungeheure Roß?
Wer gab es an? Warum so riesengroß?
Zu welchem Brauch? Sprich! Welchem Gott zu Ehren?"

Er sprachs, und jener Bösewicht, gewandt
In jeder List, Pelasger im Betrügen,
Hebt himmelan die losgebundne Hand.
„Dich", ruft er, „ewges Licht, dich, Rächer aller Lügen,
Dich, Opferherd, dem ich durch Flucht entrann,
Dich, frevelhafter Stahl, den Mordgier auf mich zückte,
Dich, priesterliches Band, das meine Schläfe schmückte,
Euch ruf ich jetzt zu Zeugen an!

Von jeder Pflicht, die mich an Griechen band,
Erklär ich mich auf ewig losgezählet —
Für Sinon gibts hinfort kein Vaterland,
Ich mache laut, was ihre List verhehlet.
Gedenke du nur deines Wortes, Fürst,
Und schone, Troja, den, der Rettung dir geschenket,
Ists anders wahr, was du jetzt hören wirst,
Und wert, daß man es überdenket.

Von jeher barg im Krieg mit Ilium
Minervens Schutz der Myrmidonen Schwäche;
Doch seit Ulyß, der Schalk, und Diomed, der Freche,
Der Göttin Bild aus ihrem Heiligtum
Zu reißen sich erkühnt, die Hüter zu durchbohren,
Der Jungfrau Stirne selbst mit mordbefleckter Hand
Verwegen zu berühren, schwand
Der Griechen Glück dahin, ging ihre Kraft verloren.

Auf immer war Athenens Gunst entwichen,
Bald zeigte sich in fürchterlichen
Erscheinungen der Göttin Strafgericht.
Kaum steht das Bild im Lager still, so blitzen
Die offnen Augen, und die Glieder schwitzen,
Und dreimal scheint (entsetzliches Gesicht!)
Die Göttin sich vom Boden zu erheben,
Und Schild und Lanze schütternd zu erbeben.

Ein Gott gebeut jetzt durch des Sehers Mund,
Auf schneller Flucht die Heimat zu gewinnen,
Denn nimmer fallen durch der Griechen Bund,
So spricht das Schicksal, Pergams feste Zinnen,
Sie hätten denn aufs neu der Heimat Strand berührt,
In wiederholter Fei'r die Götter zu befragen,
Zum alten Heiligtum das Bild zurückgetragen,
Das sie auf krummen Schiffen weggeführt.

Jetzt zwar sind sie nach Argos heimgefahren,
Doch führt sie Kalchas bald mit neuen Kriegerscharen
Und Göttern furchtbarer zurück. Dies Roß
Ward aufgetürmt, den Zorn der Pallas zu versöhnen,
Und nicht umsonst seht ihrs so riesengroß.
Es sollte der Koloß das enge Tor verhöhnen,
Nie sollt euch der Besitz des Wunderbilds erfreun,
Nie sollt es eurer Stadt den alten Schutz erneun.

Denn wagtet ihrs, Minervens Heiligtum
Mit Frevlerhänden zu versehren,
So traf der Göttin Fluch ganz Ilium,
(Möcht ihn ein Gott auf ihre Häupter kehren!)
Doch hättet ihr mit eigner Hand
Dies Roß in eure Stadt gezogen,
So wälzte Asien zu uns des Krieges Wogen,
Und weh dann über Griechenland!"

Von dieser Lügen schlau gewebten Banden
Ward unser redlich Herz umstrickt,
Der Zweifel wird in jeder Brust erstickt;
Die dem Tydiden männlich widerstanden,
Die der thessalische Achill nicht zwang,
Nicht zehenjährge Kriegeslasten,
Nicht das Gewühl von tausend Masten,
Weint ein Betrüger in den Untergang!

Jetzt aber stellt sich den entsetzten Blicken
Ein unerwartet schrecklich Schauspiel dar.
Es stand, den Opferfarren zu zerstücken,
Laokoon am festlichen Altar.
Da kam (mir bebt die Zung, es auszudrücken)
Von Tenedos ein gräßlich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen,
Dahergeschwommen auf den stillen Wogen.

Die Brüſte ſteigen aus dem Wellenbade,
Hoch aus den Waſſern ſteigt der Kämme blutge Glut,
Und nachgeſchleift in ungeheurem Rade
Netzt ſich der lange Rücken in der Flut;
Lautrauſchend ſchäumt es unter ihrem Pfade,
Im blutgen Auge flammt des Hungers Wut,
Am Rachen wetzen ziſchend ſich die Zungen:
So kommen ſie ans Land geſprungen.

Der bloße Anblick bleicht ſchon alle Wangen;
Und auseinander flieht die furchtentſeelte Schar;
Der pfeilgerade Schuß der Schlangen
Erwählt ſich nur den Prieſter am Altar.
Der Knaben zitternd Paar ſieht man ſie ſchnell umwinden,
Den erſten Hunger ſtillt der Söhne Blut;
Der Unglückſeligen Gebeine ſchwinden
Dahin von ihres Biſſes Wut.

Zum Beiſtand ſchwingt der Vater ſein Geſchoß;
Doch in dem Augenblick ergreifen
Die Ungeheur ihn ſelbſt, er ſteht bewegungslos,
Geklemmt von ihres Leibes Reifen;
Zwei Ringe ſieht man ſie um ſeinen Hals und noch
Zwei andre ſchnell um Bruſt und Hüfte ſtricken,
Und furchtbar überragen ſie ihn doch
Mit ihren hohen Hälſen und Genicken.

Der Knoten furchtbares Gewinde
Gewaltſam zu zerreißen, ſtrengt
Der Arme Kraft ſich an; des Geifers Schaum beſprengt
Und ſchwarzes Gift die prieſterliche Binde.
Des Schmerzens Höllenqual durchdringt
Der Wolken Schoß mit berſtendem Geheule:
So brüllt der Stier, wenn er, gefehlt vom Beile
Und blutend, dem Altar entſpringt.

Die Drachen bringt ein blitzgeschwinder Schuß
Zum Heiligtum der furchtbarn Tritonide;
Dort legen sie sich zu der Göttin Fuß,
Beschirmt vom weiten Umkreis der Aegide.
Entsetzen bleibt in jeder Brust zurück,
Gerechte Büßung heißt Laokoons Geschick,
Der frech und kühn das Heilige und Hehre
Verletzt mit frevelhaftem Speere.

„Zum Tempel", ruft das Volk, „mit dem geweihten Bilde!
Und flehet an der Göttin Milde!"
Sogleich strengt jeder Arm sich an,
Die Mauer wird geteilt, die Stadt ist aufgetan,
Und auf der Walze künstlichen Wogen
Rollt es dahin, von Strängen fortgezogen;
Verderbenträchtig, schwanger mit dem Blitz
Der Waffen, rollts in Priams Königssitz.

Und hoch beglückt, den Strang berührt zu haben,
Der es bewegt, begleiten Jungfrauen und Knaben
Mit heilgen Liedern die verehrte Last.
O meine Vaterstadt! So reich an Siegeskronen!
O heilges Land, wo so viel Götter thronen!
In deiner Mitte steht der fürchterliche Gast.
Viermal hat es am Eingang still gehalten,
Und viermal klang das Erz in seines Bauches Falten.

Uns warnt es nicht! Von wütender Begierde
Verblendet, setzen wir die unglückschwangre Bürde
Beim Tempel ab. Apolls Orakel spricht
Weissagend aus Kassandrens Munde;
Es spricht von Trojas letzter Stunde —
Wir glauben selbst der Gottheit nicht.
Von festlich grünem Laub muß jeder Tempel wehen,
Und — morgen ists um uns geschehen!

Indeſſen wandelt ſich des Himmels Bogen,
Und Nacht ſtürzt auf des Meeres Wogen,
Mit breitem Schatten hüllt ſie Land und Hain
Und den Betrug der Myrmidonen ein.
An Trojas Mauern fängt es an, zu ſchweigen,
Der Schlummer ſpannt die müden Glieder los;
Da naht, den Mond allein zum ſtillen Zeugen,
Der Griechen Flotte ſich von Tenedos.

Geleitet von dem Feuerbrande,
Der aus dem königlichen Schiffe blitzt,
Dringt ſie hinan zum wohlbekannten Strande,
Und, von der Götter Grimm beſchützt,
Eröffnet Sinon ſtill den Bauch der Fichte:
Gehorſam gibt das aufgetane Roß
Die Krieger von ſich, die ſein Leib verſchloß,
Und hocherfreut entſpringen ſie zum Lichte.

Herab am Seile gleiten ſchnell die Fürſten
Theſſandrus, Sthenelus, Machaon, Akamas;
Ihm folgt mit Blicken, die nach Blute dürſten,
Ulyß, Neoptolem, drauf Thoas, Menelas,
Zuletzt Epeus, der das Roß gefügt.
Sie ſtürzen in die Stadt, die Wein und Schlaf beſiegt;
Die Wachen würgt ihr Stahl, indes ſchon die Genoſſen,
Durchs Tor eindringend, zu den Fürſten ſtoßen.

Schon neigte aus der Götter Hand
Des erſten Schlummers Wohltat ſich hernieder
Und ſchloß mit ſüßem Zauberband
Die kummerſchweren Augenlider.
Da ſah ich Hektors Schattenbild
Im Traumgeſichte mir erſcheinen,
In tiefe Trauer eingehüllt,
Ergoſſen in ein lautes Weinen.

So wie ihn einst durch des Skamanders Feld
Des rauhen Siegers Zweigespann gerissen,
Von blutgem Staub geschwärzt und mit durchbohrten Füßen,
Ihr Götter, wie von Schmach entstellt!
Der Hektor nicht mehr, der, gleich einem Gotte
In des Peliden Rüstung heimgekehrt,
Den Feuerbrand von der Trojaner Herd
Geschleudert hatte in der Griechen Flotte.

Den Bart befleckt, der Locken schönes Wallen
Gehemmt von blutgem Leime, stand er da,
Den Leib besät mit jenen Wunden allen,
Die Trojas Mauer ihn empfangen sah.
Den hohen Schatten zu besprechen,
Gebietet mir des Herzens feurger Drang;
Die Wange brennt von heißen Tränenbächen,
Und von den Lippen flieht der Trauerklang:

„O Trojas Hoffnung, die uns nie betrogen,
O du, nach dem das Herz geschmachtet hat!
O sei willkommen, Licht der Vaterstadt!
Warum und wo hast du so lang verzogen?
So viele Kämpfe mußten wir bestehn,
Von so viel Not und Herzensangst ermatten,
So viel geliebte Leichname bestatten,
Eh dich die Freunde wieder sehn!

O sprich, und welcher Frevel durft es wagen,
Der Augen sonnenheitern Schein
Mit Blut und Staub unwürdig zu entweihn?
Was sollen diese Wundenmäler sagen?"
Doch keinen Laut verlor der Geist,
Des Fragers eitle Neugier zu vergnügen,
Bis unter tief geholten Odemzügen
Ein schweres Ach der Zunge Band durchreißt.

„Fort, Göttinsohn! Fort, fort aus diesem Brand!
Die Mauern sind in Feindes Hand,
Die stolze Troja stürzt von ihren Höhen,
Genug, genug ist für das Vaterland,
Genug für Priams Thron geschehen!
Wärs eines Mannes tapfre Hand,
Die Trojas letztes Schicksal wendet,
So hätt es dieser Arm vollendet.

Die Heiligtümer sind dir übergeben,
Nimm zu Gefährten sie auf deiner flüchtgen Bahn!
Für sie wirst du ein neues Ilium erheben
Nach langer Irrfahrt auf dem Ozean."
Er sprichts und holt in schneller Eile
Mir vom Altar mit eigner Hand
Der mächtgen Vesta heilge Säule,
Den Priesterschmuck, den ewgen Feuerbrand.

Und draußen hört man schon ein tausendstimmig Heulen
Mit wachsendem Getön die bangen Lüfte teilen,
Es dringt der Waffen eisernes Gebrause
Bis zu Anchisens, meines Vaters, Hause,
Das hinter Bäumen einsam sich verlor;
Es donnert aus dem Schlummer mich empor,
Den höchsten Standort wähl ich mir im Hause
Und stehe da mit offnem Ohr.

So fallen Feuerflammen ins Getreide,
Gejagt vom Wind, so stürzt der Wetterbach
Sich rauschend nieder von des Berges Heide;
Zertreten liegt, so weit er Bahn sich brach,
Der Schweiß der Rinder und des Schnitters Freude,
Und umgerißne Wälder stürzen nach;
Es horcht der Hirt, unwissend, wo es dröhne,
Vom fernen Fels verwundert dem Getöne.

Jetzt lag es kund und aufgetan,
Wie Danaer auf Treu und Glauben halten!
Das Truggeweb sieht man jetzt schrecklich sich entfalten.
Schon liegt, besiegt vom prasselnden Vulkan,
Deiphobus' erhabne Burg im Staube,
Schon wird Ukalegons, ihr Nachbar, ihm zum Raube,
Und des sigäischen Sundes Flut
Scheint wider von des Feuers Glut.

Von lautem Kriegsgeschrei erzittern jetzt die Zinnen,
Und schrecklich schmettert des Achaiers Horn.
Sinnlos bewaffn ich mich. Bewaffnet, was beginnen?
Ein Heer zu sammeln schnell, treibt mich der edle Zorn,
Und mit der Freunde Schar die Feste zu gewinnen.
Verzweiflung selbst ist des Entschlusses Sporn.
„Will", ruf ich aus, „das Schicksal mit uns enden,
So stirbt sichs schön, die Waffen in den Händen."

Indem seh ich, entflohn der Feinde Pfeilen,
Den Priester des Apoll bei mir vorüber eilen;
Die überwundnen Götter in der Hand,
Am Arm den kleinen Sohn, flieht er betäubt zum Strand.
„Halt," rief ich, „o halt an, mich zu belehren,
Mein Panthus, was beschließt das zürnende Geschick?
Welch festes Schloß wird uns noch Schutz gewähren?"
Da gibt er seufzend mir zurück:

„Der Tage letzter ist vorhanden,
Gekommen ist die unabwendbar böse Zeit;
Einst gab es Teukrer, Troja hat gestanden,
Und seines Ruhmes Schimmer strahlte weit.
Der grimme Zeus gab alles dem Argeier,
Der waltet jetzt in der entflammten Stadt;
Bewaffnete ergießt das Ungeheuer,
Und Sinon schürt die Glut, frohlockend seiner Tat.

Und durch die zweifach offnen Tore wogen
Schon Tausende und Tausende einher,
Als aus dem räumigen Mycene nie gezogen;
Es stehen andre mit gestrecktem Speer
Mordlustig hingepflanzt auf engen Wegen;
Des Eisens Blitz starrt jeder Brust entgegen,
Kaum tun die ersten Wachen Widerstand
Und wagen das Gefecht mit ungewisser Hand."

Von diesen Reden feurig aufgefodert
Und fortgezogen von der Götter Macht,
Flieg ich dahin, wo's höher, heller lodert,
Der Donner stürzender Paläste kracht,
Wo vom Geschrei und vom Geklirr der Eisen
Die Luft erbebt, wohin die Furien mich reißen;
Der günstge Mond gibt mir den trefflichen Epyt
Und Ripheus' Stärke zu Begleitern mit.

Dymas und Hypanis beseelen gleiche Triebe,
Auch Mygdons Sohn, Koröbus, folgt dem Zug,
Den für Kassandra die unselge Liebe
Verhängnisvoll zu Trojas Ende trug.
Dem Vater seiner Braut bracht er hilfreiche Scharen
Und glaubte nicht dem warnungsvollen Laut,
Nicht den verkündigten Gefahren
Im Mund der gottbeseelten Braut.

„Wohlan," beginn ich zu der kampfbegiergen Jugend,
„Ihr Herzen, jetzt umsonst voll Heldentugend,
Gewichen sind, ihr sehts, aus allen ihren Sitzen
Die Götter, welche Troja schützen.
Treibt euch der Mut, dem kühnen Führer nachzugehn,
Kommt, der entflammten Troja beizustehn,
Kommt mit mir, kommt, und fechtend endigt euer Leben!
Besiegte rettet nichts, als Rettung aufzugeben."

Entflammet durch dies Wort ist ihres Eifers Glut,
Und Wölfen gleich, die durch den Nebel spürend schleichen,
Herausgestachelt von des Hungers Wut,
Mit trocknem Gaum erwartet von der Brut,
Gehts zum gewissen Tod durch Schwerter und durch Leichen.
Der hohlen Nacht furchtbare Schatten streichen
Rings durch die Straßen; unser kühner Mut
Verschmäht, aus Trojas Mitte zu entweichen.

O Nacht des Grauens, welcher Mund
Spricht deine Schrecken aus, die Todesnot der Meinen!
Wer macht die Opfer, die du würgtest, kund —
Wo nehm ich Tränen her, sie zu beweinen!
Sie fällt, die hohe Stadt, seit grauem Altertum
Gewohnt, zu herrschen und zu siegen.
Auf Straßen, Schwellen, selbst im Heiligtum
Der Götter sieht man Totenkörper liegen.

Doch glaube nicht, daß nur trojanisch Blut
Der Nächte schrecklichste getrunken.
Auch meines Volks erstorbner Mut
Glimmt auf in manchem Heldenfunken,
Und dann fließt auch des Siegers Blut.
Der Angst, der Qual, des Jammers Stimmen spalten
Des Hörers Ohr, wo nur das Auge ruht,
Des Todes schrecklich wechselnde Gestalten!

Von Feinden warf zuerst mit einer großen Schar
Androgeos sich uns entgegen.
Sein Irrtum stellt in uns der Freunde Heer ihm dar.
„Auf, Brüder, eilt!" ruft er. „Woher so spät, ihr Trägen?
Die andern tragen schon das ganze Pergam fort;
Ihr habt erst jetzt den Schiffen euch entrissen?"
Kaum endigt er, so sagt ihm ein verdächtig Wort,
Daß Feindeshaufen ihn umschließen.

Sein Fuß erſtarrt, und auf den Lippen ſtirbt die Stimme.
So zittert, wer, in Dornen tief verſteckt,
Die Natter unverhofft mit rauhem Fußtritt weckt;
Ihr blauer Hals ſchwillt an, mit giftgem Grimme
Knirſcht ſie empor, und bleich flieht er zurück.
So wendet bei geſchärftem Blick
Androgeos erſchrocken um. Wir dringen
In ſeine dichte Schar, es miſchen ſich die Klingen.

In Troja fremd und halb von Furcht entſeelt, erliegen
Sie unſerm Arm. Den Anfang krönt das Glück.
„Auf, Freunde!“ ruft, erhitzt von dieſen erſten Siegen,
Koröbus, voll von Mut. „Es zeigt uns das Geſchick
In dieſem Zufall ſelbſt den Weg zum Leben.
Vertauſcht den Schild! Den griechſchen Helm aufs Haupt!
Liſt oder Kraft — was wäre Feinden nicht erlaubt?
Die Toten werden Waffen geben.“

Er ſprichts, und ſchleunig weht auf ſeinem Haupt
Des fremden Helmes Buſch, Androgeos geraubt.
Er eilt, des Schildes Zierde zu vertauſchen,
Und läßt ein griechiſch Schwert von ſeinen Hüften rauſchen.
Ihm folgt die ganze Jugend und umhängt
Sich ſchnell die friſch gemachte Beute.
So ſtürzen wir, mit Danaern vermengt,
Doch ohne unſern Gott! zum Streite.

Begünſtigt von der blinden Nacht,
Gelingt uns manche heiße Schlacht,
Und mancher Grieche fällt von unſern Streichen.
Schon fliehn ſie ſcharenweis, dem drohenden Geſchick
Am ſichern Bord der Schiffe zu entweichen;
Bis in des Roſſes Bauch ſcheucht ſie die Furcht zurück.
Ach, niemand ſchmeichle ſich, im Dünkel großer Taten,
Der Götter Gnade zu entraten!

Was zeigt ſich uns! Selbſt an Tritoniens Altar
Erkühnt man ſich, Kaſſandra zu ergreifen.
Wir ſehn mit aufgelöſtem Haar
Die Tochter Priams aus dem Tempel ſchleifen;
Zum tauben Himmel fleht ihr glühend Angeſicht,
Denn, ach! die Feſſel klemmt der Jungfrau zarte Hände.
Koröbus Wahnſinn trägt es nicht,
Er ſucht im Schlachtgewühl ein Heldenende.

Ihm ſtürzt in dichtgeſchloßnen Gliedern
Die ganze Schar der Freunde nach.
Doch, ach! von unſern eignen Brüdern
Kommt hier vom höchſten Tempeldach
Ein mörderiſch Pfeilgewölk auf uns herabgeflogen.
Des Federbuſches fremde Zier,
Der Schilde Zeichen, welche wir
Verwechſelt, hatte ſie betrogen.

Die Prieſterin uns abzuringen
(Verraten hat uns längſt der Sterbenden Geſchrei),
Umſtürmt uns der Dolopen Schar. Es dringen
Mit Ajax die Atriden ſelbſt herbei.
So, wenn im Sturme ſich die Winde heulend ſchlagen,
Der wilde Süd, des Nordes rauhe Macht,
Der mutge Oſt auf Titans raſchem Wagen,
Es rauſcht des Meeres Grund, des Waldes Eiche kracht.

Jetzt ſehn wir noch zu ganzen Heeren,
Die unſrer Waffen glücklicher Betrug
Vor kurzem noch im finſtern Dunkel ſchlug,
Von ihrer Flucht zurückekehren.
Ihr ſchneller Blick erkennt in dunkler Schlacht
Des Helmes Liſt, der Schilde falſche Zeichen.
Jetzt muß der Augen Wahn dem Klang der Stimmen weichen,
Jetzt ſiegt des Feindes Uebermacht.

Es fällt zuerst, von Penelus durchstochen,
Koröbus an Tritoniens Altar.
Es fällt, der das Gesetz der Tugend nie gebrochen,
Ripheus, der Redlichste, den Ilium gebar.
Die Götter richteten nicht so! Von Freundesstreichen
Liegt Hypanis, liegt Dymas hingestreckt;
Und kann der Priesterschmuck, der dich, o Panthus, deckt,
Kann selbst dein schuldlos Herz die Himmlischen erweichen?

Bezeugt mirs, Trojas heilge Trümmer,
Du Flammengrab, das meine Stadt verschlang,
Daß ich an jenem Schreckenstage nimmer
Mich feig entzogen des Gefechtes Drang,
Und, wars mein Los, an jenem Tag zu enden,
Daß ichs verdient mit meinen Würgerhänden!
Jetzt wich ich der Gewalt, mir folgt, für Alter laß,
Iphyt und, schwer von Wunden, Pelias.

Zu Priams Burg ruft uns der Stimmen lautster Hall.
Als raste nirgends sonst der Streitenden Gedränge,
Nicht durch ganz Ilium der Waffen wilder Schall,
Erblick ich hier ein fürchterlich Gemenge,
Des Andrangs Ungestüm, ergrimmten Widerstand.
Den Feind seh ich die hohen Dächer stürmen
Und mit der Schilde dichtgeschloßnem Band
Sich furchtbar vor den Eingang türmen.

Ich sehe Leitern an die Mauern legen,
Entschlossen klimmt der trotzge Sieger nach,
Die Linke hält den Schild der Pfeile Sturm entgegen,
Fest klammert sich die Rechte an das Dach.
Beschäftigt ist mein Volk, die Türme abzutragen,
Und mit den Trümmern wird der Stürmende bedroht,
Die letzte Zuflucht ihrer Not,
Wenn alles, alles fehlgeschlagen!

Herabgestürzt seh ich die übergoldten Zinnen,
Denkmäler alter königlicher Pracht.
Mit bloßem Schwert wird jeder Weg nach innen
Von einer dichten Schar Dardanier bewacht.
Ein frischer Mut lebt auf in unsern Seelen,
Der schwerbedrängten Burg des Königs beizustehn,
Mit Stärke Stärke zu vermählen
Und der Besiegten Mut mitstreitend zu erhöhn.

Noch führten zum Palast, der Menge unbekannt,
Geheime abgelegne Türen,
Durch deren nie entdecktes Band
Die Zimmer ineinander sich verlieren.
Oft hatte, frei von des Gefolges Zwang,
Andromacha in Trojas schönen Tagen
Auf diesem unbemerkten Gang
Zum frohen Ahn den Enkel hingetragen.

Mich bringt er jetzt zum höchsten Dach hinauf,
Von wo die Teukrier mit segenleeren Händen
Verlorne Pfeile niedersenden.
Zum gähen Turm verfolg ich meinen Lauf,
Der übers Dach empor zum Sternenhimmel schreitet;
Ganz Ilium liegt vor mir ausgebreitet,
Der feindlichen Gezelte ganzes Heer,
Das ganze schiffbedeckte Meer.

Von Tod umringt, zerreißen wir voll Mut
Der Decke schon gewichne Fugen
Und schleudern sie auf der Achiver Flut
Mitsamt den Pfeilern, die sie trugen.
Herunter stürzen sie mit donnerndem Gekrach,
Und weh den Stürmenden, die sich darunter stellten!
Doch frische Krieger dringen nach,
Der Streit brennt fort, und alle Waffen gelten.

Als wollt er jeden Feind zermalmen,
Pflanzt Pyrrhus sich im Glanz der Rüstung vor das Tor,
Der Schlange gleich, genährt von bösen Halmen,
Die giftgeschwollen schlief im eisbedeckten Moor
Und neuverjüngt jetzt von sich streift die Schale,
Den glatten Leib im Reif zusammenringt,
Sich mit erhabner Brust aufbäumt zum Sonnenstrahle
Und dreier Zungen Blitz im Munde schwingt.

Dicht an ihm steht der hohe Periphas,
Nächst dem Automedon, Achillens Wagenwender,
Es drängt sich Skyros' Jugend an den Paß,
Und nach dem Giebel fliegen Feuerbränder.
Vom Angel haut er selbst das erzbeschlagne Tor,
Und alle Bänder stürzt des Beiles Schwung zu Grunde,
Leicht wird das Holz durchbohrt, das seinen Schirm verlor,
Und weit geöffnet klafft des Tores Wunde.

Des innern Hauses weiter Hof, die Schar
Der Trojer, die den Eingang hüten,
Der alten Könige geheimste Säle bieten
Dem überraschten Blick sich dar,
Und aus den innersten Gemächern dringet
Der Männer Schrein, der Weiber jammernd Ach,
Die ganze Wölbung hallt das Klaggeheule nach,
Das in den Wolken widerklinget.

Man sieht der Mütter Heer die weite Burg durchschweifen,
Zum letzten Lebewohl die Säulen noch umgreifen
Und küssen den empfindungslosen Stein.
Ganz mit des Vaters Trotz bricht Pyrrhus schon herein.
Ihn hält kein Schloß, die Türe liegt in Trümmern,
Vom Widder eingerannt, Gewalt macht Bahn,
Tod ist der erste Gruß: so fluten sie heran,
Von Waffen rauschts in allen Zimmern.

So wütet nicht der hochgeſchwollne Bach,
Der ſchäumend ſeinen Damm durchbrach,
Der Felſen Kerkerwand mit wildem Grimm durchhauen.
Er ſtürzt ins Feld mit trüber Wogen Kraft,
Der Herden Schar auf den ertränkten Auen
Wird mit den Hürden fortgerafft.
Ich ſelbſt ſah, Mord im Blick, den Achilliden
Am Eingang ſtehn und bei ihm die Atriden.

Ich ſah auch Hekuba, ſah ihre hundert Töchter,
Sah Priam ſelbſt an den Altar geſtreckt,
Den Vater blühender Geſchlechter,
Noch mit dem Blut der Opfer friſch befleckt.
Es tritt der Feind die Saat von funfzig Ehen,
Der Enkel ſchöne Hoffnung in den Staub,
Die goldne Säule ſtürzt, behangen mit Trophäen,
Und was dem Brand entging, das wird des Würgers Raub.

Mitleidig, Fürſtin, wirſt du fragen,
Wie König Priam ſeine Tage ſchloß?
So wiſſe denn! Kaum hört er Trojens Stunde ſchlagen
Und ſah den Feind, der durch die Pforten ſich ergoß,
So eilt er, ſich den Panzer anzuſchnallen,
Der die entwöhnten Glieder niederzog,
Umhängt das Schwert, das längſt der Scheide nicht entflog,
Und ſtürzt zur Schlacht, als Fürſt zu fallen.

Es ſtieg in des Palaſtes mittlerm Raume
Ein hoher Altar in des Aethers Plan,
Ihn fächelte von einem alten Lorbeerbaume
Die nachbarliche Kühlung an.
Gleich ſcheuen Tauben, die das donnerſchwüle Wetter
Zuſammentrieb, lag dorten Hekuba
Mit allen Töchtern kniend da
Und ſchloß in ihren Arm die unerweichten Götter.

Jetzt sah sie den Gemahl, bereit zur Gegenwehr,
Im jugendlichen Schmuck der Waffen sich bewegen.
„Unglücklicher, wohin?" ruft sie ihm bang entgegen,
„Was für ein Wahnsinn reichte dir den Speer?
Und wäre selbst mein Hektor noch zugegen,
Jetzt helfen Schwert und Lanzen uns nicht mehr.
Hieher tritt! Dieses Heiligtum schützt alle,
Wo nicht, vermählt uns doch im Falle!"

Sie sprachs und zog ihn zu sich hin und ließ
Im Priesterstuhl den Greis sich niedersetzen;
Da kam, von Pyrrhus' mörderischem Spieß
Durchbohrt, sein Sohn Polit, bluttriefend, voll Entsetzen,
Der Feinde Haufen durch, den weiten Bogengang
Dahergerannt. Sein Blick sucht in der öden Leere
Der weiten Zimmer Schutz; den schon gewissen Fang
Verfolgt Neoptolem mit mordbegiergem Speere.

Schon hascht ihn sein furchtbarer Arm,
Und über ihm sieht schon den Stahl der Vater schweben;
Noch flieht er bis zu Priams Fuß, und warm
Entquillt in Strömen Bluts das junge Leben.
Nicht länger schweigt das Vaterherz;
Obgleich verurteilt von des Mörders Grimme,
Erhebt er fürchterlich des Zornes Donnerstimme
Und heult in diese Worte seinen Schmerz:

„Für diese Freveltat, für diesen bittern Hohn,
Für dies verfluchenswürdige Erkühnen,
Wenn noch Gerechtigkeit wohnt auf der Götter Thron,
Erwarte dich, wie solche Taten ihn verdienen,
Dich, Ungeheur, ein grausenvoller Lohn!
Dich, dich, der mit verruchtem Bubenstücke,
Mit dem erwürgten lieben Sohn
Gefoltert hat die väterlichen Blicke!

So, wahrlich, hielts mit ſeinem Feinde nicht
Achill, den du zum Vater dir gelogen;
Es ehrte mit errötendem Geſicht
Der Held mein Alter und der Liebe Pflicht,
Als ich zu ihm, ein Flehender, gezogen.
Er weigerte mir Hektors Leichnam nicht,
Des Toten Feier würdig zu begehen,
Und ließ mich Troja wiederſehen."

Mit dieſen Worten ſchleudert er den Schaft,
Der ohne Klang der ſchwachen Hand enteilet
Und, aufgefangen von des Gegners Kraft,
Des Schildes Spitze kaum zerteilet.
„Geh denn," erwidert Pyrrhus ihm voll Hohn,
„Sag dem Achill, wie ſehr ihn meine Taten ſchänden!
Verklage dort den tiefgeſunknen Sohn,
Jetzt aber ſtirb von meinen Händen!"

Er reißt den Zitternden, dies ſagend, zum Altare,
Der noch vom Blut des Kindes raucht,
Faßt mit der linken Hand die ſilbergrauen Haare,
Indes die Rechte tief ſich in den Buſen taucht.
So endigt Priamus. Sein Aug ſah Troja brennen,
Die über Aſien den Zepter ausgeſtreckt —
Jetzt ein gigantſcher Rumpf, am Meeresſtrand entdeckt,
Es fehlt das Haupt, und niemand kann ihn nennen.

Jetzt wird zum erſtenmal von Furcht mein Herz erfüllt.
Des alten Königs letztes Blaſſen
Weckt mir des eignen teuren Vaters Bild,
Zeigt mir mein Haus im Schutt, Gemahlin, Kind verlaſſen;
Ich ſpähe ringsum, wer mir folgen kann.
Ach, matt vom Streit ſind alle längſt verſchwunden,
Hier hatten ſie vom Turm den kühnen Sprung getan,
Dort in den Flammen ihren Tod gefunden.

So war ich denn der einzig übrige von allen,
Als meinem Blick, der durch die Gegend fleugt,
Des Brandes heller Schein in Vestas Tempelhallen
Die Tochter Tyndars sprachlos sitzend zeigt.
Der Griechen Furie, der Phrygier Verderben,
Bang, durch des Gatten strenges Strafgericht,
Bang, durch der Teukrier gerechte Wut zu sterben.
Barg sie im Heiligtum ihr bleiches Angesicht.

Mein Zorn entbrennt; es reißt mich hin, sie zu durchbohren,
Zu rächen mein zerstörtes Vaterland.
Was? Troja setzte sie in Brand
Und zöge prangend ein in Lacedämons Toren,
Die Teukrer hinter sich in sklavischem Gewand?
Sie sähe Gatten, Kinder, Eltern, Vaterland?
Sie dürfte mit das Siegesfest begehen?
Nein! das wird nimmermehr geschehen!

Mags sein, daß des gestraften Weibes Blut
Des Mannes Schwert entehrt, den leichten Sieger schändet;
Genug, ich sättige der Rache heiße Glut,
Der Frevel wird gestraft, gerächt der Freunde Blut
Und eine Schuldige dem Orkus zugesendet.
So sprach aus mir des eiteln Grimmes Wut,
Als plötzlich, schön, wie sie sich nimmer mir gezeiget,
Der Mutter Glanzgestalt sich zu mir neiget.

Ganz Göttin, ganz umflossen von dem Lichte,
Worin sie steht vor Jovis Angesichte,
Durchschimmerte ihr Glanz die Dunkelheit:
„Von welcher Wut, mein Sohn, von welcher Wunde
Entbrennt dein Herz?" ertönts von ihrem Rosenmunde,
Indem ihr Arm zu stehen mir gebeut.
„Wohin mit diesen wütenden Gebärden?
Was soll aus deiner Mutter werden?

Du willst nicht lieber sehn, ob dein Askan noch lebt,
Wo du des Vaters graues Haupt verlassen,
In welchen Nöten jetzt dein Weib Kreusa schwebt,
Die der Achaier Schwärme rings umfassen,
Längst, ohne mich, ein Raub des Feuers oder Schwerts?
Nicht die spartanische Helena laß büßen,
Nicht Paris klage an! Da! zürne himmelwärts!
Die Götter sinds, die Trojas Fall beschließen!

Blick auf! Der Nebel sei zerstreut,
Der noch mit Finsternis dein sterblich Aug umhüllet;
Doch werde streng von dir erfüllet,
Was deine Mutter dir gebeut.
Du siehst, wie Qualm und Rauch in schwarzen Fluten steiget,
Siehst Schutt auf Schutt und Stein auf Stein gehäuft —
Das ist Neptun, der Trojas Feste schleift
Und mit dem Dreizack ihre Mauren beuget.

Am Skäertor siehst du Saturnia,
Die Unbarmherzige, in rauhem Eisen blinken,
Siehst von den Schiffen sie stets neue Feinde winken;
Auf Pergams Turm siehst du Tritonia,
In ihrer Hand der Gorgo Schrecknis, blitzen;
Du siehst — o fliehe, fliehe, teurer Sohn! —
Des Himmels König selbst auf Idas düsterm Thron
Den Feinden Kräfte leihn, die Himmlischen erhitzen.

Gib auf die eitle Gegenwehr!
O säume nicht, noch zeitig zu entrinnen!
Noch unverletzt wirst du dein Haus gewinnen;
Ich bin mit dir." — Sie sprachs, und Nacht war um mich her,
Und mir erschienen mit des Grimmes Falten
Der hohen Götter feindliche Gestalten;
Verwüstung, Einsturz, Grausen um und um,
In Asche sank vor mir ganz Ilium.

So, wenn der Pflüger Schar auf hoher Bergesheide
Der Aexte mörderische Schneide
Auf den bejahrten Stamm der wilden Esche zückt:
Sie murrt erzürnt herab, die schwanke Krone nickt,
Erschüttert rauscht der dichtbelaubte Wipfel,
Bis, von der Wunden Macht besiegt,
Sie ächzend sich herunterwiegt
Und sich zermalmend wälzt von des Gebirges Gipfel.

Jetzt eil ich fort. Durch Flammen, Schwert und Leichen
Führt unbeschädigt mich ein Gott, es weichen
Die Lanzen vor mir aus, das Feuer macht mir Bahn.
Schon hab ich mich zur Wohnung durchgeschlagen;
Mit dem verehrten Vater fang ich an,
Ihn will ich rettend erst auf das Gebirge tragen —
Umsonst bestürmt ihn seines Sohnes Flehn,
Mit Troja will er untergehn.

„Ihr andern," ruft er aus, „in deren festen Brüsten
Der Jugend üppige Gesundheit glüht,
Spart euch für beßre Tage — flieht!
Wars mir von Zeus bestimmt, des Lebens Rest zu fristen,
So war er Gott genug, den Flammen selbst zum Hohn,
Ein Haus mir zu verleihn. Genug, daß einmal schon
Dies graue Haupt den Fall Dardaniens betrauert,
Genug, daß es ihn einmal überdauert!

So will ich es. Jetzt, Kinder, nehmt
Den letzten Abschied von Anchisen!
Den Weg zum Tode find ich selbst, es schämt
Der Feind sich nicht, mein Blut mitleidig zu vergießen.
Er zieht mich aus, gleichviel, begraben oder nicht!
Die Götter hassen mich. Wozu noch länger tragen
Des siechen Lebens lastendes Gewicht,
An Taten leer, seitdem mich Jovis Blitz geschlagen!"

Er sprachs, und unbeweglich blieb er stehn,
Ihn beugt nicht unser heißes Dringen,
Nicht seines Enkels, nicht Kreusens Händeringen,
Nicht unsrer Tränen Macht, die strömend zu ihm flehn,
Durch solchen Trotz doch nicht den Tod herbeizurufen,
Nicht uns, uns alle, mit in seinen Fall zu ziehn;
Er bleibt auf seinem Nein und weicht nicht von den Stufen,
Aufs neu muß ich dem Tod entgegenfliehn.

Denn, Götter, welche Wahl ward mir gegeben!
„Dich, Vater, ließ ich fliehend hinter mir?
Solch grausames Begehren kam von dir?
Ists Jovis Schluß, soll nichts die Heimat überleben,
Beharrest du darauf, daß uns derselbe Tod
Vereinige, wohlan, der Wunsch ist zu erhören.
Schon naht, von Priams Blut und seines Sohnes rot,
Neoptolem, bereit, der Opfer Zahl zu mehren.

Und darum führtest du durch Schwert und Feuer,
Erhabne Mutter, deinen Sohn? Ich soll den Feind
Auch hier noch wüten sehn, soll alles, was mir teuer
Und teuer ist, in Einem Fall vereint,
An seinem Speere sich verbluten sehen?
O Waffen, Waffen her! Der letzte Tag bricht an,
Laßt uns aufs neu dem Feinde stehen!
Nicht ungerochen stirbt, wer männlich fechten kann!"

Sogleich gürt ich das Schwert mir um den Leib,
Und in des Schildes Griff muß sich die Linke fügen.
So gehts zum Tor. Ach, hier seh ich mein teures Weib,
Den Kleinen zu mir neigend, vor mir liegen.
„Zum Tod gehst du," ruft sie, „so nimm auch uns mit fort!
Doch hoffst du Rettung noch von deinen Heldenarmen,
So bleib und schütze diesen Ort!
Was wird aus uns? Wer wird der Deinen sich erbarmen?"

So ruft ſie heulend und erfüllt
Das ganze Haus mit ihren Schmerzen,
Als unverhofft, da wir den kleinen Julus herzen,
Dem überraſchten Blick ein Wunder ſich enthüllt.
Sieh! von des Knaben Scheitel quillt
Helleuchtend eine Feuerflocke,
Sie wächſt, indem ſie niederfällt, und mild
Durchkräuſelt ſie die unverſehrte Locke.

Schnell ſchütteln wir ſie weg und eilen, für Askan
Beſorgt, die heilge Glut mit Waſſer zu erſticken;
Anchiſes aber ſtreckt die Hände himmelan
Und dankt hinauf mit freudevollen Blicken:
„Jetzt endlich, großer Zeus, ſind wir erhört!
O blick, wenn anders Bitten dich bewegen,
Mit Huld auf uns herab, und, ſind wirs wert,
Verleih uns Schutz, bekräftge dieſen Segen!“

Er ſpricht es, und zur Linken kracht
Ein lauter Donnerſchlag. In ſchönem Strahlenbogen
Kommt durch die weit erhellte Nacht
Ein funkelndes Geſtirn geflogen.
In unſerm Zenith ſtieg es auf und zog
Die Silberfurche hin nach Idas Triften,
Den Weg uns zeigend, den es flog;
Die ganze Gegend raucht von Schwefeldüften.

Von dieſer Zeichen Macht beſiegt
Rafft ſich Anchiſes auf und betet zu dem Sterne.
„Fort,“ ruft er, „fort, die Zeit iſt koſtbar, fliegt,
Führt mich von dannen, ſeis auch noch ſo ferne!
Euch, Götter, die dies Zeichen uns geſandt,
Vertrau ich dieſes Kind, vertrau ich dieſe beiden;
In eurer Obhut ſteht das Vaterland.
Jetzt komm, mein Sohn! ich folge dir mit Freuden.“

Und lauter, immer lauter hört man ſchon
Des Brandes nahe Feuerflammen krachen.
„Auf, Vater," ruf ich, „auf! Ich trage dich, den Schwachen,
Leicht drückt des Vaters teure Laſt den Sohn.
Was nun auch kommen mag, wir teilen Tod und Leben,
Die Hand will ich dem Kleinen geben,
In ein'ger Ferne folgt Kreuſa ſtill.
Ihr Knechte, merkt, was ich verkünden will.

Gleich vor der Stadt ſteht ihr an einem Felſenhange,
Den ein verlaßner Cerestempel ſchmückt,
Daneben ein Zypreſſenbaum, ſeit lange
Mit Andacht von den Vätern angeblickt.
Dort treffen wir uns in verſchiednen Scharen!
Du, Vater, wirſt die Heiligtümer wahren —
Wie dürfte ſie, noch nicht genetzt von friſcher Flut,
Berühren dieſe Hand voll Blut!"

Sogleich wird ein Gewand den Schultern umgehangen,
Vom Rücken wallt noch eine Löwenhaut;
Ich neige mich, die Laſt des Vaters zu empfangen,
Der Rechten wird mein Julus anvertraut,
Der neben mir mit kürzern Schritten eilet,
Und hinter unſerm Rücken weilet,
Zu hintergehn den laurenden Verdacht,
Kreuſens Schritt. — So fliehn wir durch die Nacht.

Wie oft auch ſonſt im wildeſten Gemenge
Der Schlacht mein Buſen unerſchüttert blieb,
Wie wenig mir der Feinde furchtbarſtes Gedränge
Die Röte von den Wangen trieb:
Jetzt machte jeder Laut mich beben,
Mir ſchauerte vor jedes Lüftchens Zug,
Beſorgt für des Begleiters Leben,
Bang für die Bürde, die ich trug.

Schon ſehn wir uns mit raſchen Schritten
Unſern dem Tore, frei von Feinds Gewalt,
Als ein Geräuſch von Menſchentritten
In die erſchrocknen Ohren ſchallt,
Und nahe hinter uns im Dunkeln
Sah meines Vaters Schrecken Schilde funkeln
Und blank geſchliffne Helme glühn.
„Sie ſinds," ruft er, „o laß uns eilends fliehn!"

Noch heute weiß ich nicht, welch feindliches Geſchick
Den Mut mir nahm, die Sinne mir verwirrte
In dieſem unglücksvollen Augenblick.
In unwegſame Gegenden verirrte
Mein Fuß. Ach, hielt ein Gott Kreuſen mir zurück?
Verlor ſie ſich auf unbekannten Pfaden?
Blieb ſie ermattet ſtehn? Ich hab es nie erraten;
Verſchwunden war ſie ewig meinem Blick!

Und erſt, als am bezeichneten Altar
Verſammelt waren alle Seelen,
Ward ich den ſchrecklichen Verluſt gewahr,
Sah ich von allen ſie allein uns fehlen.
Wen im Olymp ſchalt nicht mein blutend Herz,
Wen klagt mein Grimm nicht an auf Tellus' weitem Runde!
Was war mir gegen dieſen Schmerz
Des Reiches Fall und Trojas letzte Stunde!

In der Gefährten treuer Hand
Verlaß ich Julus und Anchiſen
Und unſrer Götter heilges Pfand;
Im Tal wird ihnen Zuflucht angewieſen.
Ich ſelber wende mit dem blanken Stahl
Zur Stadt zurück. Gälts auch, ganz Troja zu durchſpähen,
Mein Schluß ſteht feſt, der Schrecken ganze Zahl
Und jegliche Gefahr von neuem zu beſtehen.

Erſt eil ich nach dem Tor, das Rettung uns gewährt,
Und meiner Tritte Spur muß mir den Rückweg zeigen;
Mir graut bei jedem Schritt, es ſchreckt mich ſelbſt das Schweigen.
Vielleicht, daß ſie zur Wohnung umgekehrt?
Drum eil ich hin, was dort mich auch bedrohe.
Hier herrſcht bereits der Feind; vom Wind gegeißelt wehn
Die Flammen ſchon bis an des Giebels Höhn,
Zum Himmel ſchlägt die fürchterliche Lohe.

Des Königs Burg wird jetzt aufs neu von mir beſucht.
Hier hüten Phönix und Ulyß, von allen
Achaiern auserwählt, in den geräumgen Hallen,
Wo Junos Freiheit iſt, des blutgen Raubes Frucht.
Hier ſeh ich unter Trojas reichen Schätzen,
Dem Feuer abgejagt, der Tempel goldne Zier;
In langen Reihn gelagert ſeh ich hier
Der Mütter bleiches Heer, die Kinder voll Entſetzen.

Kühn ließ ich durch die totenſtille Nacht —
Verlorne Müh! — der Stimme Klang erſchallen,
Ließ durch ganz Ilium den teuren Namen hallen;
In eitelm Suchen hab ich Stunden hingebracht,
Als ein Geſicht, der ähnlich, die ich miſſe,
Nur größer von Geſtalt, als ſie im Leben war,
Daher tritt durch die Finſterniſſe.
Mir grauſts, der Atem ſtockt, zu Berge ſteigt mein Haar.

„Warum," ruft es mich an, „mit Suchen dich ermüden?
Wozu, geliebteſter Gemahl,
Des langen Forſchens undankbare Qual?
Kreuſens Schickſal hat ein Gott entſchieden.
Nie, nie wirſt du auf deinem irren Pfad
Von deiner Gattin dich begleitet ſehen;
Dagegen ſetzt ſich Jovis Rat,
Der droben herrſcht in des Olympus Höhen.

Ein Flüchtling, wirst du lang den Wogen dich vertrauen,
Bis dein geduldger Mut Hesperien erringt,
Durch dessen segenvolle Auen
Der lydsche Tiberstrom die stillen Fluten schlingt.
Dir winkt an seinen lachenden Gestaden
Ein Thron und einer Königstochter Hand;
Drum höre auf, in Tränen dich zu baden
Um das zerrißne Liebesband.

Ich werde nicht der Griechen Städte steigen,
Nicht jubeln sehn der Stolzen Vaterland,
Nicht vor den Griechinnen die Sklavenknie beugen,
Ich, Dardans Enkelin, der Venus anverwandt!
Es hält bei Priams umgestürztem Throne
Der Götter hohe Mutter mich zurück.
Leb wohl! Dich grüßt mein letzter Blick!
Leb wohl und liebe mich in unserm teuren Sohne!"

Auf meiner Zunge schwebt noch manches Wort,
Noch manchen Laut will ich von ihren Lippen saugen —
In dünne Lüfte war sie fort.
Ihr folgen weinend meine Augen;
Dreimal will ich in ihre Arme fliehn,
Dreimal entschlüpft das Bild dem feurigen Berühren,
Gleich leichten Nebeln, die am Hügel ziehn,
Ein Traum, den Titans Pferde rasch entführen.

Schnell wend ich jetzt (der Tag fing an zu grauen)
Zu den Gefährten um. Verwundert fand ich hier
Ein neues großes Heer von Jünglingen und Frauen,
Des Elends Kinder! gleichgesinnt mit mir,
Auf fremdem Strand sich anzubauen.
Entschlossen strömten sie mit Hab und Gut herbei,
Bereit, durch welche Fluten es auch sei,
Sich meiner Führung zu vertrauen.

Der Stern des Morgens stieg empor
Auf Idas hoher Wolkenspitze
Und leuchtete der Sonne Wagen vor.
Gesperrt hielt der Achaier jedes Tor,
Und nirgends Hoffnung mehr, die väterlichen Sitze
Zu retten von der Feinde Flut.
Ich weiche dem Geschick. Die Schultern beugen
Sich unter meines Vater Last; mit Mut
Raff ich mich auf, den Ida zu besteigen.

Das Reich der Formen.

Das Ideal und das Leben.

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl:
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem stygschen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traurgen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duftger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen

Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt;
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Tatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,

Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traurger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe mutlos die beschämte Tat.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ewge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,

Und der heilgen Sympathie erliege
Das Unſterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauſcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden,
Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geiſtes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duftgem Tau
Schimmert durch der Wehmut düſtern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einſt Alcid des Lebens ſchwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte ſich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenſchiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlaſten
Wälzt der unverſöhnten Göttin Liſt
Auf die willgen Schultern des Verhaßten,
Bis ſein Lauf geendigt iſt —

Bis der Gott, des Irdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

An Goethe,

als er den „Mahomet" von Voltaire auf die Bühne brachte.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Einheimscher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können mutig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen,
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Briten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von irdscher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht, in alte Fesseln uns zu schlagen,
Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht, uns zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit.

Es wär ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt,
Nicht mehr der Worte redneriſch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held;
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen,
Und er ist gleich dem acherontschen Kahn:
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flüchtgen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüst der Szene
Wird eine Idealwelt aufgetan;
Nichts sei hier wahr und wirklich als die Träne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn.
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie,
Die Bühne will sie wie die Welt entzünden,
Das Niedrigste und Höchste menget sie.

Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie,
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Szene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebendger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Gebärden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Szene
Zum würdgen Sitz der alten Melpomene.

Shakespeares Schatten.

Endlich erblickt ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten. Er selbst, leider, war nicht mehr zu sehn
Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungetüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn traf noch beständig das Herz.
„Welche noch kühnere Tat, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab!"

„Wegen Tireſias mußt ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu ſehn."
„Glauben ſie nicht der Natur und den alten Griechen, ſo holſt du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf."
„O, die Natur, die zeigt auf unſern Bühnen ſich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt."
„Wie? So iſt wirklich bei euch der alte Kothurnus zu ſehen,
Den zu holen ich ſelbſt ſtieg in des Tartarus Nacht?"
„Nichts mehr von dieſem tragiſchen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharniſchter Geiſt über die Bretter hinweg."
„Auch gut! Philoſophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der ſchwarze Affekt."
„Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt."
„Alſo ſieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernſten Gang, welchen Melpomene geht?"
„Keines von beiden! Uns kann nur das Chriſtlich-Moraliſche rühren
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich iſt."
„Was! Es dürfte kein Cäſar auf euren Bühnen ſich zeigen,
Kein Achill, kein Oreſt, keine Andromacha mehr?"
„Nichts! Man ſiehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräte,
Fähndriche, Sekretärs oder Huſarenmajors."
„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieſer Miſere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch ſie geſchehn?"
„Was? Sie machen Kabale, ſie leihen auf Pfänder, ſie ſtecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr."
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantiſche Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt?"
„Das ſind Grillen! Uns ſelbſt und unſre guten Bekannten,
Unſern Jammer und Not ſuchen und finden wir hier."
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe;
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?"
„Nimms nicht übel, mein Heros, das iſt ein verſchiedener Kaſus:
Das Geſchick, das iſt blind, und der Poet iſt gerecht."

„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euern
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?"
„Der Poet ist der Wirt und der letzte Aktus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

Der Kampf.

Nein, länger werd ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So fodre, Tugend, dieses Opfer nicht.

Geschworen hab ichs, ja, ich habs geschworen,
Mich selbst zu bändigen.
Hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren,
Nimm ihn zurück und laß mich sündigen.

Zerrissen sei, was wir bedungen haben;
Sie liebt mich — deine Krone sei verscherzt!
Glückselig, wer, in Wonnetrunkenheit begraben,
So leicht wie ich den tiefen Fall verschmerzt.

Sie sieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
Und meinen Lenz entflohn,
Bewundert still mein heldenmütiges Entsagen,
Und großmutsvoll beschließt sie meinen Lohn.

Mißtraue, schöne Seele, dieser Engelgüte!
Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich.
Gibts in des Lebens unermeßlichem Gebiete,
Gibts einen andern, schönern Lohn als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?
Tyrannisches Geschick!
Der einzge Lohn, der meine Tugend krönen sollte,
Ist meiner Tugend letzter Augenblick!

Die Götter Griechenlandes.

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx' Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere,
Ach umsonst! dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrhas schöne Töchter zu besiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amathunt.

Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt,
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.
Damals war nichts heilig als das Schöne,
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die keusch errötende Kamöne,
Wo die Grazie gebot.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirtes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Linus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höhre Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Großer Taten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederfoderer der Toten
Neigte sich der Götter stille Schar,
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten ſind gefallen
Von des Nordes ſchauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte dieſe Götterwelt vergehn.
Traurig ſuch ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf ich, durch die Wogen,
Ach, ſie widerhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die ſie ſchenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geiſtes, der ſie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos ſelbſt für ihres Künſtlers Ehre,
Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu ſich zu entbinden,
Wühlt ſie heute ſich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von ſelbſt die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachſen ihrem Gängelbande,
Sich durch eignes Schweben hält.

Ja, ſie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen ſie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entſeelte Wort.
Aus der Zeitflut weggeriſſen, ſchweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn:
Was unſterblich im Geſang ſoll leben,
Muß im Leben untergehn.

Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begibt ſich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was ſendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geſchlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen, Römer, o kommt! o ſeht, das alte Pompeji
Findet ſich wieder, aufs neu bauet ſich Herkules' Stadt.
Giebel an Giebel ſteigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgetan iſt das weite Theater, es ſtürze durch ſeine
Sieben Mündungen ſich flutend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn, dem Oreſt folge der grauſende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Geſtalten ſind das auf dem kuruliſchen Stuhl?
Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Seſſel beſteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gaſſen breiten ſich aus, mit erhöhetem Pflaſter
Ziehet der ſchmälere Weg neben den Häuſern ſich hin.
Schützend ſpringen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einſamen Hof heimlich und traulich ſich her.
Oeffnet die Läden geſchwind und die lange verſchütteten Türen,
In die ſchaudrigte Nacht falle der luſtige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke ſich dehnen,
Wie von buntem Geſtein ſchimmernd das Eſtrich ſich hebt!
Friſch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben —
Wo iſt der Künſtler? Er warf eben den Pinſel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Faſſet der muntre Feſton reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb ſchlüpft hier ein Amor vorüber,
Emſige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf ſpringt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet ſie ſchlummernd,
Und der lauſchende Faun hat ſich nicht ſatt noch geſehn.

Flüchtig tummelt ſie hier den raſchen Zentauren, auf Einem
Knie nur ſchwebend, und treibt friſch mit dem Thyrſus ihn an.
Knaben, was ſäumt ihr? Herbei! Da ſtehn noch die ſchönen Geſchirre.
Friſch, ihr Mädchen, und ſchöpft in den etruriſchen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf ſchön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geſchwind, Sklaven, beſtellet den Herd!
Kauft, hier geb ich euch Münzen, vom mächtigen Titus gepräget;
Auch noch die Wage liegt hier, ſehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe ſich an!
Was verwahret dies Käſtchen? O ſeht, was der Bräutigam ſendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Paſten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier ſtehn noch die Salben,
Schminke ſind ich noch hier in dem gehöhlten Kriſtall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernſten Muſeum
Liegt noch ein köſtlicher Schatz ſeltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächſerne Tafeln,
Nichts iſt verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, ſie ſtellen ſich ein, es finden ſich alle
Götter wieder; warum bleiben die Prieſter nur aus?
Den Caduceus ſchwingt der zierlich geſchenkelte Hermes,
Und die Viktoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, ſie ſtehen noch da, o kommet, o zündet —
Lang ſchon entbehrte der Gott — zündet die Opfer ihm an!

Reſignation.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeſchworen;
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.
Der ſtille Gott — o weinet, meine Brüder —
Der ſtille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erſcheinung flieht.

Da ſteh ich ſchon auf deiner finſtern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückſeligkeit.

Vor deinem Thron erheb ich meine Klage,
Verhüllte Richterin.
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du throneſt hier mit des Gerichtes Wage
Und nenneſt dich Vergelterin.

Hier, ſpricht man, warten Schrecken auf den Böſen
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdeſt du entblößen,
Der Vorſicht Rätſel werdeſt du mir löſen
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne ſich die Heimat dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das ſie mir Wahrheit nannten,
Die meiſten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raſchen Zügel an:

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir als dieſe Weiſung geben.“
Ich nahm die Weiſung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, so teuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen."
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen
Und weinte laut und gab sie ihr.

„Die Schuldverschreibung lautet an die Toten",
Hohnlächelte die Welt,
„Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt."

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Notdurft leiht?

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst."

„Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?

Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen;
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung tat von der Vergelterin?" —

Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Toter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und fest vertraut ich auf den Götterschwur.

All meine Freuden hab ich dir geschlachtet,
Jetzt werf ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb ich meine Kinder!"
Rief unsichtbar ein Genius.
„Zwei Blumen", rief er, — hört es, Menschenkinder —
„Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.

„Wer dieser Blumen Eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen:
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

Die Worte des Wahns.

Drei Worte hört man, bedeutungsschwer,
Im Munde der Guten und Besten;
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
Solang er die Schatten zu haschen sucht.

Solang er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

Solang er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde —
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus.

Solang er glaubt, daß dem irdschen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur raten und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch, das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

An Emma.

Weit in nebelgrauer Ferne
Liegt mir das vergangne Glück,
Nur an Einem schönen Sterne
Weilt mit Liebe noch der Blick;
Aber wie des Sternes Pracht
Ist es nur ein Schein der Nacht.

Deckte dir der lange Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu,
Dich beſäße doch mein Kummer,
Meinem Herzen lebteſt du.
Aber ach! du lebſt im Licht,
Meiner Liebe lebſt du nicht.

Kann der Liebe ſüß Verlangen,
Emma, kanns vergänglich ſein?
Was dahin iſt und vergangen,
Emma, kanns die Liebe ſein?
Ihrer Flamme Himmelsglut,
Stirbt ſie wie ein irdiſch Gut?

Hektors Abſchied.

Andromache.

Will ſich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finſtre Orkus dich verſchlingt?

Hektor.

Teures Weib, gebiete deinen Tränen!
Nach der Feldſchlacht iſt mein feurig Sehnen,
Dieſe Arme ſchützen Pergamus.
Kämpfend für den heilgen Herd der Götter
Fall ich, und des Vaterlandes Retter
Steig ich nieder zu dem ſtygſchen Fluß.

Andromache.

Nimmer lauſch ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams großer Heldenſtamm verdirbt.

Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

Votivtafeln.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligtum auf.

Die verschiedne Bestimmung.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Das Belebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich Neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Unterschied der Stände.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.

Das Werte und Würdige.

Haſt du etwas, ſo teile mirs mit, und ich zahle, was recht iſt;
Biſt du etwas, o dann tauſchen die Seelen wir aus.

Die moraliſche Kraft.

Kannſt du nicht ſchön empfinden, dir bleibt doch, vernünftig zu wollen
Und als ein Geiſt zu tun, was du als Menſch nicht vermagſt.

Mitteilung.

Aus der ſchlechteſten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken,
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt.

An *

Teile mir mit, was du weißt, ich werd es dankbar empfangen,
Aber du gibſt mir dich ſelbſt; damit verſchone mich, Freund!

An **

Du willſt Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur ſehn.

An ***

Dich erwähl ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Jetzige Generation.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geſchlecht nicht begreifen:
Nur das Alter iſt jung, ach! und die Jugend iſt alt.

An die Muſe.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh ich, was ohne dich Hundert' und Tauſende ſind.

Der gelehrte Arbeiter.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühſam erziehet;
Nur der Geſchmack genießt, was die Gelehrſamkeit pflanzt.

Pflicht für jeden.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an!

Aufgabe.

Keiner ſei gleich dem andern, doch gleich ſei jeder dem Höchſten!
Wie das zu machen? Es ſei jeder vollendet in ſich.

Das eigene Ideal.

Allen gehört, was du denkſt; dein eigen iſt nur, was du fühleſt.
Soll er dein Eigentum ſein, fühle den Gott, den du denkſt.

An die Myſtiker.

Das iſt eben das wahre Geheimnis, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von keinem geſehn.

Der Schlüſſel.

Willſt du dich ſelber erkennen, ſo ſieh, wie die andern es treiben;
Willſt du die andern verſtehn, blick in dein eigenes Herz.

Der Aufpaſſer.

Strenge wie mein Gewiſſen bemerkſt du, wo ich gefehlet;
Darum hab ich dich ſtets wie — mein Gewiſſen geliebt.

Weisheit und Klugheit.

Willſt du, Freund, die erhabenſten Höhn der Weisheit erfliegen,
Wag es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzſichtige ſieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinſt landet dein mutiger Flug.

Die Uebereinſtimmung.

Wahrheit ſuchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und ſo findet ſie jeder gewiß.
Iſt das Auge geſund, ſo begegnet es außen dem Schöpfer;
Iſt es das Herz, dann gewiß ſpiegelt es innen die Welt.

Politische Lehre.

Alles sei recht, was du tust, doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles, was recht ist, zu tun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sei; der falsche will stets, daß das Vollkommene sei.

Majestas populi.

Majestät der Menschennatur! dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

An einen Weltverbesserer.

„Alles opfert ich hin", sprichst du, „der Menschheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn." —
Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Taten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen wie gestern so heut.

Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, doppelt zuwider
Ist mirs, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, du hassest die Tugend?" — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, wills Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

An die Astronomen.

Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Aſtronomiſche Schriften.

So unermeßlich iſt, ſo unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeiſt zog auch den Himmel herab.

Der beſte Staat.

„Woran erkenn ich den beſten Staat?" Woran du die beſte
Frau kennſt! daran, mein Freund, daß man von beiden nicht ſpricht.

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennſt. — Und warum keine? Aus Religion.

Inneres und Aeußeres.

„Gott nur ſiehet das Herz." — Drum eben, weil Gott nur das Herz ſieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches ſehn.

Freund und Feind.

Teuer iſt mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich ſoll.

Licht und Farbe.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechſelnde, komm freundlich zum Menſchen herab!

Schöne Individualität.

Einig ſollſt du zwar ſein, doch eines nicht mit dem Ganzen.
Durch die Vernunft biſt du eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen iſt deine Vernunft, dein Herz biſt du ſelber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

Die idealiſche Freiheit.

Aus dem Leben heraus ſind der Wege zwei dir geöffnet;
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du beizeiten noch frei auf dem erſten entſpringeſt,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Die Mannigfaltigkeit.

Viele ſind gut und verſtändig; doch zählen für Einen nur alle,
Denn ſie regiert der Begriff, ach! nicht das liebende Herz.
Traurig herrſcht der Begriff, aus tauſendfach wechſelnden Formen
Bringet er dürftig und leer ewig nur Eine hervor;
Aber von Leben rauſcht es und Luſt, wo bildend die Schönheit
Herrſchet; das ewige Eins wandelt ſie tauſendfach neu.

Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat ſie entſeelet.
Schaffendes Leben aufs neu gibt die Vernunft ihr zurück.

Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verſtand, was da ſchon geweſen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere;
Du nur, Genius, mehrſt in der Natur die Natur.

Der Nachahmer.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verſtändige bilden.
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfſt du, Nachahmer, dich üben;
Selbſt Gebildetes iſt Stoff nur dem bildenden Geiſt.

Genialität.

Wodurch gibt ſich der Genius kund? Wodurch ſich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar iſt der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe;
Offen dem Aug, dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.

Die Forſcher.

Alles will jetzt den Menſchen von innen, von außen ergründen!
Wahrheit, wo retteſt du dich hin vor der wütenden Jagd!
Dich zu fangen, ziehen ſie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit Geiſtestritt ſchreiteſt du mitten hindurch.

Die schwere Verbindung.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Korrektheit.

Frei von Tadel zu sein, ist der niedrigste Grad und der höchste,
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

Das Naturgesetz.

So wars immer, mein Freund, und so wirds bleiben: die Ohnmacht
Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

Wahl.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine Tat und dein Kunstwerk,
Mach es wenigen recht; vielen gefallen, ist schlimm.

Tonkunst.

Leben atme die bildende Kunst, Geist fodr ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

Sprache.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen!
Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.

An den Dichter.

Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden. Er nur
Ists, der die Wesen trennt und der die Wesen vereint.

Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

Der Gürtel.

In dem Gürtel bewahrt Aphrodite der Reize Geheimnis;
Was ihr den Zauber verleiht, ist, was sie bindet, die Scham.

Der Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

Die Kunstschwätzer.

Gutes in Künsten verlangt ihr? Seid ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

Die Philosophien.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie, hoff ich, soll ewig bestehn.

Die Gunst der Musen.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schoß.

Der Homeruskopf als Siegel.

Treuer alter Homer! Dir vertrau ich das zarte Geheimnis;
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

Nänie.

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Die Hochzeit der Thetis.

Nach dem Euripides.

Wie lieblich erklang
Der Hochzeitgeſang
Den zu der Zither tanzluſtigen Tönen,
Zur Schalmey und zum libyſchen Rohr
Sang der Kamönen
Verſammelter Chor
Auf Peleus Hochzeit und Thetis der Schönen.

Wo die Becher des Nektars erklangen,
Auf des Pelion wolkichten Kranz
Kamen die zierlich Gelockten und ſchwangen
Goldene Sohlen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodiſchen Jubel der Lieder
Feierten ſie der Verbundenen Glück,
Der Berg der Zentauren hallte ſie wieder,
Pelions Wald gab ſie ſchmetternd zurück.

Unter den Freuden des feſtlichen Mahls
Schöpfte des Nektars himmliſche Gabe
Jovis' Liebling, der phrygiſche Knabe,
In die Bäuche des goldnen Pokals.
Fünfzig Schweſtern der Göttlichen hüpften
Luſtig darneben im glänzenden Sand,
Tanzten den Hochzeitreigen und knüpften
Reizende Ring' mit verſchlungener Hand.

Grüne Kronen in dem Haar
Und mit fichtenem Geſchoſſe,
Menſchen oben, unten Roſſe,
Kam auch der Zentauren Schar,
Angelockt von Bromius Pokale
Kamen ſie zum Göttermahle.

Heil dir, hohe Nereide!
Sang mit lautem Jubelliede
Der Theſſalierinnen Chor.
Heil dir! ſang der Mädchen Chor.
Heil dir! Heil dem ſchönen Sterne,
Der aus deinem Schoß erſteht!

Und Apoll, der in die Ferne
Der verborgnen Zukunft ſpäht,
Und der auf den unbekannten
Stamm der Muſen ſich verſteht,
Chiron, der Zentaure, nannten
Beide ſchon mit Namen ihn,
Der zu Priams Königsſitze
Kommen würde an der Spitze
Seiner Myrmidonenſcharen,
In des Speeres Wurf erfahren
Wüten dort mit Mord und Brand
In des Räubers Vaterland.
Auch die Rüſtung, die er würde tragen,
Künſtlich von Hephäſtos Hand
Aus gediegnem Gold geſchlagen,
Ein Geſchenk der Göttlichen,
Die den Göttlichen empfangen.
So ward von den Himmliſchen
Thetis Hochzeitfeſt begangen.

Würde der Frauen.

Ehret die Frauen! ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band.
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren ſie wachſam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Unstet treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt,
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und stolz sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,

Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Tränen schmilzt er hin,
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Tau.

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht,
Mit dem Schwert beweist der Szythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Szepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Abschied vom Leser.

Die Muse schweigt. Mit jungfräulichen Wangen,
Erröten im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urteil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht;

Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist wert, daß er sie kröne.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Lüften
Und freuet sich und schwelgt mit Aug und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

An * * *

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und die Grenzen aller Länder wanken
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer setzt der Kriegswut Schranken,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewaltge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz,
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf,
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach, umſonſt auf allen Länderkarten
Spähſt du nach dem ſeligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schiffahrt ſelbſt ermißt ſie kaum,
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
Iſt für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig ſtille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang:
Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Geſang.

Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans.

Das edle Bild der Menſchheit zu verhöhnen,
Im tiefſten Staube wälzte dich der Spott,
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen will er ſeine Hoheit rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du ſelbſt aus kindlichem Geſchlechte,
Selbſt eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunſt ihre Götterrechte,
Schwingt ſich mit dir den ewgen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat ſie dich umgeben,
Dich ſchuf das Herz! Du wirſt unſterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu ſchwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.
Doch fürchte nicht! Es gibt noch ſchöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn,
Den wilden Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Hero und Leander.

Ballade.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegen schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihre jene Brandung stürmen,
Die sich an den Felsen bricht?
Asien riß sie von Europen,
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Heros und Leanders Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heilge Göttermacht.
Hero, schön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend
Rüstig, im Geräusch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundne Paar,
Und die süße Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Sestos Felsenturme,
Den mit ewgem Wogensturme
Schäumend schlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einsam grauend,
Nach Abydos Küste schauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strande
Baut sich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer,
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet ſie mit ſicherm Faden,
Auch den Blöden macht ſie klug,
Beugt ins Joch die wilden Tiere,
Spannt die Feuer ſprühnden Stiere
An den diamantnen Pflug.
Selbſt der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die wagende nicht aus,
Mächtig raubt ſie das Geliebte
Aus des Pluto finſterm Haus.

Auch durch des Gewäſſers Fluten
Mit der Sehnſucht feurgen Gluten
Stachelt ſie Leanders Mut.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, ſtürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finſtre Flut,
Teilt mit ſtarkem Arm die Woge,
Steuernd nach dem fernen Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der ſchwer beſtandnen Fahrt
Und den Götterlohn empfangen,
Den in ſeligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgeſpart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt
Und ins kalte Bett des Meeres
Aus dem Schoß der Liebe ſchreckt.

Und ſo flohen dreißig Sonnen
Schnell im Raub verſtohlner Wonnen,

Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süße Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenflusses
Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen,
Doch die Glücklichen, sie sahn
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
Nicht aus Nords beeisten Hallen
Den ergrimmten Winter nahn.
Freudig sahen sie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis,
Für das längre Glück der Nächte
Dankten sie betört dem Zeus.

Und es gleichte schon die Wage
An dem Himmel Nächt und Tage,
Und die holde Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenschlosse,
Sah hinab die Sonnenrosse
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag still und eben,
Einem reinen Spiegel gleich,
Keines Windes leises Weben
Regte das kristallne Reich.

Lustige Delphinenscharen
Scherzten in dem silberklaren
Reinen Element umher,
Und in schwärzlicht grauen Zügen,

Aus dem Meergrund aufgeſtiegen,
Kam der Thetys buntes Heer.
Sie, die einzigen, bezeugten
Den verſtohlnen Liebesbund,
Aber ihnen ſchloß auf ewig
Hekate den ſtummen Mund.

Und ſie freute ſich des ſchönen
Meeres, und mit Schmeicheltönen
Sprach ſie zu dem Element:
„Schöner Gott! du ſollteſt trügen!
Nein, den Frevler ſtraf ich Lügen,
Der dich falſch und treulos nennt.
Falſch iſt das Geſchlecht der Menſchen,
Grauſam iſt des Vaters Herz,
Aber du biſt mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz.

In den öden Felſenmauren
Müßt ich freudlos einſam trauren
Und verblühn in ewgem Harm,
Doch du trägſt auf deinem Rücken
Ohne Nachen, ohne Brücken
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauenvoll iſt deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Flut,
Aber dich erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmut.

Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Eros mächtger Bogen,
Als des goldnen Widders Flug
Helle, mit dem Bruder fliehend,
Schön in Jugendfülle blühend,
Ueber deine Tiefe trug.

Schnell von ihrem Reiz beſieget
Griffſt du aus dem finſtern Teich,
Zogſt ſie von des Widders Rücken
Nieder in dein flutend Reich.

Eine Göttin mit dem Gotte
In der tiefen Waſſergrotte
Lebt ſie jetzt unſterblich fort,
Hilfreich der verfolgten Liebe,
Zähmt ſie deine wilden Triebe,
Führt den Schiffer in den Port.
Schöne Helle! Holde Göttin!
Selige, dich fleh ich an,
Bring auch heute den Geliebten
Mir auf der gewohnten Bahn."

Und ſchon dunkelten die Fluten,
Und ſie ließ der Fackel Gluten
Von dem hohen Söller wehn,
Leitend in den öden Reichen,
Sollte das vertraute Zeichen
Der geliebte Wandrer ſehn.
Und es ſauſt und dröhnt von ferne,
Finſter kräuſelt ſich das Meer,
Und es löſcht das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterſchwer.

Auf des Pontus weite Fläche
Legt ſich Nacht, und Wetterbäche
Stürzen aus der Wolken Schoß,
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felſengrüften
Werden alle Stürme los,
Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Waſſerſchlund,

Gähnend wie ein Höllenrachen
Oeffnet ſich des Meeres Grund.

„Wehe! Weh mir!“ ruft die Arme
Jammernd, „großer Zeus erbarme!
Ach! Was wagt ich zu erflehn!
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er ſich den falſchen Meeren
Preisgab in des Sturmes Wehn!
Alle meergewohnten Vögel
Ziehen heim in eilger Flucht,
Alle ſturmerprobten Schiffe
Bergen ſich in ſichrer Bucht.

Ach gewiß, der Unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächtger Gott.
Er gelobte mirs beim Scheiden
Mit der Liebe heilgen Eiden,
Ihn entbindet nur der Tod.
Ach! in dieſem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wut,
Und hinab in ihre Schlünde
Reißt ihn die empörte Flut.

Falſcher Pontus, deine Stille
War nur des Verrates Hülle,
Einem Spiegel warſt du gleich,
Tückiſch ruhten deine Wogen,
Bis du ihn heraus betrogen
In dein falſches Lügenreich.
Jetzt in deines Stromes Mitte,
Da die Rückkehr ſich verſchloß,
Läſſeſt du auf den Verratnen
Alle deine Schrecken los.“

Und es wächst des Sturmes Toben.
Hoch zu Bergen aufgehoben,
Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Donnernd sich am Fuß der Klippen,
Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzerschmettert nicht.
Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war,
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Und sie fleht zur Aphrodite,
Daß sie dem Orkan gebiete,
Sänftige der Wellen Zorn,
Und gelobt den strengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit goldnem Horn.
Alle Göttinen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh,
Fleht sie, lindernd Oel zu gießen
In die sturmbewegte See.

„Höre meinen Ruf erschallen,
Steig aus deinen grünen Hallen,
Selige Leucothea!
Die der Schiffer in dem öden
Wellenreich, in Sturmesnöten,
Rettend oft erscheinen sah.
Reich ihm deinen heilgen Schleier,
Der, geheimnisvoll gewebt,
Die ihn tragen, unverletzlich
Aus dem Grab der Fluten hebt."

Und die wilden Winde schweigen,
Hell an Himmels Rande steigen

Eos Pferde in die Höh.
Friedlich in dem alten Bette
Fließt das Meer in Spiegelsglätte,
Heiter lächeln Luft und See.
Sanfter brechen sich die Wellen
An des Ufers Felsenwand,
Und sie schwemmen, ruhig spielend,
Einen Leichnam an den Strand.

Ja, er ists, der, auch entseelet,
Seinem heilgen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blicks erkennt sie ihn,
Keine Klage läßt sie schallen,
Keine Träne sieht man fallen,
Kalt, verzweifelnd starrt sie hin.
Trostlos in die öde Tiefe
Blickt sie, in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer rötet
Das erbleichte Angesicht.

„Ich erkenn euch, ernste Mächte,
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen;
Doch das Glück hab ich genossen,
Und das schönste Los war mein.
Lebend hab ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin,
Dir ein freudig Opfer sterb ich,
Venus, große Königin!"

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Turmes Rande
In die Meerflut sich hinab.
Hoch in seinen Flutenreichen

Wälzt der Gott die heiligen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Die Jungfrau von Orleans.

Eine romantiſche Tragödie.

1801 Im Wortlaut und Anordnung des erſten Druckes. 1801

Perſonen:

Karl der Siebente, König von Frankreich.
Königin Iſabeau, ſeine Mutter.
Agnes Sorel, ſeine Geliebte.
Philipp der Gute, Herzog von Burgund.
Graf Dunois, Baſtard von Orleans.
La Hire, } königliche Offiziere.
Du Chatel, }
Erzbiſchof von Reims.
Chatillon, ein burgundiſcher } Ritter.
Raoul, ein lothringiſcher }
Talbot, Feldherr der Engelländer.
Lionel, } engliſche Anführer.
Faſtolf, }
Montgomery, ein Walliſer.
Mehrere franzöſiſche, burgundiſche und engliſche Ritter.
Ratsherren von Orleans.
Ein engliſcher Herold.
Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann.
Margot, }
Louiſon, } ſeine Töchter.
Johanna, }
Etienne, }
Claude Marie, } ihre Freier.
Raimond, }
Bertrand, ein anderer Landmann.
Die Erſcheinung eines ſchwarzen Ritters.
Köhler und Köhlerweib.
Pagen, Soldaten und Volk.
Königliche Kronbediente, Biſchöfe, Marſchälle, Magiſtratsperſonen, Hofleute, Damen, Kinder und andere ſtumme Perſonen im Gefolge des Krönungszuges.

Die Zeit der Handlung iſt das Jahr 1430.

Die Szene wechſelt in verſchiedenen Gegenden Frankreichs.

Prolog.

Eine ländliche Gegend. Vorn zur Rechten ein Heiligenbild in einer Kapelle; zur Linken eine hohe Eiche.

Thibaut d'Arc. Seine drei Töchter. Drei junge Schäfer, ihre Freier.

Thibaut.

Ja liebe Nachbarn! Heute sind wir noch
Franzosen, freie Bürger noch und Herren
Des alten Bodens, den die Väter pflügten;
Wer weiß, wer morgen über uns befiehlt!
Denn aller Orten läßt der Engelländer
Sein sieghaft Banner fliegen, seine Rosse
Zerstampfen Frankreichs blühende Gefilde.
Paris hat ihn als Sieger schon empfangen,
Und mit der alten Krone Dagoberts
Schmückt es den Sprößling eines fremden Stamms.
Der Enkel unsrer Könige muß irren
Enterbt und flüchtig durch sein eignes Reich,
Und wider ihn im Heer der Feinde kämpft
Sein nächster Vetter und sein erster Pair,
Ja, seine Rabenmutter führt es an.
Rings brennen Dörfer, Städte. Näher stets
Und näher wälzt sich der Verheerung Rauch
An diese Täler, die noch friedlich ruhn.
— Drum, liebe Nachbarn, habe ich mich mit Gott
Entschlossen, weil ichs heute noch vermag,
Die Töchter zu versorgen, denn das Weib
Bedarf in Kriegesnöten des Beschützers,
Und treue Lieb hilft alle Lasten heben.

Zu dem erſten Schäfer.

— Kommt, Etienne! Ihr werbt um meine Margot,
Die Aecker grenzen nachbarlich zuſammen,
Die Herzen ſtimmen überein — das ſtiftet
Ein gutes Ehband!

Zu dem zweiten.

Claude Marie! Ihr ſchweigt,
Und meine Louiſon ſchlägt die Augen nieder?
Werd ich zwei Herzen trennen, die ſich fanden,
Weil ihr nicht Schätze mir zu bieten habt?
Wer hat jetzt Schätze? Haus und Scheune ſind
Des nächſten Feindes oder Feuers Raub —
Die treue Bruſt des braven Manns allein
Iſt ein ſturmfeſtes Dach in dieſen Zeiten.

Louiſon.

Mein Vater!

Claude Marie.

Meine Louiſon!

Louiſon Johanna umarmend.

Liebe Schweſter!

Thibaut.

Ich gebe jeder dreißig Acker Landes
Und Stall und Hof und eine Herde — Gott
Hat mich geſegnet, und ſo ſegn er euch!

Margot Johanna umarmend.

Erfreue unſern Vater. Nimm ein Beiſpiel!
Laß dieſen Tag drei frohe Bande ſchließen.

Thibaut.

Geht! Machet Anſtalt. Morgen iſt die Hochzeit,
Ich will, das ganze Dorf ſoll ſie mit feiern.

Die zwei Paare gehen Arm in Arm geſchlungen ab.

Thibaut.

Jeannette, deine Schwestern machen Hochzeit,
Ich seh sie glücklich, sie erfreun mein Alter,
Du, meine jüngre, machst mir Gram und Schmerz.

Raimond.

Was fällt euch ein! Was scheltet ihr die Tochter?

Thibaut.

Hier dieser wackre Jüngling, dem sich keiner
Vergleicht im ganzen Dorf, der Treffliche,
Er hat dir seine Neigung zugewendet
Und wirbt um dich, schon ists der dritte Herbst,
Mit stillem Wunsch, mit herzlichem Bemühn;
Du stößest ihn verschlossen, kalt, zurück,
Noch sonst ein andrer von den Hirten allen
Mag dir ein gütig Lächeln abgewinnen.
— Ich sehe dich in Jugendfülle prangen,
Dein Lenz ist da, es ist die Zeit der Hoffnung,
Entfaltet ist die Blume deines Leibes,
Doch stets vergebens harr ich, daß die Blume
Der zarten Lieb aus ihrer Knospe breche
Und freudig reife zu der goldnen Frucht!
O das gefällt mir nimmermehr und deutet
Auf eine schwere Irrung der Natur!
Das Herz gefällt mir nicht, das streng und kalt
Sich zuschließt in den Jahren des Gefühls.

Raimond.

Laßts gut sein, Vater Arc! Laßt sie gewähren!
Die Liebe meiner trefflichen Johanna
Ist eine edle zarte Himmelsfrucht,
Und still allmählich reift das Köstliche!
Jetzt liebt sie noch, zu wohnen auf den Bergen,

Und von der freien Heide fürchtet ſie
Herabzuſteigen in das niedre Dach
Der Menſchen, wo die engen Sorgen wohnen.
Oft ſeh ich ihr aus tiefem Tal mit ſtillem
Erſtaunen zu, wenn ſie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Herde ragend ſteht,
Mit edelm Leibe, und den ernſten Blick
Herabſenkt auf der Erde kleine Länder.
Da ſcheint ſie mir was Höhres zu bedeuten
Und dünkt mirs oft, ſie ſtamm aus andern Zeiten.

Thibaut.

Das iſt es, was mir nicht gefallen will!
Sie flieht der Schweſtern fröhliche Gemeinſchaft,
Die öden Berge ſucht ſie auf, verläſſet
Ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf,
Und in der Schreckensſtunde, wo der Menſch
Sich gern vertraulich an den Menſchen ſchließt,
Schleicht ſie, gleich dem einſiedleriſchen Vogel,
Heraus ins graulich düſtre Geiſterreich
Der Nacht, tritt auf den Kreuzweg hin und pflegt
Geheime Zweiſprach mit der Luft des Berges.
Warum erwählt ſie immer dieſen Ort
Und treibt gerade hieher ihre Herde?
Ich ſehe ſie zu ganzen Stunden ſinnend
Hier unter dem Druidenbaume ſitzen,
Den alle glückliche Geſchöpfe fliehn.
Denn nicht geheur iſts hier, ein böſes Weſen
Hat ſeinen Wohnſitz unter dieſem Baum
Schon ſeit der alten grauen Heidenzeit.
Die Aelteſten im Dorf erzählen ſich
Von dieſem Baume ſchauerhafte Mären,
Seltſamer Stimmen wunderſamen Klang
Vernimmt man oft aus ſeinen düſtern Zweigen.

Ich selbst, als mich in später Dämmrung einst
Der Weg an diesem Baum vorüberführte,
Hab ein gespenstisch Weib hier sitzen sehn.
Das streckte mir aus weitgefaltetem
Gewande langsam eine dürre Hand
Entgegen, gleich als winkt' es, doch ich eilte
Fürbaß, und Gott befahl ich meine Seele.

Raimond
auf das Heiligenbild in der Kapelle zeigend.

Des Gnadenbildes segenreiche Näh,
Das hier des Himmels Frieden um sich streut,
Nicht Satans Werk führt eure Tochter her.

Thibaut.

O nein! nein! Nicht vergebens zeigt sichs mir
In Träumen an und ängstlichen Gesichten.
Zu dreien Malen hab ich sie gesehn
Zu Reims auf unsrer Könige Stuhle sitzen,
Ein funkelnd Diadem von sieben Sternen
Auf ihrem Haupt, das Szepter in der Hand,
Aus dem drei weiße Lilien entsprangen,
Und ich, ihr Vater, ihre beiden Schwestern
Und alle Fürsten, Grafen, Erzbischöfe,
Der König selber, neigten sich vor ihr.
Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte?
O das bedeutet einen tiefen Fall!
Sinnbildlich stellt mir dieser Warnungstraum
Das eitle Trachten ihres Herzens dar.
Sie schämt sich ihrer Niedrigkeit — weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geschmückt,
Mit hohen Wundergaben sie gesegnet
Vor allen Hirtenmädchen dieses Tals,
So nährt sie sündgen Hochmut in dem Herzen,

Und Hochmut iſts, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllengeiſt den Menſchen faßt.

Raimond.

Wer hegt beſcheidnern tugendlichern Sinn
Als eure fromme Tochter? Iſt ſies nicht,
Die ihren ältern Schweſtern freudig dient?
Sie iſt die Hochbegabteſte von allen,
Doch ſeht ihr ſie wie eine niedre Magd
Die ſchwerſten Pflichten ſtill gehorſam üben,
Und unter ihren Händen wunderbar
Gedeihen euch die Herden und die Saaten;
Um alles, was ſie ſchafft, ergießet ſich
Ein unbegreiflich überſchwenglich Glück.

Thibaut.

Ja wohl! Ein unbegreiflich Glück — Mir kommt
Ein eigen Grauen an bei dieſem Segen!
— Nichts mehr davon. Ich ſchweige. Ich will ſchweigen;
Soll ich mein eigen teures Kind anklagen?
Ich kann nichts tun als warnen, für ſie beten!
Doch warnen muß ich — Fliehe dieſen Baum,
Bleib nicht allein und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke
Und ſchreibe keine Zeichen in den Sand —
Leicht aufzuritzen iſt das Reich der Geiſter,
Sie liegen wartend unter dünner Decke,
Und leiſe hörend ſtürmen ſie herauf.
Bleib nicht allein, denn in der Wüſte trat
Der Satansengel ſelbſt zum Herrn des Himmels.

Bertrand tritt auf, einen Helm in der Hand.

Raimond.

Still! Da kommt Bertrand aus der Stadt zurück.
Sieh, was er trägt!

Bertrand.

Ihr staunt mich an, ihr seid
Verwundert ob des seltsamen Gerätes
In meiner Hand.

Thibaut.

Das sind wir. Saget an.
Wie kamt ihr zu dem Helm, was bringt ihr uns
Das böse Zeichen in die Friedensgegend?

Johanna, welche in beiden vorigen Szenen still und ohne Anteil auf der Seite gestanden, wird aufmerksam und tritt näher.

Bertrand.

Kaum weiß ich selbst zu sagen, wie das Ding
Mir in die Hand geriet. Ich hatte eisernes
Gerät mir eingekauft zu Vaucouleurs,
Ein großes Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn flüchtges Volk war eben angelangt
Von Orleans mit böser Kriegespost.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zusammen,
Und als ich Bahn mir mache durchs Gewühl,
Da tritt ein braun Bohemerweib mich an
Mit diesem Helm, faßt mich ins Auge scharf
Und spricht: Gesell, ihr suchet einen Helm,
Ich weiß, ihr suchet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein geringes steht er euch zu Kaufe.
— Geht zu den Lanzenknechten, sagt ich ihr,
Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes.
Sie aber ließ nicht ab und sagte ferner:
Kein Mensch vermag zu sagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein stählern Dach fürs Haupt
Ist jetzo mehr wert als ein steinern Haus.
So trieb sie mich durch alle Gassen, mir
Den Helm aufnötigend, den ich nicht wollte.
Ich sah den Helm, daß er so blank und schön

Und würdig eines ritterlichen Haupts,
Und da ich zweifelnd in der Hand ihn wog,
Des Abenteuers Seltsamkeit bedenkend,
Da war das Weib mir aus den Augen, schnell
Hinweggerissen hatte sie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen.

Johanna
rasch und begierig darnach greifend.

Gebt mir den Helm!

Bertrand.

Was frommt euch dies Geräte?
Das ist kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt.

Johanna entreißt ihm den Helm.

Mein ist der Helm, und mir gehört er zu.

Thibaut.

Was fällt dem Mädchen ein?

Raimond.

Laßt ihr den Willen!
Wohl ziemt ihr dieser kriegerische Schmuck,
Denn ihre Brust verschließt ein männlich Herz.
Denkt nach, wie sie den Tigerwolf bezwang,
Das grimmig wilde Tier, das unsre Herden
Verwüstete, den Schrecken aller Hirten.
Sie ganz allein, die löwenherzge Jungfrau,
Stritt mit dem Wolf und rang das Lamm ihm ab,
Das er im blutgen Rachen schon davontrug.
Welch tapfres Haupt auch dieser Helm bedeckt,
Er kann kein würdigeres zieren!

Thibaut zu Bertrand.

Sprecht!
Welch neues Kriegesunglück ist geschehn?
Was brachten jene Flüchtigen?

Bertrand.

Gott helfe
Dem König und erbarme ſich des Landes!
Geſchlagen ſind wir in zwei großen Schlachten,
Mitten in Frankreich ſteht der Feind, verloren
Sind alle Länder bis an die Loire —
Jetzt hat er ſeine ganze Macht zuſammen
Geführt, womit er Orleans belagert.

Thibaut.

Was! Gnügt ihm nicht in Mitternacht zu herrſchen,
Und ſoll auch noch der friedliche Mittag
Des Krieges Geißel fühlen?

Bertrand.

Unermeßliches
Geſchütz iſt aufgebracht von allen Enden,
Und wie der Bienen dunkelnde Geſchwader
Den Korb umſchwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geſchwärzter Luft die Heuſchreckwolke
Herunterfällt und meilenlang die Felder
Bedeckt in unabſehbarem Gewimmel,
So goß ſich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilde,
Und von der Sprachen unverſtändlichem
Gemiſch verworren dumpf erbrauſt das Lager.
Denn auch der mächtige Burgund, der Länder-
Gewaltige hat ſeine Mannen alle
Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger,
Die Hennegauer, die vom Lande Namur,
Und die das glückliche Brabant bewohnen,
Die üppgen Genter, die in Samt und Seide
Stolzieren, die von Seeland, deren Städte
Sich reinlich aus dem Meereswaſſer heben,
Die herdenmelkenden Holländer, die

Von Utrecht, ja vom äußersten Westfriesland,
Die nach dem Eispol schaun — Sie alle folgen
Dem Heerbann des gewaltig herrschenden
Burgund und wollen Orleans bezwingen.

Thibaut.

O des unselig jammervollen Zwists,
Der Frankreichs Waffen wider Frankreich wendet!

Bertrand.

Auch sie, die alte Königin, sieht man,
Die stolze Isabeau, die Bayerfürstin,
In Stahl gekleidet durch das Lager reiten,
Mit giftgen Stachelworten alle Völker
Zur Wut aufregen wider ihren Sohn,
Den sie in ihrem Mutterschoß getragen!

Thibaut.

Fluch treffe sie! Und möge Gott sie einst
Wie jene stolze Jesabel verderben!

Bertrand.

Der fürchterliche Salsbury, der Mauren-
Zertrümmerer, führt die Belagrung an,
Mit ihm des Löwen Bruder Lionel,
Und Talbot, der mit mörderischem Schwert
Die Völker niedermähet in den Schlachten.
In frechem Mute haben sie geschworen,
Der Schmach zu weihen alle Jungfrauen,
Und was das Schwert geführt dem Schwert zu opfern.
Vier hohe Warten haben sie erbaut,
Die Stadt zu überragen; oben späht
Graf Salsbury mit mordbegiergem Blick
Und zählt den schnellen Wandrer auf den Gassen.
Viel tausend Kugeln schon von Zentners Last
Sind in die Stadt geschleudert, Kirchen liegen

Zertrümmert, und der königliche Turm
Von Notre-Dame beugt sein erhabnes Haupt.
Auch Pulvergänge haben sie gegraben;
Und über einem Höllenreiche steht
Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,
Daß es mit Donners Krachen sich entzünde.

Johanna horcht mit gespannter Aufmerksamkeit und setzt sich den Helm auf.

Thibaut.

Wo aber waren denn die tapfren Degen
Saintrailles, La Hire und Frankreichs Brustwehr,
Der heldenmütge Bastard, daß der Feind
So allgewaltig reißend vorwärts drang?
Wo ist der König selbst, und sieht er müßig
Des Reiches Not und seiner Städte Fall?

Bertrand.

Zu Chinon hält der König seinen Hof,
Es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten.
Was nützt der Führer Mut, der Helden Arm,
Wenn bleiche Furcht die Heere lähmt?
Ein Schrecken, wie von Gott herabgesandt,
Hat auch die Brust der Tapfersten ergriffen.
Umsonst erschallt der Fürsten Aufgebot.
Wie sich die Schafe bang zusammendrängen,
Wenn sich des Wolfes Heulen hören läßt,
So sucht der Franke, seines alten Ruhms
Vergessend, nur die Sicherheit der Burgen.
Ein einzger Ritter nur, hört ich erzählen,
Hab eine schwache Mannschaft aufgebracht
Und zieh dem König zu mit sechzehn Fahnen.

Johanna schnell.

Wie heißt der Ritter?

Bertrand.

Baudricour. Doch ſchwerlich
Möcht er des Feindes Kundſchaft hintergehn,
Der mit zwei Heeren ſeinen Ferſen folgt.

Johanna.

Wo hält der Ritter? Sagt mirs, wenn ihrs wiſſet.

Bertrand.

Er ſteht kaum eine Tagereiſe weit
Von Vaucouleurs.

Thibaut zu Johanna.

Was kümmerts dich! Du fragſt
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.

Bertrand.

Weil nun der Feind ſo mächtig und kein Schutz
Vom König mehr zu hoffen, haben ſie
Zu Vaucouleurs einmütig den Beſchluß
Gefaßt, ſich dem Burgund zu übergeben.
So tragen wir nicht fremdes Joch und bleiben
Beim alten Königsſtamme — ja vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einſt Burgund und Frankreich ſich verſöhnen.

Johanna in Begeiſterung.

Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüſtet ſich zum Kampf.
Vor Orleans ſoll das Glück des Feindes ſcheitern,
Sein Maß iſt voll, er iſt zur Ernte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen,
Und ſeines Stolzes Saaten niedermähn,
Herab vom Himmel reißt ſie ſeinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Verzagt nicht! Fliehet nicht! Denn eh der Roggen
Gelb wird, eh ſich die Mondesſcheibe füllt,

Wird kein engländiſch Roß mehr aus den Wellen
Der prächtig ſtrömenden Loire trinken.

Bertrand.

Ach! Es geſchehen keine Wunder mehr!

Johanna.

Es geſchehn noch Wunder — Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit dieſe Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.
Darniederkämpfen wird ſie dieſen ſtolzen
Burgund, den Reichsverräter, dieſen Talbot,
Den himmelſtürmend hunderthändigen,
Und dieſen Salsbury, den Tempelſchänder,
Und dieſe frechen Inſelwohner alle
Wie eine Herde Lämmer vor ſich jagen.
Der Herr wird mit dir ſein, der Schlachtengott.
Sein zitterndes Geſchöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er ſich
Verherrlichen, denn er iſt der Allmächtge!

Thibaut.

Was für ein Geiſt ergreift die Dirn?

Raimond.

Es iſt
Der Helm, der ſie ſo kriegeriſch beſeelt.
Seht eure Tochter an. Ihr Auge blitzt,
Und glühend Feuer ſprühen ihre Wangen!

Johanna.

Dieſer alte Thron ſoll fallen? Dieſes Land
Des Ruhms, das ſchönſte, das die ewge Sonne ſieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt wie den Apfel ſeines Auges,
Die Feſſeln tragen eines fremden Volks!
— Hier ſcheiterte der Heiden Macht. Hier war

Das erſte Kreuz, das Gnadenbild erhöhet,
Hier ruht der Staub des heilgen Ludewig,
Von hier aus ward Jeruſalem erobert

Bertrand erſtaunt.

Hört ihre Rede! Woher ſchöpfte ſie
Die hohe Offenbarung — Vater Arc!
Euch gab Gott eine wundervolle Tochter!

Johanna.

Wir ſollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
Der König, der nie ſtirbt, ſoll aus der Welt
Verſchwinden — der den heilgen Pflug beſchützt,
Der die Trift beſchützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig ſtellt um ſeinen Thron —
Der dem Schwachen beiſteht und den Böſen ſchreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er iſt der Größte,
Der ein Menſch iſt und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindſelgen Erde. — Denn der Thron
Der Könige, der vom Golde ſchimmert, iſt
Das Obdach der Verlaſſenen — hier ſteht
Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht ſich der Gerechte,
Und ſcherzet mit den Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In dieſem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unſern Jünglingen,
Dem unſre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater ſein zu ſeinen Söhnen?

Thibaut.

Gott ſchütze Frankreich und den König. — Wir
Sind friedliche Landleute, wiſſen nicht

Das Schwert zu führen, noch das kriegerische Roß
Zu tummeln. — Laßt uns still gehorchend harren,
Wen uns der Sieg zum König geben wird.
Das Glück der Schlachten ist das Urteil Gottes,
Und unser Herr ist, wer die heilge Oelung
Empfängt zu Reims in Unsrer lieben Frauen
Und sich die Kron aufsetzt zu Saint Denis.
— Kommt an die Arbeit! Kommt! Und denke jeder
Nur an das Nächste! Lassen wir die Großen,
Der Erde Fürsten um die Erde losen,
Wir können ruhig die Zerstörung schauen,
Denn sturmfest steht der Boden, den wir bauen.
Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder,
Die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und schnell erstehn die leichten Hütten wieder.

Alle außer der Jungfrau gehen ab.

Johanna allein.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Täler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl.
Ihr Wiesen, die ich wässerte! Ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieses Tals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Plätze alle meiner stillen Freuden
Euch laß ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer auf der Heiden,
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schar,

Denn eine andre Herde muß ich weiden,
Dort auf dem blutgen Felde der Gefahr,
So iſt des Geiſtes Ruf an mich ergangen,
Mich treibt nicht eitles, irdiſches Verlangen.

Denn der zu Moſen auf des Horebs Höhen
Im feurgen Buſch ſich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharao zu ſtehen,
Der einſt den frommen Knaben Iſais,
Den Hirten, ſich zum Streiter auserſehen,
Der ſtets den Hirten gnädig ſich bewies,
Er ſprach zu mir aus dieſes Baumes Zweigen:
Geh hin! Du ſollſt auf Erden für mich zeugen.

In rauhes Erz ſollſt du die Glieder ſchnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Bruſt,
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit ſündgen Flammen eitler Erdenluſt,
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Bruſt,
Doch werd ich dich mit kriegeriſchen Ehren
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.

Denn wenn im Kampf die Mutigſten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schickſal nun ſich naht,
Dann wirſt du meine Oriflamme tragen
Und, wie die raſche Schnitterin die Saat,
Den ſtolzen Ueberwinder niederſchlagen,
Umwälzen wirſt du ſeines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldenſöhnen
Und Reims befrein und deinen König krönen!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Er ſendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich ſein Eiſen,
Und mich durchflammt der Mut der Cherubim,

Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm,
Den Feldruf hör ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten klingen.

Sie geht ab.

Erſter Aufzug.

Hoflager König Karls zu Chinon.

Dunois und Du Chatel treten auf.

Dunois.

Nein, ich ertrag es länger nicht. Ich ſage
Mich los von dieſem König, der unrühmlich
Sich ſelbſt verläßt. Mir blutet in der Bruſt
Das tapfre Herz, und glühnde Tränen möcht ich weinen,
Daß Räuber in das königliche Frankreich
Sich teilen mit dem Schwert, die edeln Städte,
Die mit der Monarchie gealtert ſind,
Dem Feind die roſtgen Schlüſſel überliefern,
Indes wir hier in tatenloſer Ruh
Die köſtlich edle Rettungszeit verſchwenden.
— Ich höre Orleans bedroht, ich fliege
Herbei aus der entlegnen Normandie,
Den König denk ich kriegeriſch gerüſtet
An ſeines Heeres Spitze ſchon zu finden,
Und find ihn — hier! umringt von Gaukelſpielern
Und Troubadours, ſpitzfindge Rätſel löſend
Und der Sorel galante Feſte gebend,
Als waltete im Reich der tiefſte Friede!
— Der Konnetable geht, er kann den Greul
Nicht länger anſehn. — Ich verlaß ihn auch
Und übergeb ihn ſeinem böſen Schickſal.

Du Chatel.

Da kommt der König!

König Karl zu den Vorigen.

Karl.

Der Konnetable ſchickt ſein Schwert zurück
Und ſagt den Dienſt mir auf. — In Gottes Namen!
So ſind wir eines mürr'ſchen Mannes los,
Der unverträglich uns nur meiſtern wollte.

Dunois.

Ein Mann iſt viel wert in ſo teurer Zeit,
Ich möcht ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

Karl.

Das ſagſt du nur aus Luſt des Widerſpruchs,
So lang er da war, warſt du nie ſein Freund.

Dunois.

Er war ein ſtolz verdrießlich ſchwerer Narr
Und wußte nie zu enden — diesmal aber
Weiß ers. Er weiß zu rechter Zeit zu gehn,
Wo keine Ehre mehr zu holen iſt.

Karl.

Du biſt in deiner angenehmen Laune,
Ich will dich nicht drin ſtören. — Du Chatel!
Es ſind Geſandte da vom alten König
René*, belobte Meiſter im Geſang
Und weit berühmt. — Man muß ſie wohl bewirten
Und jedem eine goldne Kette reichen.

Zum Baſtard.

Worüber lachſt du?

* René der Gute, Graf von Provence, aus dem Hauſe Anjou; ſein Vater und Bruder waren Könige von Neapel, und er ſelbſt machte nach ſeines Bruders Tod Anſpruch auf dieſes Reich, ſcheiterte aber in der Unternehmung. Er ſuchte die alte Provençaliſche Poeſie und die Cour d'Amour wieder herzuſtellen und ſetzte einen Prince d'Amour ein, als höchſten Richter in Sachen der Galanterie und Liebe. In demſelben romantiſchen Geiſt machte er ſich mit ſeiner Gemahlin zum Schäfer.

Dunois.

Daß du goldne Ketten
Aus deinem Munde schüttelst.

Du Chatel.

Sire! Es ist
Kein Geld in deinem Schatze mehr vorhanden.

Karl.

So schaffe welches. — Edle Sänger dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn.
Sie machen uns den dürren Szepter blühn,
Sie flechten den unsterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,
Sie stellen herrschend sich den Herrschern gleich,
Aus leichten Wünschen bauen sie sich Throne,
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich,
Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!

Du Chatel.

Mein königlicher Herr! Ich hab dein Ohr
Verschont, so lang noch Rat und Hülfe war,
Doch endlich löst die Notdurft mir die Zunge.
— Du hast nichts mehr zu schenken, ach! du hast
Nicht mehr, wovon du morgen könntest leben!
Die hohe Flut des Reichtums ist zerflossen,
Und tiefe Ebbe ist in deinem Schatz.
Den Truppen ist der Sold noch nicht bezahlt,
Sie drohen murrend abzuziehn. — Kaum weiß
Ich Rat, dein eignes königliches Haus
Notdürftig nur, nicht fürstlich, zu erhalten.

Karl.

Verpfände meine königlichen Zölle,
Und laß dir Geld darleihn von den Lombarden.

Du Chatel.

Sire, deine Kroneinkünfte, deine Zölle
Sind auf drei Jahre schon voraus verpfändet.

Dunois.

Und unterdes geht Pfand und Land verloren.

Karl.

Uns bleiben noch viel reiche schöne Länder.

Dunois.

So lang es Gott gefällt und Talbots Schwert!
Wenn Orleans genommen ist, magst du
Mit deinem König René Schafe hüten.

Karl.

Stets übst du deinen Witz an diesem König,
Doch ist es dieser länderlose Fürst,
Der eben heut mich königlich beschenkte.

Dunois.

Nur nicht mit seiner Krone von Neapel,
Um Gottes willen nicht! Denn die ist feil,
Hab ich gehört, seitdem er Schafe weidet.

Karl.

Das ist ein Scherz, ein heitres Spiel, ein Fest,
Das er sich selbst und seinem Herzen gibt.
Sich eine schuldlos reine Welt zu gründen
In dieser rauh barbar'schen Wirklichkeit.
Doch was er Großes, Königliches will —
Er will die alten Zeiten wieder bringen,
Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

In jenen Zeiten wohnt der heitre Greis,
Und wie ſie noch in alten Liedern leben,
So will er ſie, wie eine Himmelſtadt
In goldnen Wolken, auf die Erde ſetzen —
Gegründet hat er einen Liebeshof,
Wohin die edlen Ritter ſollen wallen,
Wo keuſche Frauen herrlich ſollen thronen,
Wo reine Minne wiederkehren ſoll,
Und mich hat er erwählt zum Fürſt der Liebe.

Dunois
nach einigem Stillſchweigen.

Ich bin ſo ſehr nicht aus der Art geſchlagen,
Daß ich der Liebe Herrſchaft ſollte ſchmähn.
Ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn,
Und all mein Erbe liegt in ihrem Reich.
Mein Vater war der Prinz von Orleans,
Ihm war kein weiblich Herz unüberwindlich,
Doch auch kein feindlich Schloß war ihm zu feſt.
Willſt du der Liebe Fürſt dich würdig nennen,
So ſei der Tapfern Tapferſter! — Wie ich
Aus jenen alten Büchern mir geleſen,
War Liebe ſtets mit hoher Rittertat
Gepaart, und Helden, hat man mich gelehrt,
Nicht Schäfer ſaßen an der Tafelrunde.
Wer nicht die Schönheit tapfer kann beſchützen,
Verdient nicht ihren goldnen Preis. — Hier iſt
Der Fechtplatz! Kämpf um deiner Väter Krone!
Verteidige mit ritterlichem Schwert
Dein Eigentum und edler Frauen Ehre —
Und haſt du dir aus Strömen Feindesbluts
Die angeſtammte Krone kühn erobert,
Dann iſt es Zeit und ſteht dir fürſtlich an,
Dich mit der Liebe Myrten zu bekrönen.

Karl
zu einem Edelknecht, der hereintritt.

Was gibts?

Edelknecht.

Ratsherrn von Orleans flehn um Gehör.

Karl.

Führ sie herein.

Edelknecht geht ab.

Sie werden Hülfe fodern,
Was kann ich tun, der selber hülflos ist!

Drei Ratsherren treten auf.

Karl.

Willkommen, meine vielgetreuen Bürger
Aus Orleans! Wie stehts um meine gute Stadt?
Fährt sie noch fort mit dem gewohnten Mut
Dem Feind zu widerstehn, der sie belagert?

Ratsherr.

Ach Sire! Es drängt die höchste Not, und stündlich wachsend
Schwillt das Verderben an die Stadt heran.
Die äußern Werke sind zerstört, der Feind
Gewinnt mit jedem Sturme neuen Boden.
Entblößt sind von Verteidigern die Mauern,
Denn rastlos fechtend fällt die Mannschaft aus,
Doch wen'ge sehn die Heimatpforte wieder,
Und auch des Hungers Plage droht der Stadt.
Drum hat der edle Graf von Rochepierre,
Der drin befiehlt, in dieser höchsten Not
Vertragen mit dem Feind, nach altem Brauch,
Sich zu ergeben auf den zwölften Tag,

Wenn binnen dieſer Zeit kein Heer im Feld
Erſchien, zahlreich genug ein Treffen anzubieten.

Dunois macht eine heftige Bewegung des Zorns.

Karl.

Die Friſt iſt kurz.

Ratsherr.

Und jetzo ſind wir hier
Mit Feinds Geleit, daß wir dein fürſtlich Herz
Anflehen, deiner Stadt dich zu erbarmen,
Und Hülf zu ſenden binnen dieſer Friſt,
Sonſt übergibt er ſie am zwölften Tage.

Dunois.

Saintrailles konnte ſeine Stimme geben
Zu ſolchem ſchimpflichen Vertrag!

Ratsherr.

Nein, Herr!
Solang der Tapfre lebte, durfte nie
Die Rede ſein von Fried und Uebergabe.

Dunois.

So iſt er tot!

Ratsherr.

An unſern Mauern ſank
Der edle Held für ſeines Königs Sache.

Karl.

Saintrailles tot! O in dem einz'gen Mann
Sinkt mir ein Heer.

Ein Ritter kommt und ſpricht einige Worte leiſe mit dem Baſtard, welcher betroffen auffährt.

Dunois.

Auch das noch!

Karl.

Nun! Was gibts?

Dunois.

Graf Douglas sendet her. Die schott'schen Völker
Empören sich und drohen abzuziehn,
Wenn sie nicht heut den Rückstand noch erhalten.

Karl.

Du Chatel!

Du Chatel zuckt die Achseln.

Sire! Ich weiß nicht Rat.

Karl.

Versprich,
Verpfände was du hast, mein halbes Reich —

Du Chatel.

Hilft nichts! Sie sind zu oft vertröstet worden!

Karl.

Es sind die besten Truppen meines Heers!
Sie sollen mich jetzt nicht, nicht jetzt verlassen!

Ratsherr mit einem Fußfall.

O König hilf uns! Unsrer Not gedenke!

Karl verzweiflungsvoll.

Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?
Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?
Reißt mich in Stücken, reißt das Herz mir aus,
Und münzet es statt Goldes! Blut hab ich
Für euch, nicht Silber hab ich noch Soldaten!

Er sieht die Sorel hereintreten und eilt ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Agnes Sorel ein Käſtchen in der Hand.

Karl.

O meine Agnes! Mein geliebtes Leben!
Du kommſt, mich der Verzweiflung zu entreißen!
Ich habe dich, ich flieh an deine Bruſt,
Nichts iſt verloren, denn du biſt noch mein.

Sorel.

Mein teurer König!
Mit ängſtlich fragendem Blick umherſchauend.
Dunois! iſts wahr?
Du Chatel?

Du Chatel.

Leider!

Sorel.

Iſt die Not ſo groß?
Es fehlt am Sold? Die Truppen wollen abziehn?

Du Chatel.

Ja leider iſt es ſo!

Sorel
ihm das Käſtchen aufdringend.

Hier, hier iſt Gold —
Hier ſind Juwelen — Schmelzt mein Silber ein —
Verkauft, verpfändet meine Schlöſſer — Leihet
Auf meine Güter in Provence — Macht alles
Zu Gelde und befriediget die Truppen.
Fort! Keine Zeit verloren!
Treibt ihn fort.

Karl.

Nun, Dunois? Nun, Du Chatel? Bin ich euch
Noch arm, da ich die Krone aller Frauen
Beſitze. — Sie iſt edel, wie ich ſelbſt
Geboren, ſelbſt das königliche Blut

Der Valois iſt nicht reiner, zieren würde ſie
Den erſten Thron der Welt — doch ſie verſchmäht ihn,
Nur meine Liebe will ſie ſein und heißen.
Erlaubte ſie mir jemals ein Geſchenk
Von höherm Wert als eine frühe Blume
Im Winter oder ſeltne Frucht? Von mir,
Nimmt ſie kein Opfer an und bringt mir alle!
Wagt ihren ganzen Reichtum und Beſitz
Großmütig an mein unterſinkend Glück.

Dunois.

Ja, ſie iſt eine Raſende wie du
Und wirft ihr Alles in ein brennend Haus
Und ſchöpft ins lecke Faß der Danaiden.
Dich wird ſie nicht erretten, nur ſich ſelbſt
Wird ſie mit dir verderben —

Sorel.

Glaub ihm nicht.
Er hat ſein Leben zehenmal für dich
Gewagt und zürnt, daß ich mein Gold jetzt wage.
Wie? Hab ich dir nicht alles froh geopfert,
Was mehr geachtet wird als Gold und Perlen,
Und ſollte jetzt mein Glück für mich behalten?
Komm! Laß uns allen überflüß'gen Schmuck
Des Lebens von uns werfen! Laß mich dir
Ein edles Beiſpiel der Entſagung geben!
Verwandle deinen Hofſtaat in Soldaten,
Dein Gold in Eiſen, alles was du haſt,
Wirf es entſchloſſen hin nach deiner Krone!
Komm! Komm! Wir teilen Mangel und Gefahr!
Das kriegeriſche Roß laß uns beſteigen,
Den zarten Leib dem glühnden Pfeil der Sonne
Preisgeben, die Gewölke über uns
Zur Decke nehmen und den Stein zum Pfühl.

Der rauhe Krieger wird sein eignes Weh
Geduldig tragen, sieht er seinen König
Dem Aermsten gleich ausdauren und entbehren!

Karl lächelnd.

Ja, nun erfüllt sich mir ein altes Wort
Der Weissagung, das eine Nonne mir
Zu Clermont im prophet'schen Geiste sprach.
Ein Weib, verhieß die Nonne, würde mich
Zum Sieger machen über alle Feinde
Und meiner Väter Krone mir erkämpfen.
Fern sucht ich sie im Feindeslager auf,
Das Herz der Mutter hofft ich zu versöhnen,
Hier steht die Heldin, die nach Reims mich führt,
Durch meiner Agnes Liebe werd ich siegen!

Sorel.

Du wirsts durch deiner Freunde tapfres Schwert.

Karl.

Auch von der Feinde Zwietracht hoff ich viel —
Denn mir ist sichre Kunde zugekommen,
Daß zwischen diesen stolzen Lords von England
Und meinem Vetter von Burgund nicht alles mehr
So steht wie sonst — Drum hab ich den La Hire
Mit Botschaft an den Herzog abgefertigt,
Ob mirs gelänge, den erzürnten Pair
Zur alten Pflicht und Treu zurückzuführen —
Mit jeder Stunde wart ich seiner Ankunft.

Du Chatel am Fenster.

Der Ritter sprengt soeben in den Hof.

Karl.

Willkommner Bote! Nun so werden wir
Bald wissen, ob wir weichen oder siegen.

La Hire tritt ein.

Karl geht ihm entgegen.

La Hire! Bringst du uns Hoffnung oder keine?
Erklär dich kurz. Was hab ich zu erwarten?

La Hire.

Erwarte nichts mehr als von deinem Schwert.

Karl.

Der stolze Herzog läßt sich nicht versöhnen!
O sprich! Wie nahm er meine Botschaft auf?

La Hire.

Vor allen Dingen und bevor er noch
Ein Ohr dir könne leihen, fodert er,
Daß ihm Du Chatel ausgeliefert werde,
Den er den Mörder seines Vaters nennt.

Karl.

Und, weigern wir uns dieser Schmachbedingung?

La Hire.

Dann sei der Bund zertrennt, noch eh er anfing.

Karl.

Hast du ihn drauf, wie ich dir anbefahl,
Zum Kampf mit mir gefodert auf der Brücke
Zu Montereau, allwo sein Vater fiel?

La Hire.

Ich warf ihm deinen Handschuh hin und sprach:
Du wolltest deiner Hoheit dich begeben
Und als ein Ritter kämpfen um dein Reich.
Doch er versetzte: nimmer täts ihm not,
Um das zu fechten, was er schon besitze.
Doch wenn dich so nach Kämpfen lüstete,

So würdeſt du vor Orleans ihn finden,
Wohin er morgen willens ſei zu gehn;
Und damit kehrt' er lachend mir den Rücken.

Karl.

Erhob ſich nicht in meinem Parlamente
Die reine Stimme der Gerechtigkeit?

La Hire.

Sie iſt verſtummt vor der Parteien Wut.
Ein Schluß des Parlaments erklärte dich
Des Throns verluſtig, dich und deinen Samen!

Dunois.

Ha, frecher Stolz des herrgewordnen Bürgers!

Karl.

Haſt du bei meiner Mutter nichts verſucht?

La Hire.

Bei deiner Mutter!

Karl.

Ja! Wie ließ ſie ſich vernehmen?

La Hire

nachdem er einige Augenblicke ſich bedacht.

Es war gerad das Feſt der Königskrönung,
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geſchmückt
Wie zum Triumphe waren die Pariſer,
In jeder Gaſſe ſtiegen Ehrenbogen,
Durch die der engelländſche König zog.
Beſtreut mit Blumen war der Weg, und jauchzend,
Als hätte Frankreich ſeinen ſchönſten Sieg
Erfochten, ſprang der Pöbel um den Wagen.

Sorel.

Sie jauchzten — jauchzten, daß ſie auf das Herz
Des liebevollen ſanften Königs traten!

La Hire.

Ich sah den jungen Harry Lancaster,
Den Knaben, auf dem königlichen Stuhl
Sankt Ludwigs sitzen, seine stolzen Oehme
Bedford und Gloster standen neben ihm,
Und Herzog Philipp kniet' am Throne nieder
Und leistete den Eid für seine Länder.

Karl.

O ehrvergeßner Pair! Unwürd'ger Vetter!

La Hire.

Das Kind war bang und strauchelte, da es
Die hohen Stufen an dem Thron hinanstieg.
Ein böses Omen! murmelte das Volk,
Und es erhub sich schallendes Gelächter.
Da trat die alte Königin, deine Mutter,
Hinzu, und — mich entrüstet es zu sagen!

Karl.

Nun?

La Hire.

In die Arme faßte sie den Knaben
Und setzt' ihn selbst auf deines Vaters Stuhl.

Karl.

O Mutter! Mutter!

La Hire.

Selbst die wütenden
Burgundier, die mordgewohnten Banden,
Erglüheten vor Scham bei diesem Anblick.
Sie nahm es wahr, und an das Volk gewendet,
Rief sie mit lauter Stimm: Dankt mirs, Franzosen,
Daß ich den kranken Stamm mit reinem Zweig

Veredle, euch bewahre vor dem miß-
Gebornen Sohn des hirnverrückten Vaters!

Der König verhüllt ſich, Agnes eilt auf ihn zu und ſchließt ihn in ihre Arme, alle Umſtehenden drücken ihren Abſcheu, ihr Entſetzen aus.

Dunois.

Die Wölfin! die wutſchnaubende Megäre!

Karl
nach einer Pauſe zu den Ratsherren.

Ihr habt gehört, wie hier die Sachen ſtehn.
Verweilt nicht länger, geht nach Orleans
Zurück und meldet meiner treuen Stadt:
Des Eides gegen mich entlaß ich ſie.
Sie mag ihr Heil beherzigen und ſich
Der Gnade des Burgundiers ergeben,
Er heißt der Gute, er wird menſchlich ſein.

Dunois.

Wie, Sire? Du wollteſt Orleans verlaſſen!

Ratsherr kniet nieder.

Mein königlicher Herr! Zieh deine Hand
Nicht von uns ab! Gib deine treue Stadt
Nicht unter Englands harte Herrſchaft hin.
Sie iſt ein edler Stein in deiner Krone,
Und keine hat den Königen, deinen Ahnherrn,
Die Treue heiliger bewahrt.

Dunois.

Sind wir
Geſchlagen? Iſts erlaubt, das Feld zu räumen,
Eh noch ein Schwertſtreich um die Stadt geſchehn?
Mit einem leichten Wörtlein, ehe Blut
Gefloſſen iſt, denkſt du die beſte Stadt
Aus Frankreichs Herzen wegzugeben?

Karl.

Gnug
Des Blutes ist geflossen und vergebens!
Des Himmels schwere Hand ist gegen mich,
Geschlagen wird mein Heer in allen Schlachten,
Mein Parlament verwirft mich, meine Hauptstadt,
Mein Volk nimmt meinen Gegner jauchzend auf,
Die mir die nächsten sind am Blut, verlassen,
Verraten mich — Die eigne Mutter nährt
Die fremde Feindesbrut an ihren Brüsten.
— Wir wollen jenseits der Loire uns ziehn
Und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen,
Der mit dem Engelländer ist.

Sorel.

Das wolle Gott nicht, daß wir, an uns selbst
Verzweifelnd, diesem Reich den Rücken wenden!
Dies Wort kam nicht aus deiner tapfern Brust.
Der Mutter unnatürlich rohe Tat
Hat meines Königs Heldenherz gebrochen!
Du wirst dich wiederfinden, männlich fassen,
Mit edelm Mut dem Schicksal widerstehen,
Das grimmig dir entgegenkämpft.

Karl
in düstres Sinnen verloren.

Ist es nicht wahr?
Ein finster furchtbares Verhängnis waltet
Durch Valois Geschlecht, es ist verworfen
Von Gott, der Mutter Lastertaten führten
Die Furien herein in dieses Haus,
Mein Vater lag im Wahnsinn zwanzig Jahre,
Drei ältre Brüder hat der Tod vor mir
Hinweggemäht, es ist des Himmels Schluß,
Das Haus des sechsten Karls soll untergehn.

Sorel.

In dir wird es ſich neu verjüngt erheben!
Hab Glauben an dich ſelbſt. — O! nicht umſonſt
Hat dich ein gnädig Schickſal aufgeſpart
Von deinen Brüdern allen, dich, den jüngſten,
Gerufen auf den ungehofften Thron.
In deiner ſanften Seele hat der Himmel
Den Arzt für alle Wunden ſich bereitet,
Die der Parteien Wut dem Lande ſchlug.
Des Bürgerkrieges Flammen wirſt du löſchen,
Mir ſagts das Herz, den Frieden wirſt du pflanzen,
Des Frankenreiches neuer Stifter ſein.

Karl.

Nicht ich. Die rauhe ſturmbewegte Zeit
Heiſcht einen kraftbegabtern Steuermann.
Ich hätt ein friedlich Volk beglücken können,
Ein wild empörtes kann ich nicht bezähmen,
Nicht mir die Herzen öffnen mit dem Schwert,
Die ſich entfremdet mir in Haß verſchließen.

Sorel.

Verblendet iſt das Volk, ein Wahn betäubt es,
Doch dieſer Taumel wird vorübergehn;
Erwachen wird, nicht fern mehr iſt der Tag,
Die Liebe zu dem angeſtammten König,
Die tief gepflanzt iſt in des Franken Bruſt;
Der alte Haß, die Eiferſucht erwachen,
Die beide Völker ewig feindlich trennt;
Den ſtolzen Sieger ſtürzt ſein eignes Glück.
Darum verlaſſe nicht mit Uebereilung
Den Kampfplatz, ring um jeden Fußbreit Erde,
Wie deine eigne Bruſt verteidige
Dies Orleans! Laß alle Fähren lieber
Verſenken, alle Brücken niederbrennen,

Die über dieſe Scheide deines Reichs,
Das ſtyg'ſche Waſſer der Loire, dich führen.

Karl.

Was ich vermocht, hab ich getan. Ich habe
Mich dargeſtellt zum ritterlichen Kampf
Um meine Krone. — Man verweigert ihn.
Umſonſt verſchwend ich meines Volkes Leben,
Und meine Städte ſinken in den Staub.
Soll ich gleich jener unnatürlichen Mutter
Mein Kind zerteilen laſſen mit dem Schwert?
Nein, daß es lebe, will ich ihm entſagen.

Dunois.

Wie, Sire? Iſt das die Sprache eines Königs?
Gibt man ſo eine Krone auf? Es ſetzt
Der Schlechtſte deines Volkes Gut und Blut
An ſeine Meinung, ſeinen Haß und Liebe,
Partei wird alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges ausgehangen iſt.
Der Ackersmann verläßt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greiſe waffnen ſich,
Der Bürger zündet ſeine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen ſeine Saaten an,
Um dir zu ſchaden oder wohlzutun
Und ſeines Herzens Wollen zu behaupten.
Nichts ſchont er ſelber und erwartet ſich
Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für ſeine Götter oder Götzen kämpft.
Drum weg mit dieſem weichlichen Mitleiden,
Das einer Königsbruſt nicht ziemt. — Laß du
Den Krieg ausraſen, wie er angefangen,
Du haſt ihn nicht leichtſinnig ſelbſt entflammt.
Für ſeinen König muß das Volk ſich opfern,
Das iſt das Schickſal und Geſetz der Welt.

Der Franke weiß es nicht und wills nicht anders.
Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre.

Karl zu den Ratsherren.

Erwartet keinen anderen Beſcheid.
Gott ſchütz euch. Ich kann nicht mehr.

Dunois.

Nun ſo kehre
Der Siegesgott auf ewig dir den Rücken,
Wie du dem väterlichen Reich. Du haſt
Dich ſelbſt verlaſſen, ſo verlaß ich dich.
Nicht Englands und Burgunds vereinte Macht,
Dich ſtürzt der eigne Kleinmut von dem Thron.
Die Könige Frankreichs ſind geborne Helden,
Du aber biſt unkriegeriſch gezeugt.

Zu den Ratsherren.

Der König gibt euch auf. Ich aber will
In Orleans, meines Vaters Stadt, mich werfen
Und unter ihren Trümmern mich begraben.

Er will gehen. Agnes Sorel hält ihn auf.

Sorel zum König.

O laß ihn nicht im Zorne von dir gehn!
Sein Mund ſpricht rauhe Worte, doch ſein Herz
Iſt treu wie Gold, es iſt derſelbe doch
Der warm dich liebt und oft für dich geblutet.
Kommt, Dunois! Geſteht, daß euch die Hitze
Des edeln Zorn zu weit geführt — Du aber
Verzeih dem treuen Freund die heft'ge Rede!
O kommt, kommt! Laßt mich eure Herzen ſchnell
Vereinigen, eh ſich der raſche Zorn
Unlöſchbar, der verderbliche, entflammt!

Dunois fixiert den König und ſcheint eine Antwort zu erwarten.

Karl zu Du Chatel.

Wir gehen über die Loire. Laß mein
Gerät zu Schiffe bringen!

Dunois ſchnell zur Sorel.

Lebet wohl!

Wendet ſich ſchnell und geht, Ratsherren folgen.

Sorel

ringt verzweiflungsvoll die Hände.

O wenn er geht, ſo ſind wir ganz verlaſſen!
— Folgt ihm, La Hire. O ſucht ihn zu begüt'gen.

La Hire geht ab.

Karl.

Iſt denn die Krone ein ſo einzig Gut?
Iſt es ſo bitterſchwer, davon zu ſcheiden?
Ich kenne, was noch ſchwerer ſich erträgt.
Von dieſen trotzig herriſchen Gemütern
Sich meiſtern laſſen, von der Gnade leben
Hochſinnig eigenwilliger Vaſallen,
Das iſt das Harte für ein edles Herz
Und bittrer, als dem Schickſal unterliegen!

Zu Du Chatel, der noch zaudert.

Tu, was ich dir befohlen!

Du Chatel

wirft ſich zu ſeinen Füßen.

O mein König!

Karl.

Es iſt beſchloſſen. Keine Worte weiter!

Du Chatel.

Mach Frieden mit dem Herzog von Burgund,
Sonſt ſeh ich keine Rettung mehr für dich.

Karl.

Du rätſt mir dieſes, und dein Blut iſt es,
Womit ich dieſen Frieden ſoll verſiegeln?

Du Chatel.

Hier iſt mein Haupt. Ich hab es oft für dich
Gewagt in Schlachten, und ich leg es jetzt
Für dich mit Freuden auf das Blutgerüſte.
Befriedige den Herzog. Ueberliefre mich
Der ganzen Strenge ſeines Zorns und laß
Mein fließend Blut den alten Haß verſöhnen!

Karl

blickt ihn eine Zeitlang gerührt und ſchweigend an.

Iſt es denn wahr? Steht es ſo ſchlimm mit mir,
Daß meine Freunde, die mein Herz durchſchauen,
Den Weg der Schande mir zur Rettung zeigen?
Ja, jetzt erkenn ich meinen tiefen Fall,
Denn das Vertraun iſt hin auf meine Ehre.

Du Chatel.

Bedenk —

Karl.

Kein Wort mehr! Bringe mich nicht auf!
Müßt ich zehn Reiche mit dem Rücken ſchauen,
Ich rette mich nicht mit des Freundes Leben.
Tu, was ich dir befohlen. Geh und laß
Mein Heergerät einſchiffen.

Du Chatel.

Es wird ſchnell
Getan ſein.

Steht auf und geht, Agnes Sorel weint heftig.

Karl ihre Hand faſſend.

Sei nicht traurig, meine Agnes.
Auch jenſeits der Loire liegt noch ein Frankreich,
Wir gehen in ein glücklicheres Land.
Da lacht ein milder, nie bewölkter Himmel,
Und leichtre Lüfte wehn, und ſanftre Sitten
Empfangen uns, da wohnen die Geſänge,
Und ſchöner blüht das Leben und die Liebe.

Sorel.

O muß ich dieſen Tag des Jammers ſchauen!
Der König muß in die Verbannung gehn,
Der Sohn auswandern aus des Vaters Hauſe
Und ſeine Wiege mit dem Rücken ſchauen.
O angenehmes Land, das wir verlaſſen,
Nie werden wir dich freudig mehr betreten.

La Hire kommt zurück.

Sorel.

Ihr kommt allein. Ihr bringt ihn nicht zurück?

Indem ſie ihn näher anſieht.

La Hire! Was gibts? Was ſagt mir euer Blick?
Ein neues Unglück iſt geſchehn!

La Hire.

Das Unglück
Hat ſich erſchöpft, und Sonnenſchein iſt wieder!

Sorel.

Was iſts? Ich bitt euch.

La Hire zum König.

Ruf die Abgeſandten
Von Orleans zurück!

Karl.

Warum? Was gibts?

La Hire.

Ruf ſie zurück. Dein Glück hat ſich gewendet,
Ein Treffen iſt geſchehn, du haſt geſiegt.

Sorel.

Geſiegt! O himmliſche Muſik des Wortes!

Karl.

La Hire! Dich täuſcht ein fabelhaft Gerücht.
Geſiegt! Ich glaub an keine Siege mehr.

La Hire.

O du wirſt bald noch größre Wunder glauben.
— Da kommt der Erzbiſchof. Er führt den Baſtard
In deinen Arm zurück —

Sorel.

O ſchöne Blume
Des Siegs, die gleich die edeln Himmelsfrüchte,
Fried' und Verſöhnung, trägt!

Erzbiſchof von Reims. Dunois. Du Chatel mit Raoul, einem geharniſchten Ritter, treten ein.

Erzbiſchof

führt den Baſtard zu dem König und legt ihre Hände ineinander.

Umarmt euch, Prinzen!
Laßt allen Groll und Hader jetzo ſchwinden,
Da ſich der Himmel ſelbſt für uns erklärt.

Dunois umarmt den König.

Karl.

Reißt mich aus meinem Zweifel und Erſtaunen.
Was kündigt dieſer feierliche Ernſt mir an?
Was wirkte dieſen ſchnellen Wechſel?

Erzbischof
führt den Ritter hervor und stellt ihn vor den König.
Redet!

Raoul.

Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht
Lothringisch Volk, zu deinem Heer zu stoßen,
Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs
War unser Führer. Als wir nun die Höhen
Bei Vermanton erreicht und in das Tal,
Das die Yonne durchströmt, herunterstiegen,
Da stand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts sahn.
Umrungen sahn wir uns von beiden Heeren,
Nicht Hoffnung war zu siegen, noch zu fliehn.
Da sank dem Tapfersten das Herz, und alles,
Verzweiflungsvoll, will schon die Waffen strecken.
Als nun die Führer miteinander noch
Rat suchten und nicht fanden — sieh, da stellte sich
Ein seltsam Wunder unsern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmtem Haupt
Wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich
Und schrecklich anzusehn, um ihren Nacken
In goldnen Ringen fiel das Haar, ein Glanz
Vom Himmel schien die Hohe zu umleuchten,
Als sie die Stimm erhub und also sprach:
Was zagt ihr, tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären sein mehr denn des Sands im Meer,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt euch an!
Und schnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß sie die Fahn, und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anstand schritt die Mächtige.
Wir, stumm vor Staunen, selbst nicht wollend, folgen
Der hohen Fahn und ihrer Trägerin,

Und auf den Feind gerad an stürmen wir.
Der, hochbetroffen, steht bewegungslos
Mit weitgeöffnet starrem Blick das Wunder
Anstaunend, das sich seinen Augen zeigt —
Doch schnell, als hätten Gottes Schrecken ihn
Ergriffen, wendet er sich um
Zur Flucht, und Wehr und Waffen von sich werfend
Entschart das ganze Heer sich im Gefilde,
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf,
Vor Schrecken sinnlos, ohne rückzuschaun,
Stürzt Mann und Roß sich in des Flusses Bette,
Und läßt sich würgen ohne Widerstand,
Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen!
Zweitausend Feinde deckten das Gefild,
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang,
Und von den Unsern ward kein Mann vermißt.

Karl.

Seltsam, bei Gott! höchst wunderbar und seltsam!

Sorel.

Und eine Jungfrau wirkte dieses Wunder?
Wo kam sie her? Wer ist sie?

Raoul.

Wer sie sei,
Will sie allein dem König offenbaren.
Sie nennt sich eine Seherin und Gott=
Gesendete Prophetin und verspricht
Orleans zu retten, eh der Mond noch wechselt.
Ihr glaubt das Volk und dürstet nach Gefechten.
Sie folgt dem Heer, gleich wird sie selbst hier sein.

Man hört Glocken und ein Geklirr von Waffen, die aneinander=geschlagen werden.

Hört ihr den Auflauf? Das Geläut der Glocken?
Sie ists, das Volk begrüßt die Gottgesandte.

Karl zu Du Chatel.

Führt sie herein —
Zum Erzbischof.
Was soll ich davon denken!
Ein Mädchen bringt mir Sieg und eben jetzt,
Da nur ein Götterarm mich retten kann!
Das ist nicht in dem Laufe der Natur,
Und darf ich — Bischof, darf ich Wunder glauben?

Viele Stimmen hinter der Szene.

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!

Karl.

Sie kommt!
Zu Dunois.
Nehmt meinen Platz ein, Dunois!
Wir wollen dieses Wundermädchen prüfen,
Ist sie begeistert und von Gott gesandt,
Wird sie den König zu entdecken wissen.

Dunois setzt sich, der König steht zu seiner Rechten, neben ihm Agnes Sorel, der Erzbischof mit den übrigen gegenüber, daß der mittlere Raum leer bleibt.

Johanna, begleitet von den Ratsherren und vielen Rittern, welche den Hintergrund der Szene anfüllen; mit edelm Anstand tritt sie vorwärts und schaut die Umstehenden der Reihe nach an.

Dunois
nach einer tiefen feierlichen Stille.

Bist du es, wunderbares Mädchen —

Johanna
unterbricht ihn, mit Klarheit und Hoheit ihn anschauend.

Bastard von Orleans! Du willst Gott versuchen!
Steh auf von diesem Platz, der dir nicht ziemt,
An diesen Größeren bin ich gesendet.

Sie geht mit entschiedenem Schritt auf den König zu, beugt ein Knie vor ihm und steht sogleich wieder auf, zurücktretend. Alle Anwesenden drücken ihr Erstaunen aus. Dunois verläßt seinen Sitz, und es wird Raum vor dem König.

Karl.

Du siehst mein Antlitz heut zum erstenmal,
Von wannen kommt dir diese Wissenschaft?

Johanna.

Ich sah dich, wo dich niemand sah als Gott.
Wieder Pause.
In jüngst verwichner Nacht, besinne dich!
Als alles um dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag, da standst du auf von deinem Lager,
Und tatst ein brünstiges Gebet zu Gott.
Laß die hinausgehn, und ich nenne dir
Den Inhalt des Gebets.

Karl.

Was ich dem Himmel
Vertraut, brauch ich vor Menschen nicht zu bergen.
Entdecke mir den Inhalt meines Flehns,
So zweifl ich nicht mehr, daß dich Gott begeistert.

Johanna.

Es waren drei Gebete, die du tatst,
Gib wohl acht, Dauphin, ob ich dir sie nenne!
Zum ersten flehtest du den Himmel an,
Wenn unrecht Gut an dieser Krone hafte,
Wenn eine andre schwere Schuld, noch nicht
Gebüßt, von deiner Väter Zeiten her,
Diesen tränenvollen Krieg herbeigerufen,
Dich zum Opfer anzunehmen für dein Volk
Und auszugießen auf dein einzig Haupt
Die ganze Schale seines Zorns.

Karl
tritt mit Schrecken zurück.
Wer bist du, mächtig Wesen? Woher kommst du?
Alle zeigen ihr Erstaunen.

Johanna.
Du tatst dem Himmel diese zweite Bitte.
Wenn es sein hoher Schluß und Wille sei,
Das Szepter deinem Stamme zu entwinden,
Dir alles zu entziehn, was deine Väter,
Die Könige in diesem Reich, besaßen,
Drei einz'ge Güter, flehtest du ihn an,
Dir zu bewahren: die zufriedne Brust,
Des Freundes Herz und deiner Agnes Liebe.
König verbirgt das Gesicht heftig weinend, große Bewegung des Erstaunens unter den Anwesenden. Nach einer Pause.
Soll ich dein dritt Gebet dir nun noch nennen?

Karl.
Genug! Ich glaube dir! Soviel vermag
Kein Mensch! Dich hat der höchste Gott gesendet.

Erzbischof
Wer bist du, heilig wunderbares Mädchen!
Welch glücklich Land gebar dich? Sprich! Wer sind
Die gottgeliebten Eltern, die dich zeugten?

Johanna.
Ehrwürd'ger Herr, Johanna nennt man mich,
Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter
Aus meines Königs Flecken Dom Remi,
Der in dem Kirchensprengel liegt von Toul,
Und hütete die Schafe meines Vaters
Von Kind auf — Und ich hörte viel und oft
Erzählen von dem fremden Inselvolk,
Das über Meer gekommen, uns zu Knechten

Zu machen, und den fremdgebornen Herrn
Uns aufzuzwingen, der das Volk nicht liebt,
Und daß sie schon die große Stadt Paris
Inn' hätten und des Reiches sich ermächtigt.
Da rief ich flehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Uns den einheimschen König zu bewahren.
Und vor dem Dorf, wo ich geboren, steht
Ein uralt Muttergottesbild, zu dem
Der frommen Pilgerfahrten viel geschahn,
Und eine heil'ge Eiche steht darneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten saß ich gern,
Die Herde weidend, denn mich zog das Herz.
Und ging ein Lamm mir in den wüsten Bergen
Verloren, immer zeigte mirs der Traum,
Wenn ich im Schatten dieser Wundereiche schlief.
— Und einsmals, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter diesem Baum
Gesessen und dem Schlafe widerstand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber sonst wie ich
Als Schäferin gekleidet, und sie sprach zu mir:
„Ich bins. Steh auf, Johanna. Laß die Herde.
Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!
Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir!
Damit vertilge meines Volkes Feinde,
Und führe deines Herren Sohn nach Reims,
Und krön' ihn mit der königlichen Krone!"
Ich aber sprach: „Wie kann ich solcher Tat
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!"
Und sie versetzte: „Eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,

Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht.
Sieh mich an! Eine keusche Magd wie du,
Hab ich den Herrn, den göttlichen, geboren,
Und göttlich bin ich selbst!" — Und sie berührte
Mein Augenlid, und als ich aufwärts sah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und süßer Ton verschwebte in den Lüften.
— Und so drei Nächte nacheinander ließ
Die Heilige sich sehn und rief: „Steh auf, Johanna,
Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft."
Und als sie in der dritten Nacht erschien,
Da zürnte sie, und scheltend sprach sie dieses Wort:
„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden ist ihr schweres Los,
Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden,
Die hier gedienet, ist dort oben groß."
Und also sprechend ließ sie das Gewand
Der Hirtin fallen, und als Königin
Der Himmel stand sie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen sie hinauf,
Langsam verschwindend in das Land der Wonnen.

Alle sind gerührt, Agnes Sorel heftig weinend verbirgt ihr Gesicht an des Königs Brust.

Erzbischof
nach einem langen Stillschweigen.

Vor solcher göttlicher Beglaubigung
Muß jeder Zweifel ird'scher Klugheit schweigen.
Die Tat bewährt es, daß sie Wahrheit spricht,
Nur Gott allein kann solche Wunder wirken.

Dunois.

Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub ich,
Der reinen Unschuld ihres Angesichts.

Karl.

Und bin ich Sünd'ger solcher Gnade wert!
Untrüglich allerforschend Aug, du siehst
Mein Innerstes und kennest meine Demut!

Johanna.

Der Hohen Demut leuchtet hell dort oben,
Du beugtest dich, drum hat er dich erhoben.

Karl.

So werd ich meinen Feinden widerstehn?

Johanna.

Bezwungen leg ich Frankreich dir zu Füßen!

Karl.

Und Orleans, sagst du, wird nicht übergehn?

Johanna.

Eh siehest du die Loire zurücke fließen.

Karl.

Werd ich nach Reims als Ueberwinder ziehn?

Johanna.

Durch tausend Feinde führ ich dich dahin.

Alle anwesende Ritter erregen ein Getöse mit ihren Lanzen und Schilden und geben Zeichen des Muts.

Dunois.

Stell uns die Jungfrau an des Heeres Spitze,
Wir folgen blind, wohin die Göttliche
Uns führt! Ihr Seherauge soll uns leiten,
Und schützen soll sie dieses tapfre Schwert!

La Hire.

Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir,
Wenn sie einher vor unsern Scharen zieht.

Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite,
Sie führ uns an, die Mächtige, im Streite!

Die Ritter erregen ein großes Waffengetös und treten vorwärts.

Karl.

Ja, heilig Mädchen, führe du mein Heer,
Und seine Fürsten sollen dir gehorchen.
Dies Schwert der höchsten Kriegsgewalt, das uns
Der Kronfeldherr im Zorn zurückgesendet,
Hat eine würdigere Hand gefunden.
Empfange du es, heilige Prophetin,
Und sei fortan —

Johanna.

Nicht also, edler Dauphin!
Nicht durch dies Werkzeug irdischer Gewalt
Ist meinem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiß
Ein ander Schwert, durch das ich siegen werde.
Ich will es dir bezeichnen, wie's der Geist
Mich lehrte, sende hin und laß es holen.

Karl.

Nenn es, Johanna.

Johanna.

Sende nach der alten Stadt
Fierboys, dort auf Sankt Kathrinens Kirchhof
Ist ein Gewölb, wo vieles Eisen liegt,
Von alter Siegesbeute aufgehäuft.
Das Schwert ist drunter, das mir dienen soll.
An dreien goldnen Lilien ists zu kennen,
Die auf der Klinge eingeschlagen sind,
Dies Schwert laß holen, denn durch dieses wirst du siegen.

Karl.

Man sende hin und tue, wie sie sagt.

Johanna.

Und eine weiße Fahne laß mich tragen,
Mit einem Saum von Purpur eingefaßt.
Auf dieser Fahne sei die Himmelskönigin
Zu sehen mit dem schönen Jesusknaben,
Die über einer Erdenkugel schwebt,
Denn also zeigte mirs die heil'ge Mutter.

Karl.

Es sei so, wie du sagst.

Johanna zum Erzbischof.

Ehrwürd'ger Bischof,
Legt Eure priesterliche Hand auf mich
Und sprecht den Segen über Eure Tochter!

Kniet nieder.

Erzbischof.

Du bist gekommen, Segen auszuteilen,
Nicht zu empfangen — Geh mit Gottes Kraft!
Wir aber sind Unwürdige und Sünder!

Sie steht auf.

Edelknecht.

Ein Herold kommt vom engelländschen Feldherrn.

Johanna.

Laß ihn eintreten, denn ihn sendet Gott!

Der König winkt dem Edelknecht, der hinausgeht.

Der Herold tritt herein.

Karl.

Was bringst du, Herold? Sage deinen Auftrag.

Herold.

Wer ist es, der für Karln von Valois,
Den Grafen von Ponthieu, das Wort hier führt?

Dunois.

Nichtswürd'ger Herold! Niederträcht'ger Bube!
Erfrechst du dich, den König der Franzoſen
Auf ſeinem eignen Boden zu verleugnen.
Dich ſchützt dein Wappenrock, ſonſt ſollteſt du —

Herold.

Frankreich erkennt nur einen einzgen König,
Und dieſer lebt im engelländiſchen Lager.

Karl.

Seid ruhig, Vetter! Deinen Auftrag, Herold!

Herold.

Mein edler Feldherr, den des Blutes jammert,
Das ſchon gefloſſen und noch fließen ſoll,
Hält ſeiner Krieger Schwert noch in der Scheide,
Und ehe Orleans im Sturme fällt,
Läßt er noch gütlichen Vergleich dir bieten.

Karl.

Laß hören!

Johanna tritt hervor.

Sire! Laß mich an deiner Statt
Mit dieſem Herold reden.

Karl.

Tu es, Mädchen!
Entſcheide du, ob Krieg ſei oder Friede.

Johanna zum Herold.

Wer ſendet dich und ſpricht durch deinen Mund?

Herold.

Der Briten Feldherr, Graf von Sal'sbury.

Johanna.

Herold, du lügſt! Der Lord ſpricht nicht durch dich.
Nur die Lebend'gen ſprechen, nicht die Toten.

Herold.

Mein Feldherr lebt in Fülle der Geſundheit
Und Kraft und lebt euch allen zum Verderben.

Johanna.

Er lebte, da du abgingſt. Dieſen Morgen
Streckt ihn ein Schuß aus Orleans zu Boden,
Als er vom Turm La Tournelle niederſah.
— Du lachſt, weil ich Entferntes dir verkünde?
Nicht meiner Rede, deinen Augen glaube!
Begegnen wird dir ſeiner Leiche Zug,
Wenn deine Füße dich zurücke tragen!
Jetzt, Herold, ſprich und ſage deinen Auftrag.

Herold.

Wenn du Verborgnes zu enthüllen weißt,
So kennſt du ihn, noch eh ich dir ihn ſage.

Johanna.

Ich brauch ihn nicht zu wiſſen, aber du
Vernimm den meinen jetzt! und dieſe Worte
Verkündige den Fürſten, die dich ſandten!
— König von England, und ihr, Herzoge
Bedford und Gloſter, die das Reich verweſen!
Gebt Rechenſchaft dem Könige des Himmels
Von wegen des vergoßnen Blutes! Gebt
Heraus die Schlüſſel alle von den Städten,
Die ihr bezwungen wider göttlich Recht,
Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels
Euch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg.
Wählt! Denn das ſag ich euch, damit ihrs wiſſet,
Euch iſt das ſchöne Frankreich nicht beſchieden
Vom Sohne der Maria — ſondern Karl,
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einziehen zu Paris,
Von allen Großen ſeines Reichs begleitet.

— Jetzt, Herold, geh und mach dich eilends fort,
Denn eh du noch das Lager magst erreichen
Und Botschaft bringen, ist die Jungfrau dort
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen.

Sie geht, alles setzt sich in Bewegung, der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Gegend von Felsen begrenzt.

Talbot und Lionel, englische Heerführer. Philipp, Herzog von Burgund. Ritter Fastolf und Chatillon mit Soldaten und Fahnen.

Talbot.

Hier unter diesen Felsen lasset uns
Halt machen und ein festes Lager schlagen,
Ob wir vielleicht die flücht'gen Völker wieder sammeln,
Die in dem ersten Schrecken sich zerstreut.
Stellt gute Wachen aus, besetzt die Höhn!
Zwar sichert uns die Nacht vor der Verfolgung,
Und wenn der Gegner nicht auch Flügel hat,
So fürcht ich keinen Ueberfall. — Dennoch
Bedarfs der Vorsicht, denn wir haben es
Mit einem kecken Feind und sind geschlagen.

Ritter Fastolf geht ab mit den Soldaten.

Lionel.

Geschlagen! Feldherr, nennt das Wort nicht mehr.
Ich darf es mir nicht denken, daß der Franke
Des Engelländers Rücken heut gesehn.
— O Orleans! Orleans! Grab unsers Ruhms!
Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands.
Beschimpfend lächerliche Niederlage!

Wer wird es glauben in der künft'gen Zeit!
Die Sieger bei Poitiers, Crequi
Und Azincourt gejagt von einem Weibe!

Burgund.

Das muß uns tröſten. Wir ſind nicht von Menſchen
Beſiegt, wir ſind vom Teufel überwunden.

Talbot.

Vom Teufel unſrer Narrheit — Wie, Burgund?
Schreckt dies Geſpenſt des Pöbels auch die Fürſten?
Der Aberglaube iſt ein ſchlechter Mantel
Für Eure Feigheit — Eure Völker flohn zuerſt.

Burgund.

Niemand hielt Stand. Das Fliehn war allgemein.

Talbot.

Nein, Herr! Auf Eurem Flügel fing es an.
Ihr ſtürztet euch in unſer Lager, ſchreiend:
Die Höll' iſt los, der Satan kämpft für Frankreich!
Und brachtet ſo die Unſern in Verwirrung.

Lionel.

Ihr könnt's nicht leugnen. Euer Flügel wich
Zuerſt.

Burgund.

Weil dort der erſte Angriff war.

Talbot.

Das Mädchen kannte unſers Lagers Blöße,
Sie wußte, wo die Furcht zu finden war.

Burgund.

Wie? Soll Burgund die Schuld des Unglücks tragen?!

Lionel.

Wir Engelländer, waren wir allein,
Bei Gott! Wir hätten Orleans nicht verloren!

Burgund.

Nein — denn ihr hättet Orleans nie gesehn!
Wer bahnte euch den Weg in dieses Reich,
Reicht' euch die treue Freundeshand, als ihr
An diese feindlich fremde Küste stieget?
Wer krönte euren Heinrich zu Paris
Und unterwarf ihm der Franzosen Herzen?
Bei Gott! Wenn dieser starke Arm euch nicht
Herein geführt, ihr sahet nie den Rauch
Von einem fränkischen Kamine steigen!

Lionel.

Wenn es die großen Worte täten, Herzog,
So hättet Ihr allein Frankreich erobert.

Burgund.

Ihr seid unlustig, weil euch Orleans
Entging und laßt nun eures Zornes Galle
An mir, dem Bundsfreund, aus. Warum entging
Uns Orleans, als eurer Habsucht wegen?
Es war bereit, sich mir zu übergeben,
Ihr, euer Neid allein hat es verhindert.

Talbot.

Nicht Euretwegen haben wir's belagert.

Burgund.

Wie stünd's um euch, zög ich mein Heer zurück.

Lionel.

Nicht schlimmer, glaubt mir, als bei Azincourt,
Wo wir mit Euch und mit ganz Frankreich fertig wurden.

Burgund.

Doch tat's euch sehr um unsre Freundschaft Not,
Und teuer kaufte sie der Reichsverweser.

Talbot.

Ja teuer, teuer haben wir sie heut
Vor Orleans bezahlt mit unsrer Ehre.

Burgund.

Treibt es nicht weiter, Lord, es könnt Euch reuen!
Verließ ich meines Herrn gerechte Fahnen,
Lud auf mein Haupt den Namen des Verräters,
Um von dem Fremdling solches zu ertragen?
Was tu ich hier und fechte gegen Frankreich?
Wenn ich dem Undankbaren dienen soll,
So will ich's meinem angebornen König.

Talbot.

Ihr steht in Unterhandlung mit dem Dauphin,
Wir wissen's, doch wir werden Mittel finden,
Uns vor Verrat zu schützen.

Burgund.

Tod und Hölle!
Begegnet man mir so? — Chatillon!
Laß meine Völker sich zum Aufbruch rüsten,
Wir gehn in unser Land zurück.

Chatillon geht ab.

Lionel.

Glück auf den Weg!
Nie war der Ruhm des Briten glänzender,
Als da er, seinem guten Schwert allein
Vertrauend, ohne Helfershelfer focht.
Es kämpfe jeder seine Schlacht allein,
Denn ewig bleibt es wahr! Französisch Blut
Und englisch kann sich redlich nie vermischen.

Königin Isabeau von einem Pagen begleitet.

Isabeau.

Was muß ich hören, Feldherrn! Haltet ein!
Was für ein hirnverrückender Planet
Verwirrt euch also die gesunden Sinne?
Jetzt, da euch Eintracht nur erhalten kann,
Wollt ihr in Haß euch trennen und, euch selbst
Befehdend, euren Untergang bereiten?
— Ich bitt Euch, edler Herzog. Ruft den raschen
Befehl zurück. — Und Ihr, ruhmvoller Talbot,
Besänftiget den aufgebrachten Freund!
Kommt, Lionel, helft mir die stolzen Geister
Zufrieden sprechen und Versöhnung stiften.

Lionel.

Ich nicht, Mylady. Mir ist alles gleich.
Ich denke so: was nicht zusammen kann
Bestehen, tut am besten, sich zu lösen.

Isabeau.

Wie? Wirkt der Hölle Gaukelkunst, die uns
Im Treffen so verderblich war, auch hier
Noch fort, uns sinnverwirrend zu betören?
Wer fing den Zank an? Redet! — Edler Lord!

Zu Talbot.

Seid Ihr's, der seines Vorteils so vergaß,
Den werten Bundsgenossen zu verletzen?
Was wollt Ihr schaffen ohne diesen Arm?
Er baute Eurem König seinen Thron,
Er hält ihn noch und stürzt ihn, wenn er will,
Sein Heer verstärkt Euch und noch mehr sein Name.
Ganz England, strömt' es all seine Bürger
Auf unsre Küsten aus, vermöchte nicht
Dies Reich zu zwingen, wenn es einig ist,
Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden.

Talbot.

Wir wissen den getreuen Freund zu ehren.
Dem falschen wehren ist der Klugheit Pflicht.

Burgund.

Wer treulos sich des Dankes will entschlagen,
Dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht.

Isabeau.

Wie, edler Herzog? Könntet Ihr so sehr
Der Scham absagen und der Fürstenehre,
In jene Hand, die Euren Vater mordete,
Die Eurige zu legen? Wärt Ihr rasend
Genug, an eine redliche Versöhnung
Zu glauben mit dem Dauphin, den Ihr selbst
An des Verderbens Rand geschleudert habt?
So nah dem Falle wolltet Ihr ihn halten,
Und Euer Werk wahnsinnig selbst zerstören?
Hier stehen Eure Freunde. Euer Heil
Ruht in dem festen Bunde nur mit England.

Burgund.

Fern ist mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin,
Doch die Verachtung und den Uebermut
Des stolzen Englands kann ich nicht ertragen.

Isabeau.

Kommt! Haltet ihm ein rasches Wort zu gut.
Schwer ist der Kummer, der den Feldherrn drückt,
Und ungerecht, Ihr wißt es, macht das Unglück.
Kommt! Kommt! Umarmt euch, laßt mich diesen Riß
Schnell heilend schließen, eh er ewig wird.

Talbot.

Was dünket Euch, Burgund? Ein edles Herz
Bekennt sich gern von der Vernunft besiegt.

Die Königin hat ein kluges Wort geredet,
Laßt dieſen Händedruck die Wunde heilen,
Die meine Zunge übereilend ſchlug.

Burgund.

Madame ſprach ein verſtändig Wort, und mein
Gerechter Zorn weicht der Notwendigkeit.

Iſabeau.

Wohl! So beſiegelt den erneuten Bund
Mit einem brüderlichen Kuß, und mögen
Die Winde das Geſprochene verwehen.
Burgund und Talbot umarmen ſich.

Lionel
betrachtet die Gruppe, für ſich.

Glück zu dem Frieden, den die Furie ſtiftet!

Iſabeau.

Wir haben eine Schlacht verloren, Feldherrn,
Das Glück war uns zuwider, darum aber
Entſink euch nicht der edle Mut. Der Dauphin
Verzweifelt an des Himmels Schutz und ruft
Des Satans Kunſt zu Hülfe, doch er habe
Umſonſt ſich der Verdammnis übergeben,
Und ſeine Hölle ſelbſt errett ihn nicht.
Ein ſieghaft Mädchen führt des Feindes Heer,
Ich will das eure führen, ich will euch
Statt einer Jungfrau und Prophetin ſein.

Lionel.

Madame, geht nach Paris zurück. Wir wollen
Mit guten Waffen, nicht mit Weibern ſiegen.

Talbot.

Geht! Geht! Seit Ihr im Lager ſeid, geht alles
Zurück, kein Segen iſt mehr in unſern Waffen.

Burgund.

Geht! Eure Gegenwart schafft hier nichts Gutes,
Der Krieger nimmt ein Aergernis an euch.

Isabeau

sieht einen um den andern erstaunt an.

Ihr auch, Burgund? Ihr nehmet wider mich
Partei mit diesen undankbaren Lords?

Burgund.

Geht! Der Soldat verliert den guten Mut,
Wenn er für Eure Sache glaubt zu fechten.

Isabeau.

Ich hab kaum Frieden zwischen euch gestiftet,
So macht ihr schon ein Bündnis wider mich?

Talbot.

Geht, geht mit Gott, Madame. Wir fürchten uns
Vor keinem Teufel mehr, sobald Ihr weg seid.

Isabeau.

Bin ich nicht eure treue Bundsgenossin?
Ist eure Sache nicht die meinige?

Talbot.

Doch Eure nicht die unsrige. Wir sind
In einem ehrlich-guten Streit begriffen.

Burgund.

Ich räche eines Vaters blut'gen Mord,
Die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen.

Talbot.

Doch grad heraus! Was Ihr am Dauphin tut,
Ist weder menschlich gut, noch göttlich recht.

Isabeau.

Fluch soll ihn treffen bis ins zehnte Glied!
Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter.

Burgund.
Er rächte einen Vater und Gemahl.

Isabeau.
Er warf sich auf zum Richter meiner Sitten!

Lionel.
Das war unehrerbietig von dem Sohn!

Isabeau.
In die Verbannung hat er mich geschickt.

Talbot.
Die öffentliche Stimme zu vollziehn.

Isabeau.
Fluch treffe mich, wenn ich ihm je vergebe!
Und eh er herrscht in seines Vaters Reich —

Talbot.
Eh' opfert Ihr die Ehre seiner Mutter!

Isabeau.
Ihr wißt nicht, schwache Seelen,
Was ein beleidigt Mutterherz vermag.
Ich liebe, wer mir Gutes tut, und hasse,
Wer mich verletzt; und ists der eigene Sohn,
Den ich geboren, desto hassenswerter,
Dem ich das Dasein gab, will ich es rauben,
Wenn er mit ruchlos frechem Uebermut
Den eignen Schoß verletzt, der ihn getragen.
Ihr, die ihr Krieg führt gegen meinen Sohn,
Ihr habt nicht Recht, noch Grund ihn zu berauben.
Was hat der Dauphin Schweres gegen euch
Verschuldet? Welche Pflichten brach er euch?
Euch treibt die Ehrsucht, der gemeine Neid,
Ich darf ihn hassen, ich hab ihn geboren.

Talbot.

Wohl, an der Rache fühlt er seine Mutter!

Isabeau.

Armsel'ge Gleißner, wie veracht ich euch,
Die ihr euch selbst so wie die Welt belügt!
Ihr Engelländer streckt die Räuberhände
Nach diesem Frankreich aus, wo ihr nicht Recht
Noch gült'gen Anspruch habt auf so viel Erde
Als eines Pferdes Huf bedeckt. — Und dieser Herzog,
Der sich den Guten schelten läßt, verkauft
Sein Vaterland, das Erbreich seiner Ahnen
Dem Reichsfeind und dem fremden Herrn. — Gleichwohl
Ist euch das dritte Wort Gerechtigkeit.
— Die Heuchelei veracht ich. Wie ich bin,
So sehe mich das Aug der Welt.

Burgund.

Wahr ists!
Den Ruhm habt Ihr mit starkem Geist behauptet.

Isabeau.

Ich habe Leidenschaften, warmes Blut
Wie eine andre, und ich kam als Königin
In dieses Land, zu leben, nicht zu scheinen.
Sollt ich der Freud absterben, weil der Fluch
Des Schicksals meine lebensfrohe Jugend
Zu dem wahnsinn'gen Gatten hat gesellt?
Mehr als das Leben lieb ich meine Freiheit.
Und wer mich hier verwundet — Doch warum
Mit euch mich streiten über meine Rechte?
Schwer fließt das dicke Blut in euren Adern,
Ihr kennt nicht das Vergnügen, nur die Wut!
Und dieser Herzog, der sein Leben lang
Geschwankt hat zwischen Bös und Gut, kann nicht
Von Herzen hassen noch von Herzen lieben.

— Ich geh nach Melun. Gebt mir dieſen da,
Auf Lionel zeigend.
Der mir gefällt, zur Kurzweil und Geſellſchaft,
Und dann macht, was ihr wollt! Ich frage nichts
Nach den Burgundern noch den Engelländern.
Sie winkt ihrem Pagen und will gehen.

Lionel.

Verlaßt Euch drauf. Die ſchönſten Frankenknaben,
Die wir erbeuten, ſchicken wir nach Melun.

Iſabeau zurückkommend.

Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte dreinzuſchlagen.
Der Franke nur weiß Zierliches zu ſagen.
Sie geht ab.

Talbot.

Was für ein Weib!

Lionel.

Nun, eure Meinung, Feldherrn!
Fliehn wir noch weiter oder wenden uns
Zurück, durch einen ſchnellen kühnen Streich
Den Schimpf des heut'gen Tages auszulöſchen?

Burgund.

Wir ſind zu ſchwach, die Völker ſind zerſtreut,
Zu neu iſt noch der Schrecken in dem Heer.

Talbot.

Ein blinder Schrecken nur hat uns beſiegt,
Der ſchnelle Eindruck eines Augenblicks.
Dies Furchtbild der erſchreckten Einbildung
Wird, näher angeſehn, in Nichts verſchwinden.

Drum iſt mein Rat, wir führen die Armee
Mit Tagesanbruch über den Strom zurück,
Dem Feind entgegen.

Burgund.

Ueberlegt —

Lionel.

Mit Eurer
Erlaubnis. Hier iſt nichts zu überlegen.
Wir müſſen das Verlorne ſchleunig wieder
Gewinnen oder ſind beſchimpft auf ewig.

Talbot.

Es iſt beſchloſſen. Morgen ſchlagen wir.
Und dies Phantom des Schreckens zu zerſtören,
Das unſre Völker blendet und entmannt,
Laßt uns mit dieſem jungfräulichen Teufel
Uns meſſen in perſönlichem Gefecht.
Stellt ſie ſich unſerm tapfern Schwert, nun dann
So hat ſie uns zum letztenmal geſchadet,
Stellt ſie ſich nicht, und ſeid gewiß, ſie meidet
Den ernſten Kampf, ſo iſt das Heer entzaubert.

Lionel.

So ſeis! Und mir, mein Feldherr, überlaſſet
Dies leichte Kampfſpiel, wo kein Blut ſoll fließen.
Denn lebend denk ich das Geſpenſt zu fangen,
Und vor des Baſtards Augen, ihres Buhlen,
Trag ich auf dieſen Armen ſie herüber
Zur Luſt des Heers, in das britann'ſche Lager.

Burgund.

Verſprechet nicht zu viel.

Talbot.

Erreich ich ſie,
Ich denke, ſie ſo ſanft nicht zu umarmen.

Kommt jetzo, die ermüdete Natur
Durch einen leichten Schlummer zu erquicken,
Und dann zum Aufbruch mit der Morgenröte.

Sie gehen ab.

Johanna mit der Fahne, im Helm und Brustharnisch, sonst aber weiblich gekleidet, Dunois, La Hire, Ritter und Soldaten zeigen sich oben auf dem Felsenweg, ziehen still darüber hinweg und erscheinen gleich darauf auf der Szene.

Johanna
zu den Rittern, die sie umgeben, indem der Zug oben immer noch fortwährt.

Erstiegen ist der Wall, wir sind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verschwiegnen Nacht
Von euch, die euren stillen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund — Gott und die Jungfrau!

Alle
rufen laut unter wildem Waffengetös.
Gott und die Jungfrau!
Trommeln und Trompeten.

Schildwache hinter der Szene.
Feinde! Feinde! Feinde!

Johanna.
Jetzt Fackeln her! Werft Feuer in die Zelte!
Der Flammen Wut vermehre das Entsetzen,
Und drohend rings umfange sie der Tod!
Soldaten eilen fort, sie will folgen.

Dunois hält sie zurück.
Du hast das Deine nun erfüllt, Johanna!
Mitten ins Lager hast du uns geführt,

Den Feind haſt du in unſre Hand gegeben.
Jetzt aber bleibe von dem Kampf zurück,
Uns überlaß die blutige Entſcheidung.

La Hire.

Den Weg des Siegs bezeichne du dem Heer,
Die Fahne trag uns vor in reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödliche, nicht ſelbſt,
Verſuche nicht den falſchen Gott der Schlachten,
Denn blind und ohne Schonung waltet er.

Johanna.

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geiſt
Vorſchreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn ſeines Schützen treibt.
Wo die Gefahr iſt, muß Johanna ſein,
Nicht heut, nicht hier iſt mir beſtimmt zu fallen,
Die Krone muß ich ſehn auf meines Königs Haupt;
Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen,
Bis ich vollendet, was mir Gott geheißen.

Sie geht ab.

La Hire.

Kommt, Dunois! Laßt uns der Heldin folgen,
Und ihr die tapfre Bruſt zum Schilde leihn!

Gehen ab.

Engliſche Soldaten fliehen über die Bühne.

Erſter.

Das Mädchen! Mitten im Lager!

Zweiter.

Nicht möglich! Nimmermehr! Wie kam ſie in das Lager?

Dritter.

Durch die Luft! Der Teufel hilft ihr!

Vierter und Fünfter.

Flieht! Flieht! Wir sind alle des Todes!

Gehen ab.

Talbot kommt.

Sie hören nicht — Sie wollen mir nicht stehn!
Gelöst sind alle Bande des Gehorsams,
Als ob die Hölle ihre Legionen
Verdammter Geister ausgespieen, reißt
Ein Taumelwahn den Tapfern und den Feigen
Gehirnlos fort, nicht eine kleine Schar
Kann ich der Feinde Flut entgegenstellen,
Die wachsend, wogend in das Lager dringt!
— Bin ich der einzig Nüchterne, und alles
Muß um mich her in Fiebers Hitze rasen?
Vor diesen fränkschen Weichlingen zu fliehn,
Die wir in zwanzig Schlachten überwunden! —
Wer ist sie denn, die Unbezwingliche,
Die Schreckensgöttin, die der Schlachten Glück
Auf einmal wendet und ein schüchtern Heer
Von feigen Rehn in Löwen umgewandelt?
Eine Gauklerin, die die gelernte Rolle
Der Heldin spielt, soll wahre Helden schrecken?
Ein Weib entriß mir allen Siegesruhm?

Soldat stürzt herein.

Das Mädchen! Flieh! Flieh, Feldherr!

Talbot stößt ihn nieder.

Flieh zur Hölle
Du selbst! Den soll dies Schwert durchbohren,
Der mir von Furcht spricht und von feiger Flucht.

Er geht ab.

Der Proſpekt öffnet ſich. Man ſieht das engliſche Lager in vollen Flammen ſtehen. Trommeln, Flucht und Verfolgung. Nach einer Weile kommt Montgomery.

Montgomery allein.

Wo ſoll ich hinfliehn? Feinde rings umher und Tod!
Hier der ergrimmte Feldherr, der mit droh'ndem Schwert
Die Flucht verſperrend uns dem Tod entgegentreibt.
Dort die Fürchterliche, die verderblich um ſich her
Wie die Brunſt des Feuers raſet — Und ringsum kein Buſch,
Der mich verbärge, keiner Höhle ſichrer Raum!
O wär ich nimmer über Meer hieher geſchifft,
Ich Unglückſelger! Eitler Wahn betörte mich,
Wohlfeilen Ruhm zu ſuchen in dem Frankenkrieg,
Und jetzo führt mich das verderbliche Geſchick
In dieſe blut'ge Mordſchlacht. — Wär ich weit von hier
Daheim noch an der Savern' blühendem Geſtad,
Im ſichern Vaterhauſe, wo die Mutter mir
In Gram zurückblieb und die zarte ſüße Braut.

Johanna zeigt ſich in der Ferne.

Weh mir! Was ſeh ich! Dort erſcheint die Schreckliche!
Aus Brandes Flammen, düſter leuchtend, hebt ſie ſich,
Wie aus der Hölle Rachen ein Geſpenſt der Nacht
Hervor. — Wohin entrinn ich! Schon ergreift ſie mich
Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
Der Blicke Schlingen nimmer fehlend nach mir aus.
Um meine Füße, feſt und feſter, wirret ſich
Das Zauberknäul, daß ſie gefeſſelt mir die Flucht
Verſagen! Hinſehn muß ich, wie das Herz mir auch
Dagegen kämpfe, nach der tödlichen Geſtalt!

Johanna tut einige Schritte ihm entgegen und bleibt wieder ſtehen.

Sie naht! Ich will nicht warten, bis die Grimmige
Zuerſt mich anfällt! Bittend will ich ihre Knie

Umfaſſen, um mein Leben flehn, ſie iſt ein Weib,
Ob ich vielleicht durch Tränen ſie erweichen kann!
Indem er auf ſie zugehen will, tritt ſie ihm raſch entgegen.

Johanna.
Du biſt des Todes! Eine brit'ſche Mutter zeugte dich.

Montgomery fällt ihr zu Füßen.
Halt ein, Furchtbare! Nicht den Unverteidigten
Durchbohre. Weggeworfen hab ich Schwert und Schild,
Zu deinen Füßen ſink ich wehrlos, flehend hin.
Laß mir das Licht des Lebens, nimm ein Löſegeld.
Reich an Beſitztum wohnt der Vater mir daheim
Im ſchönen Lande Wallis, wo die ſchlängelnde
Savern' durch grüne Auen rollt den Silberſtrom,
Und fünfzig Dörfer kennen ſeine Herrſchaft an.
Mit reichem Golde löſt er den geliebten Sohn,
Wenn er mich im Frankenlager lebend noch vernimmt.

Johanna.
Betrogner Tor! Verlorner! In der Jungfrau Hand
Biſt du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlöſung mehr zu hoffen iſt.
Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klaun,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könnteſt Mitleid finden und Barmherzigkeit,
Doch tödlich iſts, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geiſterreich, dem ſtrengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenſchickt.

Montgomery.
Furchtbar iſt deine Rede, doch dein Blick iſt ſanft,

Nicht ſchrecklich biſt du in der Nähe anzuſchaun,
Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Geſtalt.
O bei der Milde deines zärtlichen Geſchlechts
Fleh ich dich an. Erbarme meiner Jugend dich!

Johanna.

Nicht mein Geſchlecht beſchwöre! Nenne mich nicht Weib.
Gleichwie die körperloſen Geiſter, die nicht frein
Auf ird'ſche Weiſe, ſchließ ich mich an kein Geſchlecht
Der Menſchen an, und dieſer Panzer deckt kein Herz.

Montgomery.

O bei der Liebe heilig waltendem Geſetz,
Dem alle Herzen huldigen, beſchwör ich dich.
Daheim gelaſſen hab ich eine holde Braut,
Schön wie du ſelbſt biſt, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft,
O wenn du ſelber je zu lieben hoffſt und hoffſt
Beglückt zu ſein durch Liebe! Trenne grauſam nicht
Zwei Herzen, die der Liebe heilig Bündnis knüpft!

Johanna.

Du rufeſt lauter irdiſch fremde Götter an,
Die mir nicht heilig, noch verehrlich ſind. Ich weiß
Nichts von der Liebe Bündnis, das du mir beſchwörſt,
Und nimmer kennen werd ich ihren eiteln Dienſt.
Verteidige dein Leben, denn dir ruft der Tod.

Montgomery.

O ſo erbarme meiner jammervollen Eltern dich,
Die ich zu Haus verlaſſen. Ja, gewiß auch du
Verließeſt Eltern, die die Sorge quält um dich.

Johanna.

Unglücklicher! Und du erinnerſt mich daran,
Wie viele Mütter dieſes Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder vaterlos, wieviel

Verlobte Bräute Witwen worden ſind durch euch!
Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun
Erfahren und die Tränen kennen lernen,
Die Frankreichs jammervolle Gattinnen geweint.

Montgomery.

O ſchwer iſts, in der Fremde ſterben unbeweint.

Johanna.

Wer rief euch in das fremde Land, den blüh'nden Fleiß
Der Felder zu verwüſten, von dem heim'ſchen Herd
Uns zu verjagen und des Krieges Feuerbrand
Zu werfen in der Städte friedlich Heiligtum?
Ihr träumtet ſchon in eures Herzens eitelm Wahn,
Den freigebornen Franken in der Knechtſchaft Schmach
Zu ſtürzen und dies große Land, gleichwie ein Boot,
An euer ſtolzes Meerſchiff zu befeſtigen!
Ihr Toren! Frankreichs königliches Wappen hängt
Am Throne Gottes, eher rißt ihr einen Stern
Vom Himmelswagen als ein Dorf aus dieſem Reich,
Dem unzertrennlich ewig einigen! — Der Tag
Der Rache iſt gekommen, nicht lebendig mehr
Zurücke meſſen werdet ihr das heil'ge Meer,
Das Gott zur Länderſcheide zwiſchen euch und uns
Geſetzt und das ihr frevelnd überſchritten habt.

Montgomery läßt ihre Hand los.

O ich muß ſterben! Grauſend faßt mich ſchon der Tod.

Johanna.

Stirb, Freund! Warum ſo zaghaft zittern vor dem Tod,
Dem unentfliehbaren Geſchick? — Sieh mich an! Sieh!
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schäferin
Geboren, nicht des Schwerts gewohnt iſt dieſe Hand,
Die den unſchuldig frommen Hirtenſtab geführt.
Doch weggeriſſen von der heimatlichen Flur,

Vom Vaters Buſen, von der Schweſtern lieber Bruſt
Muß ich hier, ich muß — mich treibt die Götterſtimme, nicht
Eignes Gelüſten, — euch zu bitterm Harm, mir nicht
Zur Freude, ein Geſpenſt des Schreckens würgend gehn,
Den Tod verbreiten und ſein Opfer ſein zuletzt!
Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd ich ſehn,
Noch vielen von den Euren werd ich tödlich ſein,
Noch viele Witwen machen, aber endlich werd
Ich ſelbſt umkommen und erfüllen mein Geſchick.
— Erfülle du auch deines. Greife friſch zum Schwert,
Und um des Lebens ſüße Beute kämpfen wir.

Montgomery ſteht auf.

Nun, wenn du ſterblich biſt wie ich und Waffen dich
Verwunden, kanns auch meinem Arm beſchieden ſein,
Zur Höll dich ſendend, Englands Not zu endigen.
In Gottes gnäd'ge Hände leg ich mein Geſchick.
Ruf du, Verdammte, deine Höllengeiſter an,
Dir beizuſtehen! Wehre deines Lebens dich!

Er ergreift Schild und Schwert und dringt auf ſie ein, kriegeriſche Muſik erſchallt in der Ferne, nach einem kurzen Gefecht fällt Montgomery.

Johanna allein.

Dich trug dein Fuß zum Tode — Fahre hin!

Sie tritt von ihm weg und bleibt gedankenvoll ſtehen.

Erhabne Jungfrau, du wirkſt Mächtiges in mir!
Du rüſteſt den unkriegeriſchen Arm mit Kraft,
Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffneſt du.
In Mitleid ſchmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als bräche ſie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühenden Leib des Gegners zu verletzen,
Schon vor des Eiſens blanker Schneide ſchaudert mir,
Doch wenn es not tut, alsbald iſt die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert ſich ſelbſt, als wär es ein lebend'ger Geiſt.

Ein Ritter mit geſchloßnem Viſier tritt auf.

Ritter.

Verfluchte! Deine Stunde iſt gekommen,
Dich ſucht ich auf dem ganzen Feld der Schlacht,
Verderblich Blendwerk! Fahre zu der Hölle
Zurück, aus der du aufgeſtiegen biſt.

Johanna.

Wer biſt du, den ſein böſer Engel mir
Entgegen ſchickt? Gleich eines Fürſten iſt
Dein Anſtand, auch kein Brite ſcheinſt du mir,
Denn dich bezeichnet die burgundſche Binde,
Vor der ſich meines Schwertes Spitze neigt.

Ritter.

Verworfne, du verdienteſt nicht zu fallen
Von eines Fürſten edler Hand. Das Beil
Des Henkers ſollte dein verdammtes Haupt
Vom Rumpfe trennen, nicht der tapfre Degen
Des königlichen Herzogs von Burgund.

Johanna.

So biſt du dieſer edle Herzog ſelbſt?

Ritter ſchlägt das Viſier auf.

Ich bins. Elende, zittre und verzweifle!
Die Satanskünſte ſchützen dich nicht mehr,
Du haſt bis jetzt nur Schwächlinge bezwungen,
Ein Mann ſteht vor dir.

Dunois und La Hire zu den Vorigen.

Dunois.

Wende dich, Burgund!
Mit Männern kämpfe, nicht mit Jungfrauen.

La Hire.

Wir ſchützen der Prophetin heilig Haupt,
Erſt muß dein Degen dieſe Bruſt durchbohren —

Burgund.

Nicht dieſe buhleriſche Circe fürcht ich,
Noch euch, die ſie ſo ſchimpflich hat verwandelt.
Erröte, Baſtard, Schande dir, La Hire,
Daß du die alte Tapferkeit zu Künſten
Der Höll erniedrigſt, den verächtlichen
Schildknappen einer Teufelsdirne machſt.
Kommt her! Euch allen biet ich's! Der verzweifelt
An Gottes Schutz, der zu dem Teufel flieht.
Sie bereiten ſich zum Kampf, Johanna tritt dazwiſchen.

Johanna.

Haltet inne!

Burgund.

Zitterſt du für deinen Buhlen?
Vor deinen Augen ſoll er —

Dringt auf Dunois ein.

Johanna.

Haltet inne!
Trennt ſie, La Hire — Kein franzöſiſch Blut ſoll fließen!
Nicht Schwerter ſollen dieſen Streit entſcheiden.
Ein andres iſt beſchloſſen in den Sternen —
Auseinander ſag ich — Höret und verehrt
Den Geiſt, der mich ergreift, der aus mir redet!

Dunois.

Was hältſt du meinen aufgehobnen Arm
Und hemmſt des Schwertes blutige Entſcheidung?
Das Eiſen iſt gezückt, es fällt der Streich,
Der Frankreich rächen und verſöhnen ſoll.

Johanna
ſtellt ſich in die Mitte und trennt beide Teile durch einen weiten Zwiſchenraum, zum Baſtard.

Tritt auf die Seite!

Zu La Hire.

Bleib gefeſſelt ſtehen!
Ich habe mit dem Herzoge zu reden.

Nachdem alles ruhig iſt.

Was willſt du tun, Burgund? Wer iſt der Feind,
Den deine Blicke mordbegierig ſuchen?
Dieſer edle Prinz iſt Frankreichs Sohn wie du,
Dieſer Tapfre iſt dein Waffenfreund und Landsmann,
Ich ſelbſt bin deines Vaterlandes Tochter.
Wir alle, die du zu vertilgen ſtrebſt,
Gehören zu den Deinen — unſre Arme
Sind aufgetan dich zu empfangen, unſre Knie
Bereit dich zu verehren — unſer Schwert
Hat keine Spitze gegen dich. Ehrwürdig
Iſt uns das Antlitz, ſelbſt im Feindeshelm,
Das unſers Königs teure Züge trägt.

Burgund.

Mit ſüßer Rede ſchmeichleriſchem Ton
Willſt du, Sirene! deine Opfer locken.
Argliſt'ge, mich betörſt du nicht. Verwahrt
Iſt mir das Ohr vor deiner Rede Schlingen,
Und deines Auges Feuerpfeile gleiten
Am guten Harniſch meines Buſens ab.
Zu den Waffen, Dunois!
Mit Streichen, nicht mit Worten laß uns fechten.

Dunois.

Erſt Worte und dann Streiche. Fürchteſt du

Vor Worten dich? Auch das ist Feigheit
Und der Verräter einer bösen Sache.

Johanna.

Uns treibt nicht die gebieterische Not
Zu deinen Füßen, nicht als Flehende
Erscheinen wir vor dir. — Blick um dich her!
In Asche liegt das engelländ'sche Lager,
Und eure Toten decken das Gefild.
Du hörst der Franken Kriegsdrommete tönen,
Gott hat entschieden, unser ist der Sieg.
Des schönen Lorbeers frisch gebrochnen Zweig
Sind wir bereit, mit unserm Freund zu teilen.
— O komm herüber! Edler Flüchtling, komm!
Herüber, wo das Recht ist und der Sieg.
Ich selbst, die Gottgesandte, reiche dir
Die schwesterliche Hand. Ich will dich rettend
Herüberziehn auf unsre reine Seite! —
Der Himmel ist für Frankreich. Seine Engel,
Du siehst sie nicht, sie fechten für den König,
Sie alle sind mit Lilien geschmückt,
Lichtweiß wie diese Fahn ist unsre Sache,
Die reine Jungfrau ist ihr keusches Sinnbild.

Burgund.

Verstrickend ist der Lüge trüglich Wort,
Doch ihre Rede ist wie eines Kindes.
Wenn böse Geister ihr die Worte leihn,
So ahmen sie die Unschuld siegreich nach.
Ich will nicht weiter hören. Zu den Waffen!
Mein Ohr, ich fühl's, ist schwächer als mein Arm.

Johanna.

Du nennst mich eine Zauberin, gibst mir Künste
Der Hölle schuld — Ist Frieden stiften, Haß

Versöhnen ein Geschäft der Hölle? Kommt
Die Eintracht aus dem ew'gen Pfuhl hervor?
Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist um's Vaterland?
Seit wann ist die Natur so mit sich selbst
Im Streite, daß der Himmel die gerechte Sache
Verläßt, und daß die Teufel sie beschützen?
Ist aber das, was ich dir sage, gut,
Wo anders als von oben konnt ichs schöpfen?
Wer hätte sich auf meiner Schäfertrift
Zu mir gesellt, das kindsche Hirtenmädchen
In königlichen Dingen einzuweihn?
Ich bin vor hohen Fürsten nie gestanden,
Die Kunst der Rede ist dem Munde fremd.
Doch jetzt, da ichs bedarf dich zu bewegen,
Besitz ich Einsicht, hoher Dinge Kunde,
Der Länder und der Könige Geschick
Liegt sonnenhell vor meinem Kindesblick,
Und einen Donnerkeil führ ich im Munde.

Burgund

lebhaft bewegt, schlägt die Augen zu ihr auf und betrachtet sie mit Erstaunen und Rührung.

Wie wird mir? Wie geschieht mir? Ists ein Gott,
Der mir das Herz im tiefsten Busen wendet!
— Sie trügt nicht, diese rührende Gestalt!
Nein! Nein! Bin ich durch Zaubers Macht geblendet,
So ists durch eine himmlische Gewalt,
Mir sagts das Herz, sie ist von Gott gesendet.

Johanna.

Er ist gerührt, er ists! Ich habe nicht
Umsonst gefleht, des Zornes Donnerwolke schmilzt
Von seiner Stirne tränentauend hin,
Und aus den Augen, Friede strahlend, bricht

Die goldne Sonne des Gefühls hervor.
— Weg mit den Waffen — drücket Herz an Herz —
Er weint, er iſt bezwungen, er iſt unſer!

Schwert und Fahne entſinken ihr, ſie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen und umſchlingt ihn mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm. La Hire und Dunois laſſen die Schwerter fallen und eilen ihn zu umarmen.

Dritter Aufzug.

Hoflager des Königs zu Chalons an der Marne.
Dunois und La Hire.

Dunois.

Wir waren Herzensfreunde, Waffenbrüder,
Für eine Sache hoben wir den Arm
Und hielten feſt in Not und Tod zuſammen.
Laßt Weiberliebe nicht das Band zertrennen,
Das jeden Schickſalswechſel ausgehalten.

La Hire.

Prinz, hört mich an!

Dunois.

Ihr liebt das wunderbare Mädchen,
Und mir iſt wohl bekannt, worauf Ihr ſinnt.
Zum König denkt Ihr ſteh'nden Fußes jetzt
Zu gehen und die Jungfrau zum Geſchenk
Euch zu erbitten — Eurer Tapferkeit
Kann er den wohlverdienten Preis nicht weigern.
Doch wißt — eh ich in eines andern Arm
Sie ſehe —

La Hire.

Hört mich, Prinz!

Dunois.

Es zieht mich nicht
Der Augen flüchtig schnelle Lust zu ihr.
Den unbezwungnen Sinn hat nie ein Weib
Gerührt, bis ich die Wunderbare sah,
Die eines Gottes Schickung diesem Reich
Zur Retterin bestimmt und mir zum Weibe,
Und in dem Augenblick gelobt ich mir
Mit heil'gem Schwur als Braut sie heimzuführen.
Denn nur die Starke kann die Freundin sein
Des starken Mannes, und dies glüh'nde Herz
Sehnt sich an einer gleichen Brust zu ruhn,
Die seine Kraft kann fassen und ertragen.

La Hire.

Wie könnt ich's wagen, Prinz, mein schwach Verdienst
Mit Eures Namens Heldenruhm zu messen!
Wo sich Graf Dunois in die Schranken stellt,
Muß jeder andre Mitbewerber weichen.
Doch eine niedre Schäferin kann nicht
Als Gattin würdig Euch zur Seite stehn,
Das königliche Blut, das Eure Adern
Durchrinnt, verschmäht so niedrige Vermischung.

Dunois.

Sie ist das Götterkind der heiligen
Natur wie ich und ist mir ebenbürtig.
Sie sollte eines Fürsten Hand entehren,
Die eine Braut der reinen Engel ist,
Die sich das Haupt mit einem Götterschein
Umgibt, der heller strahlt als irdsche Kronen,
Die jedes Größte, Höchste dieser Erden
Klein unter ihren Füßen liegen sieht;
Denn alle Fürstenthronen, aufeinander
Gestellt, bis zu den Sternen fortgebaut,

Erreichten nicht die Höhe, wo sie steht,
In ihrer Engels-Majestät!

La Hire.

Der König mag entscheiden.

Dunois.

Nein, sie selbst
Entscheide! Sie hat Frankreich freigemacht,
Und selber frei muß sie ihr Herz verschenken.

La Hire.

Da kommt der König!

Karl. Agnes Sorel. Du Chatel und Chatillon treten auf.

Karl zu Chatillon.

Er kommt! Er will als seinen König mich
Erkennen, sagt Ihr, und mir huldigen?

Chatillon.

Hier, Sire, in deiner königlichen Stadt
Chalons will sich der Herzog, mein Gebieter,
Zu deinen Füßen werfen. — Mir befahl er,
Als meinen Herrn und König dich zu grüßen,
Er folgt mir auf dem Fuß, gleich naht er selbst.

Sorel.

Er kommt! O schöne Sonne dieses Tags,
Der Freude bringt und Frieden und Versöhnung!

Chatillon.

Mein Herr wird kommen mit zweihundert Rittern,
Er wird zu deinen Füßen niederknien,
Doch er erwartet, daß du es nicht duldest,
Als deinen Vetter freundlich ihn umarmest.

Karl.

Mein Herz glüht, an dem seinigen zu schlagen.

Chatillon.

Der Herzog bittet, daß des alten Streits
Beim ersten Wiedersehn mit keinem Worte
Meldung geschehe!

Karl.

Versenkt im Lethe sei
Auf ewig das Vergangene. Wir wollen
Nur in der Zukunft heitre Tage sehn.

Chatillon.

Die für Burgund gefochten, alle sollen
In die Versöhnung aufgenommen sein.

Karl.

Ich werde so mein Königreich verdoppeln!

Chatillon.

Die Königin Isabeau soll in dem Frieden
Mit eingeschlossen sein, wenn sie ihn annimmt.

Karl.

Sie führet Krieg mit mir, nicht ich mit ihr.
Unser Streit ist aus, sobald sie selbst ihn endigt.

Chatillon.

Zwölf Ritter sollen bürgen für dein Wort.

Karl.

Mein Wort ist heilig.

Chatillon.

Und der Erzbischof
Soll eine Hostie teilen zwischen dir und ihm
Zum Pfand und Siegel redlicher Versöhnung.

Karl.

So sei mein Anteil an dem ew'gen Heil,
Als Herz und Handschlag bei mir einig sind.
Welch andres Pfand verlangt der Herzog noch?

Chatillon
mit einem Blick auf Du Chatel.

Hier seh ich einen, dessen Gegenwart
Den ersten Gruß vergiften könnte.

Du Chatel geht schweigend.

Karl.

Geh,
Du Chatel! Bis der Herzog deinen Anblick
Ertragen kann, magst du verborgen bleiben!
Er folgt ihm mit den Augen, dann eilt er ihm nach und umarmt ihn
Rechtschaffner Freund! Du wolltest mehr als dies
Für meine Ruhe tun!

Du Chatel geht ab.

Chatillon.

Die andern Punkte nennt dies Instrument.

Karl zum Erzbischof.

Bringt es in Ordnung. Wir genehm'gen alles,
Für einen Freund ist uns kein Preis zu hoch.
Geht, Dunois! Nehmt hundert edle Ritter
Mit Euch und holt den Herzog freundlich ein.
Die Truppen alle sollen sich mit Zweigen
Bekränzen, ihre Brüder zu empfangen.
Zum Feste schmücke sich die ganze Stadt,
Und alle Glocken sollen es verkünden,
Daß Frankreich und Burgund sich neu verbünden.
Ein Edelknecht kommt. Man hört Trompeten.
Horch! Was bedeutet der Trompeten Ruf?

Edelknecht.

Der Herzog von Burgund hält seinen Einzug.

Geht ab.

Dunois geht mit La Hire und Chatillon.

Auf! Ihm entgegen!

Karl zur Sorel.

Agnes, du weinst? Beinah gebricht auch mir
Die Stärke, diesen Auftritt zu ertragen.
Wie viele Todesopfer mußten fallen,
Bis wir uns friedlich konnten wiedersehn.
Doch endlich legt sich jedes Sturmes Wut,
Tag wird es auf die dickste Nacht, und kommt
Die Zeit, so reifen auch die spätsten Früchte!

Erzbischof am Fenster.

Der Herzog kann sich des Gedränges kaum
Erledigen. Sie heben ihn vom Pferd,
Sie küssen seinen Mantel, seine Sporen.

Karl.

Es ist ein gutes Volk, in seiner Liebe
Raschlodernd wie in seinem Zorn. — Wie schnell
Vergessen ists, daß eben dieser Herzog
Die Väter ihnen und die Söhne schlug,
Der Augenblick verschlingt ein ganzes Leben!
— Faß dich, Sorel! Auch deine heft'ge Freude
Möcht' ihm ein Stachel in die Seele sein,
Nichts soll ihn hier beschämen, noch betrüben.

Herzog von Burgund. Dunois. La Hire. Chatillon und noch zwei andere Ritter von des Herzogs Gefolge. Der Herzog bleibt am Eingang stehen, der König bewegt sich gegen ihn, sogleich nähert sich Burgund und in dem Augenblick, wo er sich auf ein Knie will niederlassen, empfängt ihn der König in seinen Armen.

Karl.

Ihr habt uns überrascht — Euch einzuholen
Gedachten wir — Doch Ihr habt schnelle Pferde.

Burgund.

Sie trugen mich zu meiner Pflicht.

Er umarmt die Sorel und küßt ſie auf die Stirne.

Mit Eurer
Erlaubnis, Baſe. Das iſt unſer Herrenrecht
Zu Arras, und kein ſchönes Weib darf ſich
Der Sitte weigern.

Karl.

Eure Hofſtatt iſt
Der Sitz der Minne, ſagt man, und der Markt,
Wo alles Schöne muß den Stapel halten.

Burgund.

Wir ſind ein handeltreibend Volk, mein König.
Was köſtlich wächſt in allen Himmelsſtrichen,
Wird ausgeſtellt zur Schau und zum Genuß
Auf unſerm Markt zu Brügg, das Höchſte aber
Von allen Gütern iſt der Frauen Schönheit.

Sorel.

Der Frauen Treue gilt noch höhern Preis,
Doch auf dem Markte wird ſie nicht geſehn.

Karl.

Ihr ſteht in böſem Ruf und Leumund, Vetter,
Daß Ihr der Frauen ſchönſte Tugend ſchmäht.

Burgund.

Die Ketzerei ſtraft ſich am ſchwerſten ſelbſt.
Wohl Euch, mein König! Früh hat Euch das Herz,
Was mich ein wildes Leben ſpät, gelehrt!

Er bemerkt den Erzbiſchof und reicht ihm die Hand.

Ehrwürdiger Mann Gottes! Euren Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Platz,
Wer Euch will finden, muß im Guten wandeln.

Erzbischof.

Mein Meister rufe, wenn er will, dies Herz
Ist freudensatt, und ich kann fröhlich scheiden,
Da meine Augen diesen Tag gesehn!

Burgund zur Sorel.

Man spricht, Ihr habt Euch Eurer edeln Steine
Beraubt, um Waffen gegen mich daraus
Zu schmieden? Wie? Seid Ihr so kriegerisch
Gesinnt? War's euch so ernst, mich zu verderben?
Doch unser Streit ist nun vorbei, es findet
Sich alles wieder, was verloren war.
Auch Euer Schmuck hat sich zurückgefunden,
Zum Kriege wider mich war er bestimmt,
Nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedenszeichen.

Er empfängt von einem seiner Begleiter das Schmuckkästchen und überreicht es ihr geöffnet. Agnes Sorel sieht den König betroffen an.

Karl.

Nimm das Geschenk, es ist ein zweifach teures Pfand
Der schönen Liebe mir und der Versöhnung.

Burgund

indem er eine brillantne Rose in ihre Haare steckt.

Warum ist es nicht Frankreichs Königskrone?
Ich würde sie mit gleich geneigtem Herzen
Auf diesem schönen Haupt befestigen.

Ihre Hand bedeutend fassend.

Und — zählt auf mich, wenn Ihr dereinst des Freundes
Bedürfen solltet!

Agnes Sorel, in Tränen ausbrechend, tritt auf die Seite, auch der König bekämpft eine große Bewegung, alle Umstehende blicken gerührt auf beide Fürsten.

Burgund

nachdem er alle der Reihe nach angesehen, wirft er sich in die Arme des Königs.

O mein König!

In demſelben Augenblick eilen die drei burgundiſchen Ritter auf Dunois, La Hire und den Erzbiſchof zu und umarmen einander. Beide Fürſten liegen eine Zeitlang einander ſprachlos in den Armen.

Euch konnt ich haſſen! Euch konnt ich entſagen!

Karl.

Still! Still! Nicht weiter!

Burgund.

Dieſen Engelländer
Konnt ich krönen! Dieſem Fremdling Treue ſchwören!
Euch, meinen König, ins Verderben ſtürzen!

Karl.

Vergeßt es! Alles iſt verziehen. Alles
Tilgt dieſer einz'ge Augenblick. Es war
Ein Schickſal, ein unglückliches Geſtirn!

Burgund faßt ſeine Hand.

Ich will gut machen! Glaubet mir, ich wills.
Alle Leiden ſollen euch erſtattet werden,
Euer ganzes Königreich ſollt Ihr zurück
Empfangen — nicht ein Dorf ſoll daran fehlen!

Karl.

Wir ſind vereint. Ich fürchte keinen Feind mehr.

Burgund.

Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen
Die Waffen wider Euch. O wüßtet Ihr —
Warum habt Ihr mir dieſe nicht geſchickt?

Auf die Sorel zeigend.

Nicht widerſtanden hätt' ich ihren Tränen!
— Nun ſoll uns keine Macht der Hölle mehr
Entzweien, da wir Bruſt an Bruſt geſchloſſen!
Jetzt hab ich meinen wahren Ort gefunden,
An dieſem Herzen endet meine Irrfahrt.

Erzbischof
tritt zwischen beide.

Ihr seid vereinigt, Fürsten! Frankreich steigt
Ein neu verjüngter Phönix aus der Asche,
Uns lächelt eine schöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüsteten, die Städte
Aus ihrem Schutt sich prangender erheben,
Die Felder decken sich mit neuem Grün —
Doch, die das Opfer eures Zwists gefallen,
Die Toten stehen nicht mehr auf, die Tränen,
Die eurem Streit geflossen, sind und bleiben
Geweint! Das kommende Geschlecht wird blühen,
Doch das vergangne war des Elends Raub,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.
Das sind die Früchte eures Bruderzwists!
Laßts euch zur Lehre dienen! Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh ihrs der Scheid entreißt. Loslassen
Kann der Gewaltige den Krieg, doch nicht
Gelehrig wie der Falk sich aus den Lüften
Zurückschwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menschenstimme.
Nicht zweimal kommt im rechten Augenblick
Wie heut die Hand des Retters aus den Wolken.

Burgund.

O Sire! Euch wohnt ein Engel an der Seite.
— Wo ist sie? Warum seh ich sie nicht hier?

Karl.

Wo ist Johanna? Warum fehlt sie uns
In diesem festlich schönen Augenblick,
Den sie uns schenkte?

Erzbischof.

Sire! Das heil'ge Mädchen

Liebt nicht die Ruhe eines müß'gen Hofs,
Und ruft sie nicht der göttliche Befehl
Ans Licht der Welt hervor, so meidet sie
Verschämt den eitlen Blick gemeiner Augen!
Gewiß bespricht sie sich mit Gott, wenn sie
Für Frankreichs Wohlfahrt nicht geschäftig ist,
Denn allen ihren Schritten folgt der Segen.

Johanna zu den Vorigen.

Sie ist im Harnisch, aber ohne Helm, und trägt einen Kranz in den Haaren.

Karl.

Du kommst als Priesterin geschmückt, Johanna,
Den Bund, den du gestiftet, einzuweihn?

Burgund.

Wie schrecklich war die Jungfrau in der Schlacht,
Und wie umstrahlt mit Anmut sie der Friede!
— Hab ich mein Wort gelöst, Johanna? Bist du
Befriedigt und verdien ich deinen Beifall?

Johanna.

Dir selbst hast du die größte Gunst erzeigt.
Jetzt schimmerst du in segenvollem Licht,
Da du vorhin in blutrotdüsterm Schein
Ein Schreckensmond an diesem Himmel hingst.

Sich umschauend.

Viel edle Ritter sind ich hier versammelt,
Und alle Augen glänzen freudenhell,
Nur einem Traurigen hab ich begegnet,
Der sich verbergen muß, wo alles jauchzt.

Burgund.

Und wer ist sich so schwerer Schuld bewußt,
Daß er an unsrer Huld verzweifeln müßte?

Johanna.

Darf er sich nahn? O sage, daß ers darf?
Mach dein Verdienst vollkommen. Eine Versöhnung
Ist keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfe Haß, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.
— Kein Unrecht sei so blutig, daß Burgund
An diesem Freudentag es nicht vergebe!

Burgund.

Ha, ich verstehe dich!

Johanna.

Und willst verzeihn?
Du willst es, Herzog? — Komm herein, Du Chatel!

Sie öffnet die Tür und führt Du Chatel herein, dieser bleibt in der Entfernung stehen.

Der Herzog ist mit seinen Feinden allen
Versöhnt, er ist es auch mit dir.

Du Chatel tritt einige Schritte näher und sucht in den Augen des Herzogs zu lesen.

Burgund.

Was machst du
Aus mir, Johanna? Weißt du, was du foderst?

Johanna.

Ein güt'ger Herr tut seine Pforten auf
Für alle Gäste, keinen schließt er aus;
Frei wie das Firmament die Welt umspannt,
So muß die Gnade Freund und Feind umschließen.
Es schickt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit,
Gleichmessend gießt der Himmel seinen Tau
Auf alle durstenden Gewächse aus.
Was irgend gut ist und von oben kommt,

Iſt allgemein und ohne Vorbehalt,
Doch in den Falten wohnt die Finſternis!

Burgund.

O, ſie kann mit mir ſchalten wie ſie will,
Mein Herz iſt weiches Wachs in ihrer Hand.
— Umarmet mich, Du Chatel; ich vergeb euch.
Geiſt meines Vaters, zürne nicht, wenn ich
Die Hand, die dich getötet, freundlich faſſe.
Ihr Todesgötter, rechnet mirs nicht zu,
Daß ich mein ſchrecklich Rachgelübde breche.
Bei euch dort unten in der ew'gen Nacht,
Da ſchlägt kein Herz mehr, da iſt alles ewig,
Steht alles unbeweglich feſt — doch anders
Iſt es hier oben in der Sonne Licht.
Der Menſch iſt, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks.

Karl zur Johanna.

Was dank ich dir nicht alles, hohe Jungfrau!
Wie ſchön haſt du dein Wort gelöſt!
Wie ſchnell mein ganzes Schickſal umgewandelt!
Die Freunde haſt du mir verſöhnt, die Feinde
Mir in den Staub geſtürzt und meine Städte
Dem fremden Joch entriſſen. — Du allein
Vollbrachteſt alles. — Sprich, wie lohn ich dir!

Johanna.

Sei immer menſchlich, Herr, im Glück, wie dus
Im Unglück warſt — und auf der Größe Gipfel
Vergiß nicht, was ein Freund wiegt in der Not,
Du haſts in der Erniedrigung erfahren.
Verweigre nicht Gerechtigkeit und Gnade
Dem letzten deines Volks, denn von der Herde
Berief dir Gott die Retterin — du wirſt
Ganz Frankreich ſammeln unter deinen Szepter,

Der Ahn- und Stammherr großer Fürsten sein,
Die nach dir kommen, werden heller leuchten,
Als die dir auf dem Thron vorangegangen.
Dein Stamm wird blühn, so lang er sich die Liebe
Bewahrt im Herzen seines Volks,
Der Hochmut nur kann ihn zum Falle führen,
Und von den niedern Hütten, wo dir jetzt
Der Retter ausging, droht geheimnisvoll
Den schuldbefleckten Enkeln das Verderben!

Burgund.

Erleuchtet Mädchen, das der Geist beseelt,
Wenn deine Augen in die Zukunft dringen,
So sprich mir auch von meinem Stamm! Wird er
Sich herrlich breiten, wie er angefangen?

Johanna.

Burgund! Hoch bis zu Throneshöhe hast
Du deinen Stuhl gesetzt, und höher strebt
Das stolze Herz, es hebt bis in die Wolken
Den kühnen Bau. — Doch eine Hand von oben
Wird seinem Wachstum schleunig Halt gebieten.
Doch fürchte drum nicht deines Hauses Fall!
In einer Jungfrau lebt es glänzend fort,
Und szeptertragende Monarchen, Hirten
Der Völker, werden ihrem Schoß entblühn.
Sie werden herrschen auf zwei großen Thronen,
Gesetze schreiben der bekannten Welt
Und einer neuen, welche Gottes Hand
Noch zudeckt hinter unbeschifften Meeren.

Karl.

O sprich, wenn es der Geist dir offenbaret,
Wird dieses Freundesbündnis, das wir jetzt
Erneut, auch noch die späten Enkelsöhne
Vereinigen?

Johanna
nach einem Stillſchweigen.

Ihr Könige und Herrſcher!
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit
Aus ſeiner Höhle, wo er ſchläft, denn einmal
Erwacht, bezähmt er ſpät ſich wieder! Enkel
Erzeugt er ſich, ein eiſernes Geſchlecht,
Fortzündet an dem Brande ſich der Brand.
— Verlangt nicht mehr zu wiſſen! Freuet euch
Der Gegenwart, laßt mich die Zukunft ſtill
Bedecken!

Sorel.

Heilig Mädchen, du erforſcheſt
Mein Herz, du weißt, ob es nach Größe eitel ſtrebt,
Auch mir gib ein erfreuliches Orakel.

Johanna.

Mir zeigt der Geiſt nur große Weltgeſchicke,
Dein Schickſal ruht in deiner eignen Bruſt!

Dunois.

Was aber wird dein eigen Schickſal ſein,
Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt!
Dir blüht gewiß das ſchönſte Glück der Erden,
Da du ſo fromm und heilig biſt.

Johanna.

Das Glück
Wohnt droben in dem Schoß des ew'gen Vaters.

Karl.

Dein Glück ſei fortan deines Königs Sorge!
Denn deinen Namen will ich herrlich machen
In Frankreich, ſelig preiſen ſollen dich
Die ſpäteſten Geſchlechter — und gleich jetzt
Erfüll ich es. — Knie nieder!
Er zieht das Schwert und berührt ſie mit demſelben.

Und ſteh auf
Als eine Edle! Ich erhebe dich,
Dein König, aus dem Staube deiner dunkeln
Geburt — Im Grabe adl' ich deine Väter —
Du ſollſt die Lilie im Wappen tragen,
Den Beſten ſollſt du ebenbürtig ſein
In Frankreich, nur das königliche Blut
Von Valois ſei edler als das deine!
Der Größte meiner Großen fühle ſich
Durch deine Hand geehrt, mein ſei die Sorge
Dich einem edeln Gatten zu vermählen.

Dunois tritt vor.

Mein Herz erkor ſie, da ſie niedrig war,
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöht nicht ihr Verdienſt, noch meine Liebe.
Hier in dem Angeſichte meines Königs
Und dieſes heil'gen Biſchofs reich ich ihr
Die Hand als meiner fürſtlichen Gemahlin,
Wenn ſie mich würdig hält, ſie zu empfangen.

Karl.

Unwiderſtehlich Mädchen, du häufſt Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub ich, daß dir nichts
Unmöglich iſt. Du haſt dies ſtolze Herz
Bezwungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn ſprach bis jetzt.

La Hire tritt vor.

Johannas ſchönſter Schmuck,
Kenn ich ſie recht, iſt ihr beſcheidnes Herz.
Der Huldigung des Größten iſt ſie wert,
Doch nie wird ſie den Wunſch ſo hoch erheben.
Sie ſtrebt nicht ſchwindelnd ird'ſcher Hoheit nach,
Die treue Neigung eines redlichen

Gemüts genügt ihr, und das stille Los,
Das ich mit dieser Hand ihr anerbiete.

Karl.

Auch du, La Hire? Zwei treffliche Bewerber,
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!
— Willst du, die meine Feinde mir versöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebsten Freunde
Entzwein? Es kann sie einer nur besitzen,
Und jeden acht ich solches Preises wert.
So rede du, dein Herz muß hier entscheiden.

Sorel tritt näher.

Die edle Jungfrau seh ich überrascht,
Und ihre Wangen färbt die zücht'ge Scham.
Man geb ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, sich
Der Freundin zu vertrauen und das Siegel
Zu lösen von der fest verschloßnen Brust.
Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der strengen Jungfrau schwesterlich
Mich nahen, ihr den treu verschwiegnen Busen
Darbieten darf. — Man laß uns weiblich erst
Das Weibliche bedenken und erwarte,
Was wir beschließen werden.

Karl im Begriff zu gehen.

Also seis!

Johanna.

Nicht also, Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Scham.
Ich habe dieser edeln Frau nichts zu vertraun,
Des ich vor Männern mich zu schämen hätte.
Hoch ehrt mich dieser edeln Ritter Wahl,
Doch nicht verließ ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen,
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,

Legt ich die ehrne Waffenrüſtung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerin des höchſten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattin ſein.

Erzbiſchof.

Dem Mann zur liebenden Gefährtin iſt
Das Weib geboren — wenn ſie der Natur
Gehorcht, dient ſie am würdigſten dem Himmel!
Und haſt du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug getan,
So wirſt du deine Waffen von dir legen
Und wiederkehren zu dem ſanfteren
Geſchlecht, das du verleugnet haſt, das nicht
Berufen iſt zum blut'gen Werk der Waffen.

Johanna.

Ehrwürd'ger Herr, ich weiß noch nicht zu ſagen,
Was mir der Geiſt gebieten wird zu tun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir ſeine Stimme
Nicht ſchweigen, und gehorchen werd ich ihr.
Jetzt aber heißt er mich mein Werk vollenden,
Die Stirne meines Herren iſt noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Oel hat ſeine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König.

Karl.

Wir ſind begriffen auf dem Weg nach Reims.

Johanna.

Laß uns nicht ſtill ſtehn, denn geſchäftig ſind
Die Feinde rings, den Weg dir zu verſchließen.
Doch mitten durch ſie alle führ ich dich!

Dunois.

Wenn aber alles wird vollendet ſein,

Wenn wir zu Reims nun ſiegend eingezogen,
Wirſt du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —

Johanna.

Will es der Himmel, daß ich ſieggekrönt
Aus dieſem Kampf des Todes wiederkehre,
So iſt mein Werk vollendet — und die Hirtin
Hat kein Geſchäft mehr in des Königs Hauſe.

Karl ihre Hand faſſend.

Dich treibt des Geiſtes Stimme jetzt, es ſchweigt
Die Liebe in dem gotterfüllten Buſen.
Sie wird nicht immer ſchweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg
Den Frieden an der Hand, dann kehrt die Freude
In jeden Buſen ein, und ſanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Bruſt erwachen,
Und Tränen ſüßer Sehnſucht wirſt du weinen,
Wie ſie dein Auge nie vergoß — dies Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird ſich
Zu einem ird'ſchen Freunde liebend wenden —
Jetzt haſt du rettend Tauſende beglückt,
Und, Einen zu beglücken, wirſt du enden!

Johanna.

Dauphin! Biſt du der göttlichen Erſcheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerſtören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott geſendet,
Herab willſt ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug enthüllt er ſeine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf ſich ein Weib mit kriegeriſchem Erz
Umgeben, in die Männerſchlacht ſich miſchen?

Weh mir, wenn ich das Rachſchwert meines Gottes
In Händen führte und im eiteln Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'ſchen Mann!
Mir wäre beſſer, ich wär nie geboren!
Kein ſolches Wort mehr, ſag ich euch, wenn ihr
Den Geiſt in mir nicht zürnend wollt entrüſten!
Der Männer Auge ſchon, das mich begehrt,
Iſt mir ein Grauen und Entheiligung.

Karl.

Brecht ab. Es iſt umſonſt, ſie zu bewegen.

Johanna.

Befiehl, daß man die Kriegsdrommete blaſe!
Mich preßt und ängſtigt dieſe Waffenſtille,
Es jagt mich auf aus dieſer müß'gen Ruh
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebietriſch mahnend meinem Schickſal zu.

Ein Ritter tritt auf.

Karl.

Was iſts?

Ritter.

Der Feind iſt über die Marne gegangen
Und ſtellt ſein Heer zum Treffen.

Johanna begeiſtert.

Schlacht und Kampf!
Jetzt iſt die Seele ihrer Banden frei.
Bewaffnet euch, ich ordn' indes die Scharen.
Sie eilt hinaus.

Karl.

Folgt ihr, La Hire — Sie wollen uns am Tore
Von Reims noch um die Krone kämpfen laſſen!

Dunois.

Sie treibt nicht wahrer Mut. Es ist der letzte
Versuch ohnmächtig wütender Verzweiflung.

Karl.

Burgund, Euch sporn ich nicht. Heut ist der Tag,
Um viele böse Tage zu vergüten.

Burgund.

Ihr sollt mit mir zufrieden sein.

Karl.

Ich selbst
Will Euch vorangehn auf dem Weg des Ruhms
Und in dem Angesicht der Krönungsstadt
Die Krone mir erfechten. — Meine Agnes!
Dein Ritter sagt dir Lebewohl!

Agnes umarmt ihn.

Ich weine nicht, ich zittre nicht für dich,
Mein Glaube greift vertrauend in die Wolken!
So viele Pfänder seiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern!
Vom Sieg gekrönt, umarm ich meinen Herrn,
Mir sagts das Herz, in Reims bezwungnen Mauern.

Trompeten erschallen mit mutigem Ton und gehen, während daß verwandelt wird, in ein wildes Kriegsgetümmel über, das Orchester fällt ein bei offener Szene und wird von kriegerischen Instrumenten hinter der Szene begleitet.

Der Schauplatz verwandelt sich in eine freie Gegend, die von Bäumen begrenzt wird. Man sieht während der Musik Soldaten über den Hintergrund schnell wegziehen.

Talbot auf Fastolf gestützt und von Soldaten begleitet. Gleich darauf Lionel.

Talbot.

Hier unter diesen Bäumen setzt mich nieder,

Und ihr begebt euch in die Schlacht zurück,
Ich brauche keines Beistands, um zu sterben.

Fastolf.

O unglückselig jammervoller Tag!

Lionel tritt auf.

Zu welchem Anblick kommt Ihr, Lionel!
Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

Lionel.

Das wolle Gott nicht! Edler Lord, steht auf!
Jetzt ists nicht Zeit, ermattet hinzusinken.
Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur
Mit Eurem mächt'gen Willen, daß sie lebe!

Talbot.

Umsonst! Der Tag des Schicksals ist gekommen,
Der unsern Thron in Frankreich stürzen soll.
Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf
Wagt ich das letzte noch, ihn abzuwenden.
Vom Strahl dahingeschmettert, lieg ich hier,
Um nicht mehr aufzustehn. — Reims ist verloren,
So eilt Paris zu retten!

Lionel.

Paris hat sich vertragen mit dem Dauphin,
Soeben bringt ein Eilbot uns die Nachricht.

Talbot reißt den Verband ab.

So strömet hin, ihr Bäche meines Bluts,
Denn überdrüssig bin ich dieser Sonne!

Lionel.

Ich kann nicht bleiben. — Fastolf, bringt den Feldherrn
An einen sichern Ort, wir können uns
Nicht lange mehr auf diesem Posten halten.
Die Unsern fliehen schon von allen Seiten,
Unwiderstehlich dringt das Mädchen vor —

Talbot.

Unſinn, du ſiegſt, und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weiſe Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer biſt du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich ſehend in den Abgrund ſtürzen mußt!
Verflucht ſei, wer ſein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weiſem Geiſt entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt —

Lionel.

Mylord! Ihr habt nur noch
Für wenig Augenblicke Leben — denkt
An Euren Schöpfer!

Talbot.

Wären wir als Tapfre
Durch andre Tapfere beſiegt, wir könnten
Uns tröſten mit dem allgemeinen Schickſal,
Das immer wechſelnd ſeine Kugel dreht —
Doch ſolchem groben Gaukelſpiel erliegen!
War unſer ernſtes arbeitvolles Leben
Keines ernſthaftern Ausgangs wert?

Lionel reicht ihm die Hand.

Mylord, fahrt wohl! Der Tränen ſchuld'gen Zoll
Will ich Euch redlich nach der Schlacht entrichten,
Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber
Ruft das Geſchick mich fort, das auf dem Schlachtfeld
Noch richtend ſitzt und ſeine Loſe ſchüttelt.

Auf Wiedersehn in einer andern Welt,
Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft.
Geht ab.

Talbot.

Bald ists vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswert —

Karl. Burgund. Dunois. Du Chatel und Soldaten treten auf.

Burgund.

Die Schanze ist erstürmt.

Dunois.

Der Tag ist unser.

Karl Talbot bemerkend.

Seht, wer es ist, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig schweren Abschied nimmt?
Die Rüstung zeigt mir keinen schlechten Mann,
Geht, springt ihm bei, wenn ihm noch Hülfe frommt.

Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu.

Fastolf.

Zurück! Bleibt fern! Habt Achtung vor dem Toten,
Dem ihr im Leben nie zu nahn gewünscht!

Burgund.

Was ſeh ich! Talbot liegt in ſeinem Blut!
Er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn ſtarr an und ſtirbt.

Faſtolf.

Hinweg, Burgund! Den letzten Blick des Helden
Vergifte nicht der Anblick des Verräters!

Dunois.

Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher!
Nimmſt du vorlieb mit ſo geringem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Rieſengeiſtes gnügen.
— Erſt jetzo, Sire, begrüß ich Euch als König,
Die Krone zitterte auf Eurem Haupt,
Solang ein Geiſt in dieſem Körper lebte.

Karl
nachdem er den Toten ſtillſchweigend betrachtet.

Ihn hat ein Höherer beſiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf ſeinem Schild, den er nicht laſſen wollte.
Bringt ihn hinweg!
Soldaten heben den Leichnam auf und tragen ihn fort.
Fried' ſei mit ſeinem Staube!
Ihm ſoll ein ehrenvolles Denkmal werden,
Mitten in Frankreich, wo er ſeinen Lauf
Als Held geendet, ruhe ſein Gebein!
So weit als er drang noch kein feindlich Schwert,
Seine Grabſchrift ſei der Ort, wo man ihn findet.

Faſtolf gibt ſein Schwert ab.

Sire, ich bin Euer Gefangener.

Karl gibt ihm ſein Schwert zurück.

Nicht alſo!
Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg,
Frei ſollt Ihr Eurem Herrn zu Grabe folgen.

Jetzt eilt, Du Chatel — Meine Agnes zittert —
Entreißt sie ihrer Angst um uns — Bringt ihr
Die Botschaft, daß wir leben, daß wir siegten,
Und führt sie im Triumph nach Reims!

Du Chatel geht ab.

La Hire zu den Vorigen.

Dunois.

La Hire!
Wo ist die Jungfrau?

La Hire.

Wie? Das frag ich Euch!
An Eurer Seite fechtend ließ ich sie.

Dunois.

Von Eurem Arme glaubt ich sie beschützt,
Als ich dem König beizuspringen eilte.

Burgund.

Im dichtsten Feindeshaufen sah ich noch
Vor kurzem ihre weiße Fahne wehn.

Dunois.

Weh uns, wo ist sie? Böses ahndet mir!
Kommt, eilen wir sie zu befrein. — Ich fürchte,
Sie hat der kühne Mut zu weit geführt,
Umringt von Feinden, kämpft sie ganz allein,
Und hilflos unterliegt sie jetzt der Menge.

Karl.

Eilt, rettet sie!

La Hire.

Ich folg Euch, kommt!

Burgund.

Wir alle!

Sie eilen fort.

Eine andere öde Gegend des Schlachtfelds. Man ſieht die Türme von Reims in der Ferne.

Ein Ritter in ganz ſchwarzer Rüſtung, mit geſchloßnem Viſier. Johanna verfolgt ihn bis auf die vordere Bühne, wo er ſtille ſteht und ſie erwartet.

Johanna.

Argliſt'ger! Jetzt erkenn ich deine Tücke!
Du haſt mich trüglich durch verſtellte Flucht
Vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schickſal
Von vieler Britenſöhne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich ſelber das Verderben.

Schwarzer Ritter.

Warum verfolgſt du mich und hefteſt dich
So wutentbrannt an meine Ferſen? Mir
Iſt nicht beſtimmt, von deiner Hand zu fallen.

Johanna.

Verhaßt in tiefſter Seele biſt du mir,
Gleich wie die Nacht, die deine Farbe iſt.
Dich wegzutilgen von dem Licht des Tags
Treibt mich die unbezwingliche Begier.
Wer biſt du? Oeffne dein Viſier. — Hätt ich
Den kriegeriſchen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen ſehn, ſo ſagt ich, du wärſt Talbot.

Schwarzer Ritter.

Schweigt dir die Stimme des Prophetengeiſtes?

Johanna.

Sie redet laut in meiner tiefſten Bruſt,
Daß mir das Unglück an der Seite ſteht.

Schwarzer Ritter.

Johanna d'Arc! Bis an die Tore Reims

Biſt du gedrungen auf des Sieges Flügeln.
Dir gnüge der erworbne Ruhm. Entlaſſe
Das Glück, das dir als Sklave hat gedient,
Eh es ſich zürnend ſelbſt befreit, es haßt
Die Treu, und keinem dient es bis ans Ende.

Johanna.

Was heißeſt du in Mitte meines Laufs
Mich ſtille ſtehen und mein Werk verlaſſen?
Ich führ es aus und löſe mein Gelübde!

Schwarzer Ritter.

Nichts kann dir, du Gewalt'ge, widerſtehn,
In jedem Kampfe ſiegſt du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

Johanna.

Nicht aus den Händen leg ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England niederliegt.

Schwarzer Ritter.

Schau hin! Dort hebt ſich Reims mit ſeinen Türmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt — die Kuppel
Der hohen Kathedrale ſiehſt du leuchten,
Dort wirſt du einziehn im Triumphgepräng,
Deinen König krönen, dein Gelübde löſen.
— Geh nicht hinein. Kehr' um. Hör meine Warnung.

Johanna.

Wer biſt du, doppelzüngig falſches Weſen,
Das mich erſchrecken und verwirren will?
Was maßeſt du dir an, mir falſch Orakel
Betrüglich zu verkündigen?

Der ſchwarze Ritter will abgehen, ſie tritt ihm in den Weg.

Nein, du ſtehſt
Mir Rede oder ſtirbſt von meinen Händen!

Sie will einen Streich auf ihn führen.

Schwarzer Ritter
berührt sie mit der Hand, sie bleibt unbeweglich stehen.
Töte, was sterblich ist!
Nacht, Blitz und Donnerschlag. Der Ritter versinkt.

Johanna
sieht anfangs erstaunt, faßt sich aber bald wieder.
Es war nichts Lebendes. — Ein trüglich Bild
Der Hölle wars, ein widerspenst'ger Geist,
Heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Busen zu erschüttern.
Wen fürcht ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und käm die Hölle selber in die Schranken,
Mir soll der Mut nicht weichen und nicht wanken!
Sie will abgehen.

Lionel tritt auf.

Verfluchte, rüste dich zum Kampf — Nicht beide
Verlassen wir lebendig diesen Platz.
Du hast die Besten meines Volks getötet,
Der edle Talbot hat die große Seele
In meinen Busen ausgehaucht. — Ich räche
Den Tapfern oder teile sein Geschick.
Und daß du wissest, wer dir Ruhm verleiht,
Er sterbe oder siege — Ich bin Lionel,
Der letzte von den Fürsten unsers Heers,
Und unbezwungen noch ist dieser Arm.
Er dringt auf sie ein, nach einem kurzen Gefecht schlägt sie ihm das Schwert aus der Hand.
Treuloses Glück!
Er ringt mit ihr

Johanna

ergreift ihn von hinten zu am Helmbusch und reißt ihm den Helm gewaltsam herunter, daß sein Gesicht entblößt wird, zugleich zuckt sie das Schwert mit der Rechten.

Erleide, was du suchtest,
Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!

In diesem Augenblicke sieht sie ihm ins Gesicht, sein Anblick ergreift sie, sie bleibt unbeweglich stehen und läßt dann langsam den Arm sinken.

Lionel.

Was zauderst du und hemmst den Todesstreich?
Nimm mir das Leben auch, du nahmst den Ruhm,
Ich bin in deiner Hand, ich will nicht Schonung.

Sie gibt ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen.

Entfliehen soll ich? Dir soll ich mein Leben
Verdanken? — Eher sterben!

Johanna mit abgewandtem Gesicht.

Rette dich!
Ich will nichts davon wissen, daß dein Leben
In meine Macht gegeben war.

Lionel.

Ich hasse dich und dein Geschenk — Ich will
Nicht Schonung — Töte deinen Feind, der dich
Verabscheut, der dich töten wollte.

Johanna.

Töte mich
— Und fliehe!

Lionel.

Ha! Was ist das?

Johanna verbirgt das Gesicht.

Wehe mir!

Lionel tritt ihr näher.

Du tötest, sagt man, alle Engelländer,

Die du im Kampf bezwingst — Warum nur mich
Verschonen?

Johanna
erhebt das Schwert mit einer raschen Bewegung gegen ihn, läßt es aber, wie sie ihn ins Gesicht faßt, schnell wieder sinken.

Heil'ge Jungfrau!

Lionel.

Warum nennst du
Die Heil'ge? Sie weiß nichts von dir, der Himmel
Hat keinen Teil an dir.

Johanna in der heftigsten Beängstigung.

Was hab ich
Getan! Gebrochen hab ich mein Gelübde!
Sie ringt verzweifelt die Hände.

Lionel
betrachtet sie mit Teilnahme und tritt ihr näher.

Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich,
Du rührst mich, du hast Großmut ausgeübt
An mir allein, ich fühle, daß mein Haß
Verschwindet, ich muß Anteil an dir nehmen!
— Wer bist du? Woher kommst du?

Johanna.

Fort! Entfliehe!

Lionel.

Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten. — Sage mir, wie kann ichs!
Komm! Komm! Entsage dieser gräßlichen
Verbindung — Wirf sie von dir, diese Waffen!

Johanna.

Ich bin unwürdig, sie zu führen!

Lionel.

Wirf
Sie von dir, ſchnell, und folge mir!

Johanna mit Entſetzen.

Dir folgen!

Lionel.

Du kannſt gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, aber ſäume nicht.
Mich faßt ein ungeheurer Schmerz um dich,
Und ein unnennbar Sehnen, dich zu retten —
Bemächtigt ſich ihres Armes.

Johanna.

Der Baſtard naht! Sie ſinds! Sie ſuchen mich!
Wenn ſie dich finden —

Lionel.

Ich beſchütze dich!

Johanna.

Ich ſterbe, wenn du fällſt von ihren Händen!

Lionel.

Bin ich dir teuer?

Johanna.

Heilige des Himmels!

Lionel.

Werd ich dich wiederſehen? Von dir hören?

Johanna.

Nie! Niemals!

Lionel.

Dieſes Schwert zum Pfand, daß ich
Dich wiederſehe!
Er entreißt ihr das Schwert.

Johanna.

Raſender, du wagſt es?

Lionel.

Jetzt weich ich der Gewalt, ich seh dich wieder!

Er geht ab.

Dunois und La Hire kommen.

La Hire.

Sie lebt! Sie ists!

Dunois.

Johanna, fürchte nichts!
Die Freunde stehen mächtig dir zur Seite.

La Hire.

Flieht dort nicht Lionel?

Dunois.

Laß ihn entfliehn!
Johanna, die gerechte Sache siegt,
Reims öffnet seine Tore, alles Volk
Strömt jauchzend seinem Könige entgegen —

La Hire.

Was ist der Jungfrau? Sie erbleicht, sie sinkt!

Johanna schwindelt und will sinken.

Dunois.

Sie ist verwundet — Reißt den Panzer auf —
Es ist der Arm und leicht ist die Verletzung.

La Hire.

Ihr Blut entfließt.

Johanna.

Laßt es mit meinem Leben
Hinströmen!

Sie liegt ohnmächtig in La Hires Armen.

Vierter Aufzug.

Ein feſtlich ausgeſchmückter Saal, die Säulen ſind mit Feſtons umwunden, hinter der Szene Flöten und Hoboen.

Johanna.

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Geſang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Feſtes Glanz,
Und Pforten bauen ſich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet ſich der Kranz,
Das weite Reims faßt nicht die Zahl der Gäſte,
Die wallend ſtrömen zu dem Völkerfeſte.

Und Einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und Ein Gedanke ſchlägt in jeder Bruſt,
Was ſich noch jüngſt in blut'gem Haß getrennet,
Das teilt entzückt die allgemeine Luſt,
Wer nur zum Stamm der Franken ſich bekennet,
Der iſt des Namens ſtolzer ſich bewußt,
Erneuert iſt der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt ſeinem Königsſohne.

Doch mich, die all dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück,
Mir iſt das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieſer Feſtlichkeit zurück,
Ins brit'ſche Lager iſt es hingewendet,
Hinüber zu dem Feinde ſchweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muß ich mich ſtehlen,
Die ſchwere Schuld des Buſens zu verhehlen.

Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild
In meinem reinen Busen tragen?
Dies Herz, von Himmels Glanz erfüllt,
Darf einer ird'schen Liebe schlagen?
Ich, meines Landes Retterin,
Des höchsten Gottes Kriegerin,
Für meines Landes Feind entbrennen!
Darf ichs der keuschen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Scham!

Die Musik hinter der Szene geht in eine weiche, schmelzende Melodie über.

Wehe! Weh mir! Welche Töne,
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir seine Stimme,
Zaubert mir sein Bild hervor!

Daß der Sturm der Schlacht mich faßte,
Speere sausend mich umtönten
In des heißen Streites Wut!
Wieder fänd' ich meinen Mut!

Diese Stimmen, diese Töne,
Wie umstricken sie mein Herz,
Jede Kraft in meinem Busen,
Lösen sie in weichem Sehnen,
Schmelzen sie in Wehmuts Tränen!

Nach einer Pause lebhafter.

Sollt ich ihn töten? Konnt ichs, da ich ihm
Ins Auge sah? Ihn töten! Eher hätt ich
Den Mordstahl auf die eigne Brust gezückt!
Und bin ich strafbar, weil ich menschlich war?
Ist Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörtest du
Des Mitleids Stimme und der Menschlichkeit

Auch bei den andern, die dein Schwert geopfert?
Warum verſtummte ſie, als der Walliſer dich,
Der zarte Jüngling, um ſein Leben flehte?
Argliſtig Herz! Du lügſt dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!

Warum mußt ich ihm in die Augen ſehn!
Die Züge ſchaun des edeln Angeſichts!
Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fodert Gott,
Mit blinden Augen mußteſt dus vollbringen!
Sobald du ſahſt, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen!

Die Flöten wiederholen, ſie verſinkt in eine ſtille Wehmut.

Frommer Stab! O hätt ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauſcht!
Hätt es nie in deinen Zweigen
Heil'ge Eiche, mir gerauſcht!
Wärſt du nimmer mir erſchienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann ſie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm ſie hin!

Ach, ich ſah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angeſicht!
Doch auf Erden iſt mein Hoffen,
Und im Himmel iſt es nicht!
Mußteſt du ihn auf mich laden,
Dieſen furchtbaren Beruf,
Konnt ich dieſes Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend ſchuf!

Willſt du deine Macht verkünden,
Wähle ſie, die frei von Sünden

Stehn in deinem ew'gen Haus,
Deine Geiſter ſende aus,
Die Unſterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Kümmert mich das Los der Schlachten,
Mich der Zwiſt der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des ſtillen Berges Höh.
Doch du riſſeſt mich ins Leben,
In den ſtolzen Fürſtenſaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach! es war nicht meine Wahl!

Agnes Sorel. Johanna.

Sorel

kommt in lebhafter Rührung, wie ſie die Jungfrau erblickt, eilt ſie auf ſie zu und fällt ihr um den Hals; plötzlich beſinnt ſie ſich, läßt ſie los und fällt vor ihr nieder.

Nein! Nicht ſo! Hier im Staub vor dir —

Johanna will ſie aufheben.

Steh auf!
Was iſt dir? Du vergiſſeſt dich und mich.

Sorel.

Laß mich! Es iſt der Freude Drang, der mich
Zu deinen Füßen niederwirft — ich muß
Mein überwallend Herz vor Gott ergießen,
Den Unſichtbaren bet ich an in dir.
Du biſt der Engel, der mir meinen Herrn

Nach Reims geführt und mit der Krone ſchmückt.
Was ich zu ſehen nie geträumt, es iſt
Erfüllt! Der Krönungszug bereitet ſich,
Der König ſteht im feſtlichen Ornat,
Verſammelt ſind die Pairs, die Mächtigen
Der Krone, die Inſignien zu tragen,
Zur Kathedrale wallend ſtrömt das Volk,
Es ſchallt der Reigen, und die Glocken tönen,
O, dieſes Glückes Fülle trag ich nicht!

Johanna hebt ſie ſanft in die Höhe. Agnes Sorel hält einen Augenblick inne, indem ſie der Jungfrau näher ins Auge ſieht.

Doch du bleibſt immer ernſt und ſtreng, du kannſt
Das Glück erſchaffen, doch du teilſt es nicht.
Dein Herz iſt kalt, du fühlſt nicht unſre Freuden,
Du haſt der Himmel Herrlichkeit geſehn,
Die reine Bruſt bewegt kein irdiſch Glück.

Johanna ergreift ihre Hand mit Heftigkeit, läßt ſie aber ſchnell wieder fahren.

O, könnteſt du ein Weib ſein und empfinden!
Leg dieſe Rüſtung ab, kein Krieg iſt mehr,
Bekenne dich zum ſanfteren Geſchlechte!
Mein liebend Herz flieht ſcheu vor dir zurück,
Solange du der ſtrengen Pallas gleichſt.

Johanna.

Was foderſt du von mir!

Sorel.

Entwaffne dich!
Leg dieſe Rüſtung ab, die Liebe fürchtet,
Sich dieſer ſtahlbedeckten Bruſt zu nahn.
O, ſei ein Weib, und du wirſt Liebe fühlen!

Johanna.

Jetzt ſoll ich mich entwaffnen! Jetzt! Dem Tod
Will ich die Bruſt entblößen in der Schlacht!

Jetzt nicht — o möchte ſiebenfaches Erz
Vor euren Feſten, vor mir ſelbſt mich ſchützen!

Sorel.

Dich liebt Graf Dunois. Sein edles Herz,
Dem Ruhm nur offen und der Heldentugend,
Es glüht für dich in heiligem Gefühl.
O, es iſt ſchön, von einem Helden ſich geliebt
Zu ſehn — es iſt noch ſchöner ihn zu lieben!

Johanna wendet ſich mit Abſcheu hinweg.

Du haſſeſt ihn! — Nein, nein, du kannſt ihn nur
Nicht lieben — Doch wie ſollteſt du ihn haſſen!
Man haßt nur den, der den Geliebten uns
Entreißt, doch dir iſt keiner der Geliebte!
Dein Herz iſt ruhig — Wenn es fühlen könnte —

Johanna.

Beklage mich! Beweine mein Geſchick!

Sorel.

Was könnte dir zu deinem Glücke mangeln?
Du haſt dein Wort gelöſt, Frankreich iſt frei,
Bis in die Krönungsſtadt haſt du den König
Siegreich geführt und hohen Ruhm erſtritten,
Dir huldiget, dich preiſt ein glücklich Volk,
Von allen Zungen überſtrömend fließt
Dein Lob, du biſt die Göttin dieſes Feſtes,
Der König ſelbſt mit ſeiner Krone ſtrahlt
Nicht herrlicher als du.

Johanna.

O, könnt ich mich
Verbergen in den tiefſten Schoß der Erde!

Sorel.

Was iſt dir? Welche ſeltſame Bewegung!

Wer dürfte frei aufschaun an diesem Tage,
Wenn du die Blicke niederschlagen sollst!
Mich laß erröten, mich, die neben dir
So klein sich fühlt, zu deiner Heldenstärke sich,
Zu deiner Hoheit nicht erheben kann!
Denn soll ich meine ganze Schwäche dir
Gestehen? — Nicht der Ruhm des Vaterlandes,
Nicht der erneute Glanz des Thrones, nicht
Der Völker Hochgefühl und Siegesfreude
Beschäftigt dieses schwache Herz. Es ist
Nur einer, der es ganz erfüllt, es hat
Nur Raum für dieses einzige Gefühl:
Er ist der Angebetete, ihm jauchzt das Volk,
Ihn segnet es, ihm streut es diese Blumen,
Er ist der Meine, der Geliebte ists.

Johanna.

O, du bist glücklich! Selig preise dich!
Du lebst, wo alles liebt! Du darfst dein Herz
Aufschließen, laut aussprechen dein Entzücken
Und offen tragen vor der Menschen Blicken!
Dies Fest des Reichs ist deiner Liebe Fest,
Die Völker alle, die unendlichen,
Die sich in diesen Mauren flutend drängen,
Sie teilen dein Gefühl, sie heil'gen es,
Dir jauchzen sie, dir flechten sie den Kranz,
Eins bist du mit der allgemeinen Wonne,
Du liebst das Allerfreuende, die Sonne,
Und was du siehst, ist deiner Liebe Glanz!

Sorel
ihr um den Hals fallend.

O, du entzückst mich, du verstehst mich ganz!
Ja, ich verkannte dich, du kennst die Liebe,
Und was ich fühle, sprichst du mächtig aus.

Von ſeiner Furcht und Scheue löſt ſich mir
Das Herz, es wallt vertrauend dir entgegen —

Johanna
entreißt ſich mit Heftigkeit ihren Armen.

Verlaß mich. Wende dich von mir! Beflecke
Dich nicht mit meiner peſterfüllten Nähe!
Sei glücklich, geh, mich laß in tiefſter Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entſetzen
Verbergen —

Sorel.

Du erſchreckſt mich, ich begreife
Dich nicht, doch ich begriff dich nie — und ſtets
Verhüllt war mir dein dunkel tiefes Weſen.
Wer möcht es faſſen, was dein heilig Herz,
Der reinen Seele Zartgefühl erſchreckt!

Johanna.

Du biſt die Heilige! Du biſt die Reine!
Sähſt du mein Innerſtes, du ſtießeſt ſchaudernd
Die Feindin von dir, die Verräterin!

Dunois. Du Chatel und La Hire mit der Fahne der Johanna.

Dunois.

Dich ſuchen wir, Johanna. Alles iſt
Bereit, der König ſendet uns, er will,
Daß du vor ihm die heil'ge Fahne trageſt,
Du ſollſt dich ſchließen an der Fürſten Reihn,
Die nächſte an ihm ſelber ſollſt du gehn,
Denn er verleugnets nicht, und alle Welt
Soll es bezeugen, daß er dir allein
Die Ehre dieſes Tages zuerkennt.

La Hire.

Hier ist die Fahne. Nimm sie, edle Jungfrau,
Die Fürsten warten, und es harrt das Volk.

Johanna.

Ich vor ihm herziehn! Ich die Fahne tragen!

Dunois.

Wem anders ziemt es! Welche andere Hand
Ist rein genug, das Heiligtum zu tragen!
Du schwangst sie im Gefechte, trage sie
Zur Zierde nun auf diesem Weg der Freude.

La Hire will ihr die Fahne überreichen, sie bebt schaudernd davor zurück.

Johanna.

Hinweg! Hinweg!

La Hire.

Was ist dir? Du erschrickst
Vor deiner eignen Fahne! — Sieh sie an!

Er rollt die Fahne auseinander.

Es ist dieselbe, die du siegend schwangst.
Die Himmelskönigin ist drauf gebildet,
Die über einer Erdenkugel schwebt,
Denn also lehrte dichs die heil'ge Mutter.

Johanna
mit Entsetzen hinschauend.

Sie ists! Sie selbst! Ganz so erschien sie mir.
Seht, wie sie herblickt und die Stirne faltet,
Zornglühend aus den finstern Wimpern schaut!

Sorel.

O, sie ist außer sich! Komm zu dir selbst!
Erkenne dich, du siehst nichts Wirkliches!
Das ist ihr irdisch nachgeahmtes Bild,
Sie selber wandelt in des Himmels Chören!

Johanna.

Furchtbare, kommst du, dein Geschöpf zu strafen?
Verderbe, strafe mich, nimm deine Blitze,
Und laß sie fallen auf mein schuldig Haupt.
Gebrochen hab ich meinen Bund, entweiht,
Gelästert hab ich deinen heil'gen Namen!

Dunois.

Weh uns! Was ist das! Welch unsel'ge Reden!

La Hire erstaunt zu Du Chatel.

Begreift Ihr diese seltsame Bewegung?

Du Chatel.

Ich sehe, was ich seh. Ich hab es längst
Gefürchtet.

Dunois.

Wie? Was sagt Ihr?

Du Chatel.

Was ich denke,
Darf ich nicht sagen. Wollte Gott, es wäre
Vorüber und der König wär gekrönt!

La Hire.

Wie? Hat der Schrecken, der von dieser Fahne
Ausging, sich auf dich selbst zurück gewendet?
Den Briten laß vor diesem Zeichen zittern,
Den Feinden Frankreichs ist es fürchterlich,
Doch seinen treuen Bürgern ist es gnädig.

Johanna.

Ja, du sagst recht! Den Freunden ist es hold,
Und auf die Feinde sendet es Entsetzen!

Man hört den Krönungsmarsch.

Dunois.

So nimm die Fahne! Nimm sie! Sie beginnen
Den Zug, kein Augenblick ist zu verlieren!

Sie dringen ihr die Fahne auf, sie ergreift sie mit heftigem Widerstreben und geht ab, die andern folgen.

Die Szene verwandelt sich in einen freien Platz vor der Kathedralkirche.

Zuschauer erfüllen den Hintergrund, aus ihnen heraus treten Bertrand, Claude Marie und Etienne und kommen vorwärts, in der Folge auch Margot und Louison. Der Krönungsmarsch erschallt gedämpft aus der Ferne.

Bertrand.

Hört die Musik! Sie sinds! Sie nahen schon!
Was ist das Beste? Steigen wir hinauf
Auf die Platforme oder drängen uns
Durchs Volk, daß wir vom Aufzug nichts verlieren?

Etienne.

Es ist nicht durchzukommen. Alle Straßen sind
Von Menschen vollgedrängt, zu Roß und Wagen.
Laßt uns hieher an diese Häuser treten,
Hier können wir den Zug gemächlich sehen,
Wenn er vorüberkommt!

Claude Marie.

Ists doch, als ob
Halb Frankreich sich zusammen hier gefunden!
So allgewaltig ist die Flut, daß sie
Auch uns im fernen lothringischen Land
Hat aufgehoben und hieher gespült!

Bertrand.

Wer wird
In seinem Winkel müßig sitzen, wenn

Das Große ſich begibt im Vaterland!
Es hat auch Schweiß und Blut genug gekoſtet,
Bis daß die Krone kam aufs rechte Haupt!
Und unſer König, der der wahre iſt,
Dem wir die Kron itzt geben, ſoll nicht ſchlechter
Begleitet ſein als der Pariſer ihrer,
Den ſie zu Saint Denis gekrönt! Der iſt
Kein Wohlgeſinnter, der von dieſem Feſt
Wegbleibt und nicht mit ruft: es lebe der König!

Margot und Louiſon treten zu ihnen.

Louiſon.

Wir werden unſre Schweſter ſehen, Margot!
Mir pocht das Herz.

Margot.

Wir werden ſie im Glanz
Und in der Hoheit ſehn und zu uns ſagen:
Es iſt Johanna, es iſt unſre Schweſter!

Louiſon.

Ich kanns nicht glauben, bis ich ſie mit Augen
Geſehn, daß dieſe Mächtige, die man
Die Jungfrau nennt von Orleans, unſre Schweſter
Johanna iſt, die uns verloren ging.
Der Marſch kommt immer näher.

Margot.

Du zweifelſt noch! Du wirſts mit Augen ſehn!

Bertrand.

Gebt acht! Sie kommen!

Flötenspieler und Hoboisten eröffnen den Zug. Kinder folgen, weiß gekleidet, mit Zweigen in der Hand, hinter diesen zwei Herolde. Darauf ein Zug von Hellebardierern. Magistratspersonen in der Robe folgen. Hierauf zwei Marschälle mit dem Stabe, Herzog von Burgund das Schwert tragend, Dunois mit dem Szepter, andere Große mit der Krone, dem Reichsapfel und dem Gerichtsstabe, andere mit Opfergaben; hinter diesen Ritter in ihrem Ordensschmuck, Chorknaben mit dem Rauchfaß, dann zwei Bischöfe mit der S'Ampoule, Erzbischof mit dem Kruzifix; ihm folgt Johanna mit der Fahne. Sie geht mit gesenktem Haupt und ungewissen Schritten, die Schwestern geben bei ihrem Anblick Zeichen des Erstaunens und der Freude. Hinter ihr kommt der König, unter einem Thronhimmel, welchen vier Barone tragen, Hofleute folgen, Soldaten schließen. Wenn der Zug in die Kirche hinein ist, schweigt der Marsch.

Margot.

Sahst du die Schwester?

Claude Marie.

Die im goldnen Harnisch,
Die vor dem König herging mit der Fahne!

Margot.

Sie wars. Es war Johanna, unsre Schwester!

Louison.

Und sie erkannt uns nicht! Sie ahndete
Die Nähe nicht der schwesterlichen Brust.
Sie sah zur Erde und erschien so blaß,
Und unter ihrer Fahne ging sie zitternd —
Ich konnte mich nicht freun, da ich sie sah.

Margot.

So hab ich unsre Schwester nun im Glanz
Und in der Herrlichkeit gesehn. — Wer hätte

Auch nur im Traum geahndet und gedacht,
Da ſie die Herde trieb auf unſern Bergen,
Daß wir in ſolcher Pracht ſie würden ſchauen.

Louiſon.

Der Traum des Vaters iſt erfüllt, daß wir
Zu Reims uns vor der Schweſter würden neigen.
Das iſt die Kirche, die der Vater ſah
Im Traum, und alles hat ſich nun erfüllt.
Doch der Vater ſah auch traurige Geſichte,
Ach, mich bekümmerts, ſie ſo groß zu ſehn!

Bertrand.

Was ſtehn wir müßig hier? Kommt in die Kirche,
Die heil'ge Handlung anzuſehn!

Margot.

Ja, kommt!
Vielleicht, daß wir der Schweſter dort begegnen.

Louiſon.

Wir haben ſie geſehen, kehren wir
In unſer Dorf zurück.

Margot.

Was? Eh wir ſie
Begrüßt und angeredet?

Louiſon.

Sie gehört
Uns nicht mehr an, bei Fürſten iſt ihr Platz
Und Königen — Wer ſind wir, daß wir uns
Zu ihrem Glanze rühmend eitel drängen?
Sie war uns fremd, da ſie noch unſer war!

Margot.

Wird ſie ſich unſer ſchämen, uns verachten?

Bertrand.

Der König ſelber ſchämt ſich unſer nicht,

Er grüßte freundlich auch den Niedrigsten.
Sei sie so hoch gestiegen, als sie will,
Der König ist doch größer!

Trompeten und Pauken erschallen aus der Kirche.

Claude Marie.

Kommt zur Kirche!

Sie eilen nach dem Hintergrund, wo sie sich unter dem Volke verlieren.

Thibaut kommt, schwarz gekleidet, Raimond folgt ihm und will ihn zurückehalten.

Raimond.

Bleibt, Vater Thibaut! Bleibt aus dem Gedränge
Zurück! Hier seht Ihr lauter frohe Menschen,
Und Euer Gram beleidigt dieses Fest.
Kommt! Fliehn wir aus der Stadt mit eil'gen Schritten.

Thibaut.

Sahst du mein unglückselig Kind? Hast du
Sie recht betrachtet?

Raimond.

O, ich bitt' Euch, flieht!

Thibaut.

Bemerktest du, wie ihre Schritte wankten,
Wie bleich und wie verstört ihr Antlitz war!
Die Unglückselige fühlt ihren Zustand,
Das ist der Augenblick, mein Kind zu retten,
Ich will ihn nutzen.

Er will gehen.

Raimond.

Bleibt! Was wollt Ihr tun?

Thibaut.

Ich will ſie überraſchen, will ſie ſtürzen
Von ihrem eiteln Glück, ja mit Gewalt
Will ich zu ihrem Gott, dem ſie entſagt,
Zurück ſie führen.

Raimond.

Ach! Erwägt es wohl!
Stürzt Euer eigen Kind nicht ins Verderben!

Thibaut.

Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag ſterben.

Johanna ſtürzt aus der Kirche heraus, ohne ihre Fahne, Volk dringt zu, adoriert ſie und küßt ihre Kleider, ſie wird durch das Gedränge im Hintergrunde aufgehalten.

Sie kommt! Sie iſts! Bleich ſtürzt ſie aus der Kirche,
Es treibt die Angſt ſie aus dem Heiligtum,
Das iſt das göttliche Gericht, das ſich
An ihr verkündiget! —

Raimond.

Lebt wohl!
Verlangt nicht, daß ich länger Euch begleite!
Ich kam voll Hoffnung, und ich geh voll Schmerz.
Ich habe Eure Tochter wieder geſehn,
Und fühle, daß ich ſie aufs neu verliere!

Er geht ab, Thibaut entfernt ſich auf der entgegengeſetzten Seite.

Johanna

hat ſich des Volks erwehrt und kommt vorwärts.

Ich kann nicht bleiben — Geiſter jagen mich,
Wie Donner ſchallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe ſtürzen auf mich ein,
Des freien Himmels Weite muß ich ſuchen!
Die Fahne ließ ich in dem Heiligtum,

Nie, nie soll diese Hand sie mehr berühren!
— Mir wars, als hätt ich die geliebten Schwestern,
Margot und Louison, gleich einem Traum
An mir vorübergleiten sehen. — Ach!
Es war nur eine täuschende Erscheinung!
Fern sind sie, fern und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unschuld Glück!

Margot hervortretend.

Sie ists, Johanna ists.

Louison eilt ihr entgegen.

O, meine Schwester!

Johanna.

So wars kein Wahn — Ihr seid es — Ich umfaß euch,
Dich, meine Louison! Dich, meine Margot!
Hier in der fremden menschenreichen Oede
Umfang ich die vertraute Schwesterbrust!

Margot.

Sie kennt uns noch, ist noch die gute Schwester.

Johanna.

Und eure Liebe führt euch zu mir her
So weit, so weit! Ihr zürnt der Schwester nicht,
Die lieblos ohne Abschied euch verließ!

Louison.

Dich führte Gottes dunkle Schickung fort.

Margot.

Der Ruf von dir, der alle Welt bewegt,
Der deinen Namen trägt auf allen Zungen,
Hat uns erweckt in unserm stillen Dorf
Und hergeführt zu dieses Festes Feier.
Wir kommen deine Herrlichkeit zu sehn,
Und wir sind nicht allein!

Johanna ſchnell.

Der Vater iſt mit euch!
Wo, wo iſt er? Warum verbirgt er ſich?

Margot.

Der Vater iſt nicht mit uns.

Johanna.

Nicht? Er will ſein Kind
Nicht ſehn? Ihr bringt mir ſeinen Segen nicht?

Louiſon.

Er weiß nicht, daß wir hier ſind.

Johanna.

Weiß es nicht!
Warum nicht? — Ihr verwirret euch? Ihr ſchweigt
Und ſeht zur Erde! Sagt, wo iſt der Vater?

Margot.

Seitdem du weg biſt —

Louiſon winkt ihr.

Margot!

Margot.

Iſt der Vater
Schwermütig worden.

Johanna.

Schwermütig!

Louiſon.

Tröſte dich!
Du kennſt des Vaters ahndungsvolle Seele!
Er wird ſich faſſen, ſich zufrieden geben,
Wenn wir ihm ſagen, daß du glücklich biſt.

Margot.

Du biſt doch glücklich? Ja, du mußt es ſein,
Da du ſo groß biſt und geehrt!

Johanna.

Ich bins,
Da ich euch wieder sehe, eure Stimme
Vernehme, den geliebten Ton, mich heim
Erinnre an die väterliche Flur.
Da ich die Herde trieb auf unsern Höhen,
Da war ich glücklich wie im Paradies —
Kann ichs nicht wieder sein, nicht wieder werden!

Sie verbirgt ihr Gesicht an Louisons Brust. Claude Marie, Etienne und Bertrand zeigen sich und bleiben schüchtern in der Ferne stehen.

Margot.

Kommt, Etienne! Bertrand! Claude Marie!
Die Schwester ist nicht stolz, sie ist so sanft
Und spricht so freundlich, als sie nie getan,
Da sie noch in dem Dorf mit uns gelebt.

Jene treten näher und wollen ihr die Hand reichen, Johanna sieht sie mit starren Blicken an und fällt in ein tiefes Staunen.

Johanna.

Wo war ich? Sagt mir! War das alles nur
Ein langer Traum, und ich bin aufgewacht?
Bin ich hinweg aus Dom Remi? Nicht wahr!
Ich war entschlafen unterm Zauberbaum
Und bin erwacht, und ihr steht um mich her,
Die wohlbekannten traulichen Gestalten?
Mir hat von diesen Königen und Schlachten
Und Kriegestaten nur geträumt — es waren
Nur Schatten, die an mir vorübergingen,
Denn lebhaft träumt sichs unter diesem Baum.
Wie kämet ihr nach Reims? Wie käm ich selbst
Hieher? Nie, nie verließ ich Dom Remi!
Gesteht mirs offen und erfreut mein Herz.

Louison.

Wir sind zu Reims. Dir hat von diesen Taten

Nicht bloß geträumt, du haſt ſie alle wirklich
Vollbracht. — Erkenne dich, blick um dich her,
Befühle deine glänzend goldne Rüſtung!

Johanna fährt mit der Hand nach der Bruſt, beſinnt ſich und erſchrickt.

Bertrand.

Aus meiner Hand empfingt Ihr dieſen Helm.

Claude Marie.

Es iſt kein Wunder, daß ihr denkt zu träumen,
Denn was Ihr ausgerichtet und getan,
Kann ſich im Traum nicht wunderbarer fügen.

Johanna ſchnell.

Kommt, laßt uns fliehn! Ich geh mit euch, ich kehre
In unſer Dorf, in Vaters Schoß zurück.

Louiſon.

O, komm! komm mit uns!

Johanna.

Dieſe Menſchen alle
Erheben mich weit über mein Verdienſt!
Ihr habt mich kindiſch, klein und ſchwach geſehn,
Ihr liebt mich, doch ihr betet mich nicht an!

Margot.

Du wollteſt allen dieſen Glanz verlaſſen!

Johanna.

Ich werf ihn von mir, den verhaßten Schmuck,
Der euer Herz von meinem Herzen trennt,
Und eine Hirtin will ich wieder werden.
Wie eine niedre Magd will ich euch dienen,
Und büßen will ichs mit der ſtrengſten Buße,
Daß ich mich eitel über euch erhob!

Trompeten erſchallen.

Der König tritt aus der Kirche, er ist im Krönungsornat, Agnes Sorel, Erzbischof, Burgund, Dunois, La Hire, Du Chatel, Ritter, Hofleute und Volk.

Alle Stimmen
rufen wiederholt, während daß der König vorwärts kommt.
Es lebe der König! Karl der Siebente!

Trompeten fallen ein. Auf ein Zeichen, das der König gibt, gebieten die Herolde mit erhobenem Stabe Stillschweigen.

König.
Mein gutes Volk! Habt Dank für eure Liebe!
Die Krone, die uns Gott aufs Haupt gesetzt,
Durchs Schwert ward sie gewonnen und erobert,
Mit edelm Bürgerblut ist sie benetzt,
Doch friedlich soll der Oelzweig sie umgrünen.
Gedankt sei allen, die für uns gefochten,
Und allen, die uns widerstanden, sei
Verziehn, denn Gnade hat uns Gott erzeigt,
Und unser erstes Königswort sei — Gnade!

Volk.
Es lebe der König! Karl der Gütige!

König.
Von Gott allein, dem höchsten Herrschenden,
Empfangen Frankreichs Könige die Krone.
Wir aber haben sie sichtbarerweise
Aus seiner Hand empfangen.
Zur Jungfrau sich wendend.
Hier steht die Gottgesendete, die euch
Den angestammten König wiedergab,
Das Joch der fremden Tyrannei zerbrochen!
Ihr Name soll dem heiligen Denis
Gleich sein, der dieses Landes Schützer ist,
Und ein Altar sich ihrem Ruhm erheben!

Volk.

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!

Trompeten.

König zur Johanna.

Wenn du von Menſchen biſt gezeugt wie wir,
So ſage, welches Glück dich kann erfreuen;
Doch wenn dein Vaterland dort oben iſt,
Wenn du die Strahlen himmliſcher Natur
In dieſem jungfräulichen Leib verhüllſt,
So nimm das Band hinweg von unſern Sinnen
Und laß dich ſehn in deiner Lichtgeſtalt,
Wie dich der Himmel ſieht, daß wir anbetend
Im Staube dich verehren.

Ein allgemeines Stillſchweigen, jedes Auge iſt auf die Jungfrau gerichtet.

Johanna
plötzlich aufſchreiend.

Gott! Mein Vater!

Thibaut tritt aus der Menge und ſteht ihr gerade gegenüber.

Mehrere Stimmen.

Ihr Vater!

Thibaut.

Ja, ihr jammervoller Vater,
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzuklagen.

Burgund.

Ha! Was iſt das!

Du Chatel.

Jetzt wird es ſchrecklich tagen!

Thibaut zum König.

Gerettet glaubst du dich durch Gottes Macht?
Betrogner Fürst! Verblendet Volk der Franken!
Du bist gerettet durch des Teufels Kunst.

Alle treten mit Entsetzen zurück.

Dunois.

Rast dieser Mensch?

Thibaut.

Nicht ich, du aber rasest,
Und diese hier und dieser weise Bischof,
Die glauben, daß der Herr der Himmel sich
Durch eine schlechte Magd verkünden werde.
Laß sehn, ob sie auch in des Vaters Stirn
Der dreisten Lüge Gaukelspiel behauptet,
Womit sie Volk und König hinterging.
Antworte mir im Namen des Dreieinen,
Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?

Allgemeine Stille, alle Blicke sind auf sie gespannt, sie steht unbeweglich.

Sorel.

Gott, sie verstummt!

Thibaut.

Das muß sie vor dem furchtbarn Namen,
Der in der Hölle Tiefen selbst
Gefürchtet wird! — Sie, eine Heilige,
Von Gott gesendet! — An verfluchter Stätte
Ward es ersonnen, unterm Zauberbaum,
Wo schon von alters her die bösen Geister
Den Sabbat halten — hier verkaufte sie
Dem Feind der Menschen ihr unsterblich Teil,
Daß er mit kurzem Weltruhm sie verherrliche.
Laßt sie den Arm aufstreifen, seht die Punkte,
Womit die Hölle sie gezeichnet hat!

Burgund.

Entſetzlich! — Doch dem Vater muß man glauben,
Der wider ſeine eigne Tochter zeugt!

Dunois.

Nein, nicht zu glauben iſt dem Raſenden,
Der in dem eignen Kind ſich ſelber ſchändet!

Sorel zur Johanna.

O rede! Brich dies unglückſel'ge Schweigen!
Wir glauben dir! Wir trauen feſt auf dich!
Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
Soll uns genügen — Aber ſprich! Vernichte
Die gräßliche Beſchuldigung — Erkläre,
Du ſeiſt unſchuldig, und wir glauben dir.

Johanna ſteht unbeweglich, Agnes Sorel tritt mit Entſetzen von ihr weg.

La Hire.

Sie iſt erſchreckt. Erſtaunen und Entſetzen
Schließt ihr den Mund. — Vor ſolcher gräßlichen
Anklage muß die Unſchuld ſelbſt erbeben.

Er nähert ſich ihr.

Faß dich, Johanna. Fühle dich. Die Unſchuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verleumdung mächtig niederblitzt!
In edelm Zorn erhebe dich, blick auf,
Beſchäme, ſtrafe den unwürd'gen Zweifel,
Der deine heil'ge Tugend ſchmäht.

Johanna ſteht unbeweglich. La Hire tritt entſetzt zurück, die Bewegung vermehrt ſich.

Dunois.

Was zagt das Volk? Was zittern ſelbſt die Fürſten?
Sie iſt unſchuldig — Ich verbürge mich,
Ich ſelbſt, für ſie mit meiner Fürſtenehre!
Hier werf ich meinen Ritterhandſchuh hin,

Wer wagts, sie eine Schuldige zu nennen?
Ein heftiger Donnerschlag, alle stehen entsetzt.

Thibaut.

Antworte bei dem Gott, der droben donnert!
Sprich, du seist schuldlos. Leugn es, daß der Feind
In deinem Herzen ist und straf mich Lügen!
Ein zweiter stärkerer Schlag, das Volk entflieht zu allen Seiten.

Burgund.

Gott schütz uns! Welche fürchterliche Zeichen!

Du Chatel zum König.

Kommt! Kommt, mein König! Fliehet diesen Ort!

Erzbischof zur Johanna.

Im Namen Gottes frag ich dich. Schweigst du
Aus dem Gefühl der Unschuld oder Schuld?
Wenn dieses Donners Stimme für dich zeugt,
So fasse dieses Kreuz und gib ein Zeichen!
Johanna bleibt unbeweglich. Neue heftige Donnerschläge. Der König, Agnes Sorel, Erzbischof, Burgund, La Hire und Du Chatel gehen ab.

Dunois.

Du bist mein Weib — Ich hab an dich geglaubt
Beim ersten Blick, und also denk ich noch.
Dir glaub ich mehr als diesen Zeichen allen,
Als diesem Donner selbst, der droben spricht.
Du schweigst in edelm Zorn, verachtest es,
In deine heil'ge Unschuld eingehüllt,
So schändlichen Verdacht zu widerlegen.
— Veracht es, aber mir vertraue dich,
An deiner Unschuld hab ich nie gezweifelt.
Sag mir kein Wort, die Hand nur reiche mir
Zum Pfand und Zeichen, daß du meinem Arme

Getroſt vertrauſt und deiner guten Sache.

Er reicht ihr die Hand hin, ſie wendet ſich mit einer zuckenden Bewegung von ihm hinweg; er bleibt in ſtarrem Entſetzen ſtehen.

Du Chatel zurückkommend.

Johanna d'Arc! Der König will erlauben,
Daß Ihr die Stadt verlaſſet ungekränkt.
Die Tore ſtehn Euch offen. Fürchtet keine
Beleidigung. Euch ſchützt des Königs Frieden —
Folgt mir, Graf Dunois — Ihr habt nicht Ehre,
Hier länger zu verweilen — Welch ein Ausgang!

Er geht. Dunois fährt aus ſeiner Erſtarrung auf, wirft noch einen Blick auf Johanna und geht ab. Dieſe ſteht einen Augenblick ganz allein. Endlich erſcheint Raimond, bleibt eine Weile in der Ferne ſtehen und betrachtet ſie mit ſtillem Schmerz. Dann tritt er auf ſie zu und faßt ſie bei der Hand.

Raimond.

Ergreift den Augenblick. Kommt, kommt! Die Straßen
Sind leer. Gebt mir die Hand. Ich will Euch führen.

Bei ſeinem Anblick gibt ſie das erſte Zeichen der Empfindung, ſieht ihn ſtarr an und blickt zum Himmel, dann ergreift ſie ihn heftig bei der Hand und geht ab.

Fünfter Aufzug.

Ein wilder Wald, in der Ferne Köhlerhütten. Es iſt ganz dunkel, heftiges Donnern und Blitzen, dazwiſchen Schießen.

Köhler und Köhlerweib.

Köhler.

Das iſt ein grauſam, mörd'riſch Ungewitter,

Der Himmel droht in Feuerbächen sich
Herabzugießen, und am hellen Tag
Ists Nacht, daß man die Sterne könnte sehn.
Wie eine losgelaßne Hölle tobt
Der Sturm, die Erde bebt, und krachend beugen
Die altverjährten Eschen ihre Krone.
Und dieser fürchterliche Krieg dort oben,
Der auch die wilden Tiere Sanftmut lehrt,
Daß sie sich zahm in ihre Gruben bergen,
Kann unter Menschen keinen Frieden stiften —
Aus dem Geheul der Winde und des Sturms
Heraus hört ihr das Knallen des Geschützes;
Die beiden Heere stehen sich so nah,
Daß nur der Wald sie trennt, und jede Stunde
Kann es sich blutig fürchterlich entladen.

Köhlerweib.

Gott steh uns bei! Die Feinde waren ja
Schon ganz aufs Haupt geschlagen und zerstreut,
Wie kommts, daß sie aufs neu uns ängstigen?

Köhler.

Das macht, weil sie den König nicht mehr fürchten.
Seitdem das Mädchen eine Hexe ward
Zu Reims, der böse Feind uns nicht mehr hilft,
Geht alles rückwärts.

Köhlerweib.

Horch! Wer naht sich da?

Raimond und Johanna treten auf.

Raimond.

Hier seh ich Hütten. Kommt, hier finden wir
Ein Obdach vor dem wüt'gen Sturm. Ihr haltets
Nicht länger aus, drei Tage schon seid Ihr

Herumgeirrt, der Menſchen Auge fliehend,
Und wilde Wurzeln waren Eure Speiſe.
Der Sturm legt ſich, es wird hell und heiter.
Es ſind mitleid'ge Köhler. Kommt herein.

Köhler.

Ihr ſcheint der Ruhe zu bedürfen. Kommt!
Was unſer ſchlechtes Dach vermag, iſt euer.

Köhlerweib.

Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?
Doch freilich! Jetzt iſt eine ſchwere Zeit,
Wo auch das Weib ſich in den Panzer ſteckt!
Die Königin ſelbſt, Frau Iſabeau, ſagt man,
Läßt ſich gewaffnet ſehn in Feindes Lager,
Und eine Jungfrau, eines Schäfers Dirn,
Hat für den König, unſern Herrn, gefochten.

Köhler.

Was redet Ihr? Geht in die Hütte, bringt
Der Jungfrau einen Becher zur Erquickung.
Köhlerweib geht nach der Hütte.

Raimond zur Johanna.

Ihr ſeht, es ſind nicht alle Menſchen grauſam,
Auch in der Wildnis wohnen ſanfte Herzen.
Erheitert Euch! Der Sturm hat ausgetobt,
Und friedlich ſtrahlend geht die Sonne nieder.

Köhler.

Ich denk', ihr wollt zu unſers Königs Heer,
Weil ihr in Waffen reiſet — Seht Euch vor!
Die Engelländer ſtehen nah gelagert,
Und ihre Scharen ſtreifen durch den Wald.

Raimond.

Weh uns! Wie iſt da zu entkommen?

Köhler.

Bleibt
Bis daß mein Bub zurück ist aus der Stadt.
Der soll euch auf verborgnen Pfaden führen,
Daß ihr nichts zu befürchten habt. Wir kennen
Die Schliche.

Raimond zur Johanna.

Legt den Helm ab und die Rüstung,
Sie macht Euch kenntlich und beschützt Euch nicht.

Johanna schüttelt den Kopf.

Köhler.

Die Jungfrau ist sehr traurig — Still! Wer kommt da?

Köhlerweib kommt aus der Hütte mit einem Becher. Köhlerbub.

Köhlerweib.

Es ist der Bub, den wir zurück erwarten.

Zur Johanna.

Trinkt, edle Jungfrau! Mögs Euch Gott gesegnen!

Köhler zu seinem Sohn.

Kommst du, Anet? Was bringst du?

Köhlerbub

hat die Jungfrau ins Auge gefaßt, welche eben den Becher an den Mund setzt; er erkennt sie, tritt auf sie zu und reißt ihr den Becher vom Munde.

Mutter! Mutter!
Was macht Ihr? Wen bewirtet Ihr? Das ist die Hexe
Von Orleans!

Köhler und Köhlerweib.

Gott sei uns gnädig!

Bekreuzen sich und entfliehen.

Johanna gefaßt und ſanft.

Du ſiehſt, mir folgt der Fluch, und alles flieht mich,
Sorg für dich ſelber und verlaß mich auch.

Raimond.

Ich Euch verlaſſen! Jetzt! Und wer ſoll Euer
Begleiter ſein?

Johanna.

Ich bin nicht unbegleitet.
Du haſt den Donner über mir gehört.
Mein Schickſal führt mich. Sorge nicht, ich werde
Ans Ziel gelangen, ohne daß ichs ſuche.

Raimond.

Wo wollt Ihr hin? Hier ſtehn die Engelländer,
Die Euch die grimmig blut'ge Rache ſchwuren —
Dort ſtehn die Unſern, die Euch ausgeſtoßen,
Verbannt —

Johanna.

Mich wird nichts treffen, als was ſein muß.

Raimond.

Wer ſoll Euch Nahrung ſuchen? Wer Euch ſchützen
Vor wilden Tieren und noch wildern Menſchen?
Euch pflegen, wenn Ihr krank und elend werdet?

Johanna.

Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln,
Von meinen Schafen lernt' ich das Geſunde
Vom Gift'gen unterſcheiden — ich verſtehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug,
Und die verborgnen Quellen hör' ich rauſchen.
Der Menſch braucht wenig, und an Leben reich
Iſt die Natur.

Raimond faßt ſie bei der Hand.

Wollt Ihr nicht in Euch gehn?

Euch nicht mit Gott versöhnen — in den Schoß
Der heil'gen Kirche reuend wiederkehren?

Johanna.

Auch du hältst mich der schweren Sünde schuldig?

Raimond.

Muß ich nicht? Euer schweigendes Geständnis —

Johanna.

Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das einz'ge Wesen, das mir treu geblieben,
Sich an mich kettet, da mich alle Welt
Ausstieß, du hältst mich auch für die Verworfne,
Die ihrem Gott entsagt —
Raimond schweigt.
O, das ist hart!

Raimond erstaunt.

Ihr wäret wirklich keine Zauberin?

Johanna.

Ich eine Zauberin!

Raimond.

Und diese Wunder,
Ihr hättet sie vollbracht mit Gottes Kraft
Und seiner Heiligen?

Johanna.

Mit welcher sonst!

Raimond.

Und Ihr verstummtet auf die gräßliche
Beschuldigung? — Ihr redet jetzt, und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verstummtet Ihr!

Johanna.

Ich unterwarf mich schweigend dem Geschick,
Das Gott, mein Meister, über mich verhängte.

Raimond.
Ihr konntet Eurem Vater nichts erwidern!

Johanna.
Weil es vom Vater kam, ſo kams von Gott,
Und väterlich wird auch die Prüfung ſein.

Raimond.
Der Himmel ſelbſt bezeugte Eure Schuld!

Johanna.
Der Himmel ſprach, drum ſchwieg ich.

Raimond.
Wie? Ihr konntet
Mit einem Wort Euch reinigen und ließt
Die Welt in dieſem unglückſel'gen Irrtum?

Johanna.
Es war kein Irrtum, eine Schickung wars.

Raimond.
Ihr littet alle dieſe Schmach unſchuldig,
Und keine Klage kam von Euren Lippen!
— Ich ſtaune über Euch, ich ſteh erſchüttert,
Im tiefſten Buſen kehrt ſich mir das Herz!
O gerne nehm ich Euer Wort für Wahrheit,
Denn ſchwer ward mirs, an Eure Schuld zu glauben.
Doch konnt ich träumen, daß ein menſchlich Herz
Das Ungeheure ſchweigend würde tragen?

Johanna.
Verdient ichs, die Geſendete zu ſein,
Wenn ich nicht blind des Meiſters Willen ehrte!
Und ich bin nicht ſo elend, als du glaubſt.
Ich leide Mangel, doch das iſt kein Unglück
Für meinen Stand, ich bin verbannt und flüchtig,
Doch in der Oede lernt ich mich erkennen.

Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Bruſt, ich war
Die Unglückſeligſte, da ich der Welt
Am meiſten zu beneiden ſchien — Jetzt bin ich
Geheilt, und dieſer Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund,
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir iſt Friede — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!

Raimond.

O kommt, kommt, laßt uns eilen, Eure Unſchuld
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!

Johanna.

Der die Verwirrung ſandte, wird ſie löſen!
Nur wenn ſie reif iſt, fällt des Schickſals Frucht!
Ein Tag wird kommen, der mich reiniget.
Und die mich jetzt verworfen und verdammt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Tränen werden meinem Schickſal fließen.

Raimond.

Ich ſollte ſchweigend dulden, bis der Zufall —

Johanna
ihn ſanft bei der Hand faſſend.

Du ſiehſt nur das Natürliche der Dinge,
Denn deinen Blick umhüllt das ird'ſche Band.
Ich habe das Unſterbliche mit Augen
Geſehen — ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menſchen — Siehſt du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

Königin Isabeau mit Soldaten erscheint im Hintergrund.

Isabeau
noch hinter der Szene.
Dies ist der Weg ins engelländsche Lager!

Raimond.
Weh uns! die Feinde!
Soldaten treten auf, bemerken im Hervorkommen die Johanna und taumeln erschrocken zurück.

Isabeau.
Nun! was hält der Zug!

Soldaten.
Gott steh uns bei!

Isabeau.
Erschreckt euch ein Gespenst!
Seid ihr Soldaten? Memmen seid ihr! — Wie?
Sie drängt sich durch die andern, tritt hervor und fährt zurück, wie sie die Jungfrau erblickt.
Was seh ich! Ha!
Schnell faßt sie sich und tritt ihr entgegen.
Ergib dich! Du bist meine Gefangene.

Johanna.
Ich bins.
Raimond entflieht mit Zeichen der Verzweiflung.

Isabeau zu den Soldaten.
Legt sie in Ketten!
Die Soldaten nahen sich der Jungfrau schüchtern, sie reicht den Arm hin und wird gefesselt.
Ist das die Mächtige, Gefürchtete,
Die eure Scharen wie die Lämmer scheuchte,
Die jetzt sich selber nicht beschützen kann?

Tut ſie nur Wunder, wo man Glauben hat,
Und wird zum Weib, wenn ihr ein Mann begegnet?

Zur Jungfrau.

Warum verließeſt du dein Heer? Wo bleibt
Graf Dunois, dein Ritter und Beſchützer?

Johanna.

Ich bin verbannt.

Iſabeau erſtaunt zurücktretend.

Was? Wie? Du biſt verbannt?
Verbannt vom Dauphin!

Johanna.

Frage nicht! Ich bin
In deiner Macht, beſtimme mein Geſchick.

Iſabeau.

Verbannt, weil du vom Abgrund ihn gerettet,
Die Krone ihm haſt aufgeſetzt zu Reims,
Zum König über Frankreich ihn gemacht?
Verbannt! Daran erkenn ich meinen Sohn!
— Führt ſie ins Lager. Zeiget der Armee
Das Furchtgeſpenſt, vor dem ſie ſo gezittert!
Sie eine Zauberin! Ihr ganzer Zauber
Iſt euer Wahn und euer feiges Herz!
Eine Närrin iſt ſie, die für ihren König
Sich opferte und jetzt den Königslohn
Dafür empfängt — Bringt ſie zu Lionel —
Das Glück der Franken ſend ich ihm gebunden,
Gleich folg ich ſelbſt.

Johanna.

Zu Lionel! Ermorde mich
Gleich hier, eh du zu Lionel mich ſendeſt.

Iſabeau zu den Soldaten.

Gehorchet dem Befehle. Fort mit ihr!

Geht ab.

Johanna zu den Soldaten.

Engländer, duldet nicht, daß ich lebendig
Aus eurer Hand entkomme! Rächet euch!
Zieht eure Schwerter, taucht sie mir ins Herz,
Reißt mich entseelt zu eures Feldherrn Füßen!
Denkt, daß Ichs war, die eure Trefflichsten
Getötet, die kein Mitleid mit euch trug,
Die ganze Ströme engelländschen Bluts
Vergossen, euren tapfern Heldensöhnen
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt!
Nehmt eine blut'ge Rache! Tötet mich!
Ihr habt mich jetzt, nicht immer möchtet ihr
So schwach mich sehn —

Anführer der Soldaten.

Tut, was die Königin befahl!

Johanna.

Sollt ich
Noch unglückseel'ger werden, als ich war?
Furchtbare Heil'ge! deine Hand ist schwer!
Hast du mich ganz aus deiner Huld verstoßen?
Kein Gott erscheint, kein Engel zeigt sich mehr,
Die Wunder ruhn, der Himmel ist verschlossen.

Sie folgt den Soldaten.

Das französische Lager.

Dunois zwischen dem Erzbischof und Du Chatel.

Erzbischof.

Bezwingt Euern finstern Unmut, Prinz!
Kommt mit uns! Kehrt zurück zu Euerm König!
Verlasset nicht die allgemeine Sache

In dieſem Augenblick, da wir, aufs neu
Bedränget, Eures Heldenarms bedürfen.

Dunois.

Warum ſind wir bedrängt? Warum erhebt
Der Feind ſich wieder? Alles war getan,
Frankreich war ſiegend und der Krieg geendigt.
Die Retterin habt ihr verbannt, nun rettet
Euch ſelbſt! Ich aber will das Lager
Nicht wieder ſehen, wo ſie nicht mehr iſt.

Du Chatel.

Nehmt beſſern Rat an, Prinz. Entlaßt uns nicht
Mit einer ſolchen Antwort!

Dunois.

Schweigt, Du Chatel!
Ich haſſe Euch, von Euch will ich nichts hören.
Ihr ſeid es, der zuerſt an ihr gezweifelt.

Erzbiſchof.

Wer ward nicht irr an ihr und hätte nicht
Gewankt an dieſem unglückſel'gen Tage,
Da alle Zeichen gegen ſie bewieſen!
Wir waren überraſcht, betäubt, der Schlag
Traf zu erſchütternd unſer Herz — Wer konnte
In dieſer Schreckensſtunde prüfend wägen?
Jetzt kehrt uns die Beſonnenheit zurück,
Wir ſehn ſie, wie ſie unter uns gewandelt,
Und keinen Tadel finden wir an ihr.
Wir ſind verwirrt — wir fürchten ſchweres Unrecht
Getan zu haben. — Reue fühlt der König,
Der Herzog klagt ſich an, La Hire iſt troſtlos,
Und jedes Herz hüllt ſich in Trauer ein.

Dunois.

Sie, eine Lügnerin! Wenn ſich die Wahrheit

Verkörpern will in ſichtbarer Geſtalt,
So muß ſie ihre Züge an ſich tragen!
Wenn Unſchuld, Treue, Herzensreinigkeit
Auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen,
In ihren klaren Augen muß ſie wohnen!

Erzbiſchof.

Der Himmel ſchlage durch ein Wunder ſich
Ins Mittel und erleuchte dies Geheimnis,
Das unſer ſterblich Auge nicht durchdringt —
Doch wie ſichs auch entwirren mag und löſen,
Eins von den beiden haben wir verſchuldet!
Wir haben uns mit höll'ſchen Zauberwaffen
Verteidigt oder eine Heilige verbannt!
Und beides ruft des Himmels Zorn und Strafen
Herab auf dieſes unglückſel'ge Land!

Ein Edelmann, hernach Raimond treten auf.

Edelmann.

Ein junger Schäfer fragt nach deiner Hoheit,
Er fordert dringend, mit dir ſelbſt zu reden,
Er komme, ſagt er, von der Jungfrau —

Dunois.

Eile!
Bring ihn herein! Er kommt von ihr!

Edelmann öffnet dem Raimond die Türe, Dunois eilt ihm entgegen.

Wo iſt ſie?
Wo iſt die Jungfrau?

Raimond.

Heil Euch, edler Prinz,
Und Heil mir, daß ich dieſen frommen Biſchof,
Den heil'gen Mann, den Schirm der Unterdrückten,
Den Vater der Verlaßnen bei Euch finde!

Dunois.

Wo ist die Jungfrau?

Erzbischof.

Sag es uns, mein Sohn!

Raimond.

Herr, sie ist keine schwarze Zauberin!
Bei Gott und allen Heiligen bezeug ichs.
Im Irrtum ist das Volk. Ihr habt die Unschuld
Verbannt, die Gottgesendete verstoßen!

Dunois.

Wo ist sie? Sage!

Raimond.

Ihr Gefährte war ich
Auf ihrer Flucht in dem Ardennerwald,
Mir hat sie dort ihr Innerstes gebeichtet.
In Martern will ich sterben, meine Seele
Hab keinen Anteil an dem ew'gen Heil,
Wenn sie nicht rein ist, Herr, von aller Schuld!

Dunois.

Die Sonne selbst am Himmel ist nicht reiner!
Wo ist sie, sprich!

Raimond.

O wenn euch Gott das Herz
Gewendet hat — So eilt! So rettet sie!
Sie ist gefangen bei den Engelländern.

Dunois.

Gefangen! Was!

Erzbischof.

Die Unglückselige!

Raimond.

In den Ardennen, wo wir Obdach suchten,

Ward ſie ergriffen von der Königin
Und in der Engelländer Hand geliefert.
O rettet ſie, die euch gerettet hat,
Von einem grauſenvollen Tode!

Dunois.

Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die Trommeln!
Führt alle Völker ins Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne ſich! Die Ehre iſt verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet,
Setzt alles Blut! Setzt euer Leben ein!
Frei muß ſie ſein, noch eh der Tag ſich endet!

Gehen ab.

Ein Wartturm, oben eine Oeffnung.

Johanna und Lionel.

Faſtolf
eilig hereintretend.

Das Volk iſt länger nicht zu bändigen.
Sie fodern wütend, daß die Jungfrau ſterbe.
Ihr widerſteht vergebens. Tötet ſie,
Und werft ihr Haupt von dieſes Turmes Zinnen,
Ihr fließend Blut allein verſöhnt das Heer.

Iſabeau kommt.

Sie ſetzen Leitern an, ſie laufen Sturm!
Befriediget das Volk. Wollt Ihr erwarten,
Bis ſie den ganzen Turm in blinder Wut
Umkehren und wir alle mit verderben?
Ihr könnt ſie nicht beſchützen, gebt ſie hin.

Lionel.

Laßt ſie anſtürmen! Laßt ſie wütend toben!

Dies Schloß ist fest, und unter seinen Trümmern
Begrab ich mich, eh mich ihr Wille zwingt.
Antworte mir, Johanna! Sei die Meine,
Und gegen eine Welt beschütz ich dich.

Isabeau.

Seid Ihr ein Mann?

Lionel.

Verstoßen haben dich
Die Deinen, aller Pflichten bist du ledig
Für dein unwürdig Vaterland. Die Feigen,
Die um dich warben, sie verließen dich,
Sie wagten nicht den Kampf um deine Ehre.
Ich aber, gegen mein Volk und das deine
Behaupt ich dich. — Einst ließest du mich glauben,
Daß dir mein Leben teuer sei! Und damals
Stand ich im Kampf als Feind dir gegenüber,
Jetzt hast du keinen Freund als mich!

Johanna.

Du bist
Der Feind mir, der verhaßte, meines Volks.
Nichts kann gemein sein zwischen dir und mir.
Nicht lieben kann ich dich, doch wenn dein Herz
Sich zu mir neigt, so laß es Segen bringen
Für unsre Völker. — Führe deine Heere
Hinweg von meines Vaterlandes Boden,
Die Schlüssel aller Städte gib heraus,
Die ihr bezwungen, allen Raub vergüte,
Gib die Gefangnen ledig, sende Geiseln
Des heiligen Vertrags, so biet ich dir
Den Frieden an in meines Königs Namen.

Isabeau.

Willst du in Banden uns Gesetze geben?

Johanna.

Tu es bei Zeiten, denn du mußt es doch.
Frankreich wird nimmer Englands Feſſeln tragen.
Nie, nie wird das geſchehen! Eher wird es
Ein weites Grab für eure Heere ſein.
Gefallen ſind euch eure Beſten, denkt
Auf eine ſichre Rückkehr, euer Ruhm
Iſt doch verloren, eure Macht iſt hin.

Iſabeau.

Könnt Ihr den Trotz der Raſenden ertragen?

Ein Hauptmann kommt eilig.

Hauptmann.

Eilt, Feldherr, eilt, das Heer zur Schlacht zu ſtellen,
Die Franken rücken an mit fliegenden Fahnen,
Von ihren Waffen blitzt das ganze Tal.

Johanna begeiſtert.

Die Franken rücken an! Jetzt, ſtolzes England,
Heraus ins Feld, jetzt gilt es, friſch zu fechten!

Faſtolf.

Unſinnige, bezähme deine Freude!
Du wirſt das Ende dieſes Tags nicht ſehn.

Johanna.

Mein Volk wird ſiegen, und ich werde ſterben,
Die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.

Lionel.

Ich ſpotte dieſer Weichlinge! Wir haben
Sie vor uns her geſcheucht in zwanzig Schlachten,
Eh dieſes Heldenmädchen für ſie ſtritt!
Das ganze Volk veracht ich bis auf eine,

Und dieſe haben ſie verbannt. — Kommt, Faſtolf!
Wir wollen ihnen einen zweiten Tag
Bei Crequi und Poitiers bereiten.
Ihr, Königin, bleibt in dieſem Turm, bewacht
Die Jungfrau, bis das Treffen ſich entſchieden,
Ich laß Euch funfzig Ritter zur Bedeckung.

Faſtolf.

Was? Sollen wir dem Feind entgegengehn,
Und dieſe Wütende im Rücken laſſen?

Johanna.

Erſchreckt dich ein gefeſſelt Weib?

Lionel.

Gib mir
Dein Wort, Johanna, dich nicht zu befreien!

Johanna.

Mich zu befreien, iſt mein einz'ger Wunſch.

Iſabeau.

Legt ihr dreifache Feſſeln an. Mein Leben
Verbürg ich, daß ſie nicht entkommen ſoll.

Sie wird mit ſchweren Ketten um den Leib und um die Arme gefeſſelt.

Lionel zur Johanna.

Du willſt es ſo! Du zwingſt uns! Noch ſtehts bei dir!
Entſage Frankreich! Trage Englands Fahne,
Und du biſt frei, und dieſe Wütenden,
Die jetzt dein Blut verlangen, dienen dir!

Faſtolf dringend.

Fort, fort, mein Feldherr!

Johanna.

Spare deine Worte!
Die Franken rücken an, verteid'ge dich!

Trompeten ertönen, Lionel eilt fort.

Faſtolf.

Ihr wißt, was Ihr zu tun habt, Königin!
Erklärt das Glück ſich gegen uns, ſeht Ihr,
Daß unſre Völker fliehen —

Iſabeau einen Dolch ziehend.

Sorget nicht!
Sie ſoll nicht leben, unſern Fall zu ſehn.

Faſtolf zur Johanna.

Du weißt, was dich erwartet. Jetzt erflehe
Glück für die Waffen deines Volks!

Er geht ab.

Johanna.

Das will ich!
Daran ſoll niemand mich verhindern. — Horch!
Das iſt der Kriegsmarſch meines Volks! Wie mutig
Er in das Herz mir ſchallt und ſiegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau iſt
Euch nah, ſie kann nicht vor euch her wie ſonſt
Die Fahne tragen — ſchwere Bande feſſeln ſie,
Doch frei aus ihrem Kerker ſchwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgeſangs.

Iſabeau zu einem Soldaten.

Steig auf die Warte dort, die nach dem Feld
Hinſieht, und ſag uns, wie die Schlacht ſich wendet.

Soldat ſteigt hinauf.

Johanna.

Mut, Mut, mein Volk! Es iſt der letzte Kampf!
Den einen Sieg noch und der Feind liegt nieder.

Iſabeau.

Was ſiehſt du?

Soldat.

Schon sind sie aneinander.
Ein Wütender auf einem Barberroß,
Im Tigerfell, sprengt vor mit den Gendarmen.

Johanna.

Das ist Graf Dunois! Frisch, wackrer Streiter!
Der Sieg ist mit dir!

Soldat.

Der Burgunder greift
Die Brücke an.

Isabeau.

Daß zehen Lanzen ihm
Ins falsche Herz eindrängen, dem Verräter!

Soldat.

Lord Fastolf tut ihm mannhaft Widerstand.
Sie sitzen ab, sie kämpfen Mann für Mann,
Des Herzogs Leute und die unsrigen.

Isabeau.

Siehst du den Dauphin nicht? Erkennst du nicht
Die königlichen Zeichen?

Soldat.

Alles ist
In Staub vermengt. Ich kann nichts unterscheiden.

Johanna.

Hätt er mein Auge oder stünd ich oben,
Das Kleinste nicht entginge meinem Blick!
Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen,
Den Falk erkenn ich in den höchsten Lüften.

Soldat.

Am Graben ist ein fürchterlich Gedräng,
Die Größten, scheints, die Ersten kämpfen dort.

Isabeau.

Schwebt unsre Fahne noch?

Soldat.

Hoch flattert sie.

Johanna.

Könnt ich nur durch der Mauer Ritze schauen,
Mit meinem Blick wollt ich die Schlacht regieren!

Soldat.

Weh mir! Was seh ich! Unser Feldherr ist
Umzingelt!

Isabeau zuckt den Dolch auf Johanna.

Stirb, Unglückliche!

Soldat schnell.

Er ist befreit.
Im Rücken faßt der tapfere Fastolf
Den Feind — er bricht in seine dichtsten Scharen.

Isabeau zieht den Dolch zurück.

Das sprach dein Engel!

Soldat.

Sieg! Sieg! Sie entfliehen!

Isabeau.

Wer flieht?

Soldat.

Die Franken, die Burgunder fliehn,
Bedeckt mit Flüchtigen ist das Gefilde.

Johanna.

Gott! Gott! So sehr wirst du mich nicht verlassen!

Soldat.

Ein Schwerverwundeter wird dort geführt.
Viel Volk sprengt ihm zu Hülf, es ist ein Fürst.

Johanna.

Der Unſern einer oder Fränkiſchen?

Soldat.

Sie löſen ihm den Helm, Graf Dunois iſts.

Johanna

greift mit krampfhafter Anſtrengung in ihre Ketten.

Und ich bin nichts als ein gefeſſelt Weib!

Soldat.

Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel
Verbrämt mit Gold?

Johanna lebhaft.

Das iſt mein Herr, der König!

Soldat.

Sein Roß wird ſcheu — es überſchlägt ſich — ſtürzt,
Er windet ſchwer arbeitend ſich hervor —

Johanna begleitet dieſe Worte mit leidenſchaftlichen Bewegungen.

Die Unſern nahen ſchon in vollem Lauf —
Sie haben ihn erreicht — umringen ihn —

Johanna.

O, hat der Himmel keine Engel mehr!

Iſabeau hohnlachend.

Jetzt iſt es Zeit! Jetzt, Retterin, errette!

Johanna

ſtürzt auf die Knie, mit gewaltſam heftiger Stimme betend.

Höre mich, Gott, in meiner höchſten Not,
Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunſch,
In deine Himmel ſend ich meine Seele.
Du kannſt die Fäden eines Spinngewebs
Stark machen wie die Taue eines Schiffs,
Leicht iſt es deiner Allmacht, ehrne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —

Du willst, und diese Ketten fallen ab,
Und diese Turmwand spaltet sich — du halfst
Dem Simson, da er blind war und gefesselt
Und seiner stolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. — Auf dich vertrauend faßt' er
Die Pfosten seines Kerkers mächtig an
Und neigte sich und stürzte das Gebäude —

Soldat.

Triumph! Triumph!

Isabeau.

Was ists?

Soldat.

Der König ist
Gefangen!

Johanna springt auf.

So sei Gott mir gnädig!

Sie hat ihre Ketten mit beiden Händen kraftvoll gefaßt und zerrissen. In demselben Augenblick stürzt sie sich auf den nächststehenden Soldaten, entreißt ihm sein Schwert und eilt hinaus. Alle sehen ihr mit starrem Erstaunen nach.

Isabeau
nach einer langen Pause.

Was war das? Träumte mir? Wo kam sie hin?
Wie brach sie diese zentnerschweren Bande?
Nicht glauben würd ichs einer ganzen Welt,
Hätt ichs nicht selbst gesehn mit meinen Augen.

Soldat auf der Warte.

Wie? Hat sie Flügel? Hat der Sturmwind sie
Hinabgeführt?

Isabeau.

Sprich, ist sie unten?

Soldat.

Mitten
Im Kampfe schreitet sie — Ihr Lauf ist schneller
Als mein Gesicht — Jetzt ist sie hier — jetzt dort —
Ich sehe sie zugleich an vielen Orten!
— Sie teilt die Haufen — Alles weicht vor ihr,
Die Franken stehn, sie stellen sich aufs neu!
— Weh mir! Was seh ich! Unsre Völker werfen
Die Waffen von sich, unsre Fahnen sinken —

Isabeau.

Was? Will sie uns den sichern Sieg entreißen?

Soldat.

Grad auf den König dringt sie an — Sie hat ihn
Erreicht — Sie reißt ihn mächtig aus dem Kampf.
— Lord Fastolf stürzt — Der Feldherr ist gefangen.

Isabeau.

Ich will nicht weiter hören. Komm herab.

Soldat.

Flieht, Königin! Ihr werdet überfallen.
Gewaffnet Volk dringt an den Turm heran.

Er steigt herunter.

Isabeau das Schwert ziehend.

So fechtet, Memmen!

La Hire mit Soldaten kommt. Bei seinem Eintritt streckt das Volk der Königin die Waffen.

La Hire
naht ihr ehrerbietig.

Königin, unterwerft Euch
Der Allmacht — Eure Ritter haben sich
Ergeben, aller Widerstand ist unnütz!

— Nehmt meine Dienste an. Befehlt, wohin
Ihr wollt begleitet sein.

Isabeau.

Jedweder Ort
Gilt gleich, wo ich dem Dauphin nicht begegne.
Gibt ihr Schwert ab und folgt ihm mit den Soldaten.

Die Szene verwandelt sich in das Schlachtfeld.

Soldaten mit fliegenden Fahnen erfüllen den Hintergrund. Vor ihnen der König und der Herzog von Burgund, in den Armen beider Fürsten liegt Johanna tödlich verwundet, ohne Zeichen des Lebens. Sie treten langsam vorwärts. Agnes Sorel stürzt herein.

Sorel

wirft sich an des Königs Brust.

Ihr seid befreit — Ihr lebt — Ich hab Euch wieder!

König.

Ich bin befreit — Ich bins um diesen Preis!
Zeigt auf Johanna.

Sorel.

Johanna! Gott! Sie stirbt!

Burgund.

Sie hat geendet!
Seht einen Engel scheiden! Seht, wie sie da liegt,
Schmerzlos und ruhig wie ein schlafend Kind!
Des Himmels Friede spielt um ihre Züge,
Kein Atem hebt den Busen mehr, doch Leben
Ist noch zu spüren in der warmen Hand.

König.

Sie ist dahin — Sie wird nicht mehr erwachen,
Ihr Auge wird das Ird'sche nicht mehr schauen.

Schon schwebt sie droben ein verklärter Geist,
Sieht unsern Schmerz nicht mehr und unsre Reue.

Sorel.

Sie schlägt die Augen auf, sie lebt!

Burgund erstaunt.

Kehrt sie
Uns aus dem Grab zurück? Zwingt sie den Tod?
Sie richtet sich empor! Sie steht!

Johanna
steht ganz aufgerichtet und schaut umher.

Wo bin ich?

Burgund.

Bei deinem Volk, Johanna! Bei den Deinen!

König.

In deiner Freunde, deines Königs Armen!

Johanna
nachdem sie ihn lange starr angesehen.

Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiß
Ich bins nicht.

König.

Du bist heilig wie die Engel,
Doch unser Auge war mit Nacht bedeckt.

Johanna
sieht heiter lächelnd umher.

Und ich bin wirklich unter meinem Volk
Und bin nicht mehr verachtet und verstoßen?
Man flucht mir nicht, man sieht mich gütig an?
— Ja, jetzt erkenn ich deutlich alles wieder!
Das ist mein König! Das sind Frankreichs Fahnen!
Doch meine Fahne seh ich nicht — Wo ist sie?
Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen,
Von meinem Meister ward sie mir vertraut,

Vor seinem Thron muß ich sie niederlegen,
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.

König
mit abgewandtem Gesicht.

Gebt ihr die Fahne!

Man reicht sie ihr. Sie steht ganz frei aufgerichtet, die Fahne in der Hand — Der Himmel ist von einem rosigten Schein beleuchtet.

Johanna.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldnen Tore,
Im Chor der Engel steht sie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust,
Die Arme streckt sie lächelnd mir entgegen.
Wie wird mir — Leichte Wolken heben mich —
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf — Die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!

Die Fahne entfällt ihr, sie sinkt tot darauf nieder — Alle stehen lange in sprachloser Rührung — Auf einen leisen Wink des Königs werden alle Fahnen sanft auf sie niedergelassen, daß sie ganz davon bedeckt wird.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 5. Januar 1801.

Herzlich begrüßen wir euch zum neuen Säkulum und freuen uns von ganzer Seele, daß wir es alle miteinander mit Glück und Hoffnung beginnen. Wir werden in diesem neuen Jahrhundert, wie ich gewiß weiß, keine herzlichere Freundschaft schließen, als die unsrige ist, und mögen wir uns nur noch recht lang derselben freuen und es erleben, sie in unsern Kindern fortgesetzt zu sehen.

Ich wünsche dir Glück, daß du deine Umstände so gut verbessert hast. Wenn sich deine Arbeiten nicht zugleich merklich häufen, so ist dieser Zuwachs allerdings sehr beträchtlich; aber eine gewisse Freiheit und Muße muß dir bleiben, wenn du glücklich sein sollst, denn das philosophische und ästhetische Wesen ist ein integranter Teil deines Wohlseins.

Ich habe das alte Jahrhundert tätig beschlossen, und meine Tragödie, ob es gleich etwas langsam damit geht, gewinnt eine gute Gestalt. Schon der Stoff erhält mich warm; ich bin mit dem ganzen Herzen dabei, und es fließt auch mehr aus dem Herzen als die vorigen Stücke, wo der Verstand mit dem Stoffe kämpfen mußte.

Wir haben unsre säkularische Festlichkeiten nicht ausführen können, weil sich Parteien in der Stadt erhoben und auch der Herzog den Eklat vermeiden wollte. Es ist auch nichts Erfreuliches produziert worden, das ich dir mitteilen könnte. Etwas Poetisches zu machen, war überhaupt mein Wille nicht, es sollte

bloß Leben und Bewegung in der Stadt entstehen. Am Neujahrsabend wurde die Schöpfung von Haydn aufgeführt, an der ich aber wenig Freude hatte, weil sie ein charakterloser Mischmasch ist. Dagegen hat mir Glucks Iphigenia auf Tauris einen unendlichen Genuß verschafft, noch nie hat eine Musik mich so rein und schön bewegt als diese, es ist eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und in süßer hoher Wehmut auflöst.

Dein Urteil über Tiecks Genoveva ist auch ganz das meinige; er ist eine sehr graziose, phantasiereiche und zarte Natur, nur fehlt es ihm an Kraft und an Tiefe und wird ihm stets daran fehlen. Leider hat die Schlegelsche Schule schon viel an ihm verdorben, er wird es nie ganz verwinden. Sein Geschmack ist noch unreif, er erhält sich nicht gleich in seinen Werken, und es ist so gar viel Leeres darin. Ich bin begierig, wie er dir von Person gefallen wird. Vor anderthalb Jahren hab ich ihn gesehen, wo er sehr anspruchslos und auch interessant war; ich fürchte aber, es hat sich indessen viel mit ihm verändert.

Wielands Aristipp lese ich eben jetzt und unterschreibe dein Urteil darüber vollkommen. Wenn man es nur nicht als eine ästhetische Komposition betrachtet, so hat es recht viel Gutes; freilich mag man seine Ideale nicht, und weder seine Lais noch sein Aristipp haben mich erobert.

Fichtes Werk kenne ich noch nicht.

Hast du Goethes neuestes Produkt in Seckendorfs Taschenbuch gelesen? Wenn du es noch nicht kennst, so will ich dirs schicken. Auch mache ich dich auf eine Schrift aufmerksam, welche Schlegel gegen Kotzebue geschrieben: Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten Kotzebue. Sie ist freilich unendlich derb und grob, aber den Witz kann man ihr nicht absprechen.

Lebe wohl. Herzlich umarmen wir euch alle.

Dein

Sch.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 10. Jänner 1801.

Ich begrüße Sie herzlich zum neuen Jahrhundert. Möge es Ihnen alles Gute nachholen, was das verfloſſene ſchuldig blieb. Laſſen Sie uns dasſelbe tätig und fleißig beginnen und noch recht viel darin unternehmen und ausführen.

Für die gute Hoffnungen aus London und aus Bamberg danke ich beſtens. Was Bell betrifft, ſo wäre vielleicht etwas an Büchern von ihm zu bekommen, wenn nämlich ein Teil der Schuld in barem Gelde bezahlt iſt, denn eher müßte man nicht davon reden.

Die Regierung zu Bamberg verdient wirklich ein recht ſchönes Kompliment von uns, weil ſie ſo geſunde und billige Grundſätze, den Nachdruck betreffend, an den Tag legt. Schreiben Sie mir doch den Namen und Titel desjenigen unter den Räten, der dabei am meiſten zu ſagen hat, ſo will ich an ihn ſchreiben und ihm meine Dankſagung machen.

Auf den Vorſchlag des Dr. Vermehren laſſen Sie ſich ja nicht ein. Es iſt durchaus nichts mit ihm, und daß Goethe und ich ihm Zuſagen getan, iſt eine bare Lüge. Vielmehr habe ich es ihm in einer neulichen Unterredung rund abgeſchlagen und ihn von der ganzen Unternehmung abzuſchrecken geſucht. Ich lege Ihnen den Brief bei, den er geſtern an mich geſchrieben.

Außer einem längſt an Unger verſprochenen Almanach, von dem ich Ihnen ſchon öfters geſagt, und den ich dieſes Jahr endlich halten muß, werde ich mich durchaus auf nichts mehr einlaſſen, was nicht dramatiſche Arbeiten ſind, doch hoffe ich, Ihnen zu ihrem Damenkalender dieſes Jahr etwas beitragen zu können.

Von Ihrem Projekt eines Literaturwerks läßt ſich mündlich ein mehreres reden.

Leider iſt Goethe in dieſem Augenblick ſehr krank, und ſeine Aerzte ſind nicht ohne Furcht eines unglücklichen Ausgangs. Auch wenn er für jetzt der Gefahr entrinnt, ſo könnte ihm doch eine

große Schwäche und kränkliche Disposition übrigbleiben, die seine Tätigkeit hemmen würde. Es ist ein katarrhalisches Fieber mit einem heftigen Rotlauf, welches sich ins linke Auge geworfen und mit einem schmerzhaften Krampfhusten verbunden. Der Arzt fürchtet, daß die äußere Entzündung ins Gehirn schlagen oder daß ein Steck- oder Schlagfluß dazukommen könnte. Heut ist der sechste Tag, und ich schreibe Ihnen mit der nächsten Post, wie es um ihn steht.

Inliegenden Brief bitte ich an meine Mutter nach Leonberg zu befördern.

Leben Sie gesund und glücklich mit den Ihrigen. Ihr

Sch.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 13. Jänner 1801.

Du hast vielleicht schon von der schweren Krankheit gehört, welche Goethen befallen und einige Tage in große Gefahr gesetzt hat. Es fing zwar nur wie eine Blatterrose an, aber Krämpfe und ein böser Hals schlugen sich dazu, und Starke, der ihn behandelte, fürchtete, daß eine Hirnentzündung daraus werden könnte. Es ist aber alles seit drei Tagen wieder auf gutem Wege, er läßt dich freundlich grüßen, da er gehört, daß ich an dich schreibe.

Mich selbst hat dieses Ungemach auch auf eine unangenehme Art in meiner Arbeit aufgehalten, ein starker Katarrh kam noch dazu, der mich noch nicht ganz verlassen hat. Ich fürchte diesen und den nächsten Monat, die mir schon dreimal so fatal gewesen sind, und nehme mich deswegen auch sehr in acht.

Sonst ist alles wohl bei uns, meine Frau grüßt herzlich und wünscht bald von euch zu hören.

Dein Sch.

Teile mir doch jetzt, wenn du Zeit hast, deine Bemerkungen über die Maria mit, weil nächstens an dem Druck soll angefangen werden.

An Siegfried Lebrecht Crusius.

Weimar, den 15. Jänner 1801.

Für die übersandten 30 Laubtaler danke ich Ihnen ergebenst. Ich verlasse mich, was den Druck unsres Werkes betrifft, vollkommen auf Ihren Geschmack und Ihre Dispositionen. Eine schwere Krankheit Goethens, die seit 14 Tagen anhält, jetzt aber wieder in Abnahme ist, hat mich in meinen Geschäften eine Zeitlang verhindert und die Absendung des neuen Manuskripts verzögert. Dieses soll aber nun rasch fortgehen, und einstweilen, um den Druck nicht aufzuhalten, sende ich einige Bogen.

Mit vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster

Schiller.

An Georg Göschen.

Weimar, den 15. Jänner 1801.

Sehr spät, mein lieber Freund, erfolgt endlich der Anfang des versprochenen Manuskripts, doch soll es, hoffe ich, noch gerade Zeit genug sein, und die nächsten Sendungen sollen rasch aufeinander folgen.

Haben Sie die Güte, mir den ersten Bogen, der gesetzt ist, eh er abgedruckt wird, sehen zu lassen, ob vielleicht noch etwas dabei zu erinnern sein möchte.

Jetzo ersuche ich Sie um das dritte Stück der neuen Thalia und um die erste Fortsetzung meines Kalenders vom Dreißigjährigen Kriege.

Alles Erfreuliche wünschen wir Ihnen und den Ihrigen zum neuen Jahr und Jahrhundert.

Ihr aufrichtig ergebener

Schiller.

An Wilhelm Reinwald.

Weimar, den 20. Januar 1801.

Lieber Bruder und Schweſter,

Da Herr Föhr ſo gütig iſt, ein Paketchen an euch mitnehmen zu wollen, ſo will ich dieſe Gelegenheit nicht verſäumen, einige Bücher, die ſchon längſt zum Abſenden dagelegen, an den lieben Bruder zu befördern und euch unſre herzlichen Grüße nebſt beſten Wünſchen zum neuen Säkulum zu übermachen. Wir haben mit Freude vernommen, daß ihr euch wohl befindet, und können auch ein Gleiches von uns berichten. Unſre kleine Karoline, die den ganzen vorigen Herbſt von einem Ausſchlag geplagt geweſen, hat ſich ſeit einigen Monaten recht ſchön erholt und fängt nun eben an zu ſprechen und zu gehen. Karl und Ernſt ſind auch wohl, und der erſtere lernt ſchon fleißig.

Von der lieben Mutter aus Leonberg habe ich recht gute Nachrichten, ſie iſt geſund und hat zu den jetzigen ſchlimmen Zeiten im Vaterland vielen guten Mut. Sie will bald wieder zur Louiſe ziehen, die, wie ich höre, nun auch wieder ganz wohl iſt.

Ihr habt unterdeſſen in Meinungen viele Freude erlebt und vermutlich auch mitgemacht, des neugebornen Prinzen wegen; auch wir haben hier mit großem Anteil davon gehört und wünſchen, daß er leben und die frohen Hoffnungen erfüllen möge, womit er in der Welt empfangen worden iſt.

Herzlich grüßen wir euch. Euer

treuer Bruder

Schiller.

An Georg Göſchen.

Weimar, den 21. Jänner 1801.

Meine Frau dankt Ihnen aufs freundlichſte für Ihr angenehmes Geſchenk, lieber Freund. Es macht uns großes Vergnügen, die Iffländiſche Stücke zu beſitzen, denen ihr herzlicher nnd ſittlicher Geiſt und deutſche Schlichtheit einen bleibenden Wert verſichert.

Vom Wallenstein hätte ich Ihrer lieben Jette gern ein feines Exemplar bestimmt, wenn nur noch eins zu haben wäre. Nehmen Sie einstweilen mit diesem gewöhnlichen vorlieb und senden mir mit Gelegenheit die in Händen habenden Bogen zurück.

Vom Karlos erfolgt hier neues Manuskript. Da ich möglicherweise hie und da einen Schreibfehler des Kopisten übersehen haben könnte, so bitte ich, dem Korrektor eine strenge Wachsamkeit zu empfehlen.

Gebe uns der Himmel Frieden, so werden wir frohen Tagen entgegensehen.

Ganz der Ihrige

S.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 6. Februar 1801.

Goethe ist wiederhergestellt und befindet sich recht wohl. Seine gute Natur und die Geschicklichkeit des Dr. Starke, seines Arztes, haben ihn gerettet.

Ich versäume keine Zeit, Ihren Brief wegen der Londner Angelegenheit zu beantworten. Mellish muß noch kein Wort aus England erfahren haben, denn er erwartete längst die fertig gedruckte Maria, so wie auch ich sie erwartete. Ich kann Ihnen in dieser Sache nicht raten, lieber Freund. Nach meiner Ueberzeugung müßten Sie den Druck ohne alles Bedenken fortsetzen; denn die Einwendungen gegen die Maria gründen sich sichtbar teils auf Unwissenheit, teils auf niedrige Kabale. Der gute Hüttner, den ich für einen ehrlichen Mann halte, hat selbst kein Urteil und hat sich von gemeinen krämermäßig denkenden Buchhändlern und den soi-disant-Gelehrten, welche diese an der Hand haben, ins Bockshorn jagen lassen. Wie könnte Ihnen Geisweiler die Proposition machen, die er Ihnen tat, wenn das Manuskript nicht zu brauchen wäre? Und ein gebildeter gelehrter Engländer, der erst seit wenigen Jahren in Deutschland ist, der alle neue und alte klassische Literatur aus dem Grunde kennt, sollte seine

Mutterſprache nicht ſchreiben können, Er, der mir ſelbſt die ſchändlichſten Ueberſetzungsfehler in den Piccolominis, die Coleridge überſetzte, nachgewieſen hat? Und welche abgeſchmackte Meinung, daß es dem Werk zum Präjudiz gereichen könnte, daß es von einem Engländer in Deutſchland überſetzt iſt, der unter des Verfaſſers Augen gearbeitet hat. Wenn ich zum Beiſpiel ein engliſches Werk in England überſetzt, würde man meine Ueberſetzung darum in Deutſchland nicht leſen? Und wie ſollte es ein Vorurteil gegen das Werk erregen, wenn in der Vorrede geſagt wird, daß man es einem engliſchen Theater angeboten und keine Antwort erhalten? Man hat ja das Manuſkript nicht hingeſchickt, ſondern nur angefragt, ob man dasſelbe anſehen wolle, und Herr Sheridan, denn an dieſen iſt geſchrieben worden, kann ja ein Werk nicht verurteilen, das er nicht zu Geſichte bekam, und das er wahrſcheinlich darum nicht kaufen wollte, weil er es nach der Herausgabe umſonſt haben konnte. Sie ſehen aus dieſem, wie ſeicht von den Herren, denen wir unſere Sache in London übergeben haben, räſonniert wird. Mir tut in der Tat leid, daß durch dieſe Trakaſſerien eine gute Spekulation ganz zugrunde geht, und der Erfolg wird Ihnen in wenigen Jahren zeigen, daß wir mit der Maria Stuart ein anſehnliches Glück in England hätten machen können. Wenn Sie dem Herrn v. Melliſch die Sache ſchreiben, wie ſie iſt und ihm das Manuſkript zurückgeben, ſo wird er auf kein Honorar dringen; die abgedruckten Bogen rate ich, einſtweilen nur liegen zu laſſen, denn es könnte leicht geſchehen, daß man das Werk doch zu Ende druckte, ſobald man das Urteil eines ſachkundigen engelländiſchen Gelehrten über den Wert der Ueberſetzung eingezogen. Sollte aber das Gedruckte Makulatur bleiben, ſo trage ich, als die unſchuldige Veranlaſſung des Verluſtes, recht gern die Hälfte desſelben mit Ihnen; übrigens finde ich es ſonderbar von Hüttnern, daß er den Druck des Werks ſoweit hat kommen laſſen, da er doch ſoviel Uebles von der Ueberſetzung hörte. Machen Sie ihm mit dieſem Werk doch ja keine Mühe mehr, da er ſoviele ſchon damit

gehabt hat. In Geisweilers Vorschlag würden Mellisch und ich nie willigen, weil wir zu erwarten hätten, daß eine fremde grobe Hand das Werk verpfuschte.

Nun bitte ich Sie, werter Freund, Mellischen bald von der Sache Nachricht zu geben und das Manuskript zurückkommen zu lassen.

Diese leidige Geschichte hat mich so verdrießlich gemacht, daß ich lieber den ganzen Verlust tragen, als mich noch einmal darüber explizieren möchte. Die deutsche Maria soll uns, wie ich hoffe, über diesen Fehlschlag der englischen Spekulation trösten; leid sollte mirs wenigstens tun, wenn Sie nur einen Augenblick Ihre Freude an diesem Verlag verlören, den Ihnen zwei andere Buchhandlungen gern entrissen hätten.

Leben Sie recht wohl, lieber Freund. Ihrer lieben Frau die besten Grüße von unserm Hause. Ganz der Ihrige

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

[Weimar, den 9. Februar 1801.]

Ich sage Ihnen schriftlich guten Abend, weil ich eines starken Schnupfens und einer schlecht zugebrachten Nacht wegen übel daran bin und mich zu Hause halten muß. Heute nacht habe ich gefürchtet krank zu werden, weil ich Frost und Hitze spürte, bin aber doch den ganzen Tag von Fieberbewegungen frei und hoffe, daß es gar nichts auf sich hat.

Mögen Sie sich immer mehr und mehr erholen und das Manuskript von Faust auf Ihrem Tische nicht müßig liegen!

Schlafen Sie recht wohl. Ich hoffe, Sie morgen zu sehen.

S.

An Wolfgang von Goethe.

[Weimar, den 11. Februar 1801.]

Ich habe Ihnen von meiner Jungfrau schon soviel einzelnes Zerstreutes verraten, daß ich es fürs Beste halte, Sie mit dem

Ganzen in der Ordnung bekanntzumachen. Auch brauche ich jetzt einen gewiſſen Sporn, um mit friſcher Tätigkeit bis zum Ziel zu gelangen. Drei Akte ſind in Ordnung geſchrieben; wenn Sie Luſt haben, ſie heute zu hören, ſo werde ich um ſechs Uhr mich einfinden. Oder wollen Sie ſelbſt Ihr Zimmer wieder einmal verlaſſen, ſo kommen Sie zu uns und bleiben zum Abendeſſen. Dies würde uns viele Freude machen, und ich ſelbſt wagte weniger, wenn ich nach der Erhitzung eines zweiſtündigen Leſens mich nicht der Luft auszuſetzen brauchte. Wenn Sie kommen wollen, ſo haben Sie die Güte, es Meiern auch zu ſagen, doch daß er vor 8 Uhr nicht kommt.

S.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 26. Februar (?) 1801.

Ich zweifle, ob ich mit meinen Depeſchen nach Leipzig und nach Berlin, die ich für heut abend und morgen früh zu expedieren habe, noch zeitig genug fertig werde, um Sie heute noch zu ſehen. Es iſt jetzt eine fatale Zeit für mich, wo ſich dieſe Geſchäfte ganz unvernünftig zuſammenhäufen, ich habe ſchon drei Tage nicht an meine Tragödie kommen können.

Morgen habe ich wieder für acht Tage Raſt, und hoffe, Sie dann morgen auf den Abend zu ſehen.

S.

An Georg Göſchen.

Weimar, den 26. Februar 1801.

Verzeihen Sie, mein werteſter Freund, die verſpätete Abſendung des Manuſkripts; da ich noch keinen gedruckten Bogen erhalten, ſo glaubte ich, daß an dem Druck noch nicht angefangen wäre. Binnen fünf Tagen ſoll der ganze Reſt in Ihren Händen ſein.

Die ordinäre Edition nimmt ſich recht ſchicklich und zierlich aus, da es einmal Klein-Oktav ſein ſollte; ſonſt leugne ich nicht,

daß ich für größere Formate bin, wo man mit Einem Blick mehr Text überſehen kann. Wenn es irgend möglich, ſo laſſen Sie den Setzer künftig die Verſe nicht mehr brechen, ſondern lieber die Worte näher aneinanderhängen.

Die ſchöne Ausgabe überlaſſe ich gänzlich Ihrem Geſchmack. Der Probebogen, ſo wie er iſt, nimmt ſich ſchon ſehr gut aus, und obgleich die größere Bourgis-Schrift ein prächtigeres Anſehn hat, ſo hat die kleine, welche hier gewählt worden, doch eine außerordentliche Zierlichkeit, daß ich ſie ungern aufgebe.

Auf engliſchen Werken, wie ich Ihnen hier beilege, ſind die Namen der Perſonen über dem Text gewöhnlich mit Kapital-Buchſtaben und die Handlung uſw. mit Kurſivſchrift. Vielleicht würde das Nachahmung verdienen, doch ſchreibe ich Ihnen gar nichts vor, denn es iſt Ihre Kunſt und nicht die meinige.

Gerne, lieber Freund, wollte ich Ihren Wunſch wegen des Gedichts erfüllen, wenn ich nicht eine ähnliche Propoſition von Cotta ſchon dreimal abgeſchlagen hätte. Auch fürchte ich, werden wir Deutſche eine ſo ſchändliche Rolle in dieſem Frieden ſpielen, daß ſich die Ode unter den Händen des Poeten in eine Satire auf das deutſche Reich verwandeln müßte.

Einen kompletten Wallenſtein will ich ſenden. Einſtweilen bitte ich Ihre liebe Frau, der wir uns beſtens empfehlen, beiliegenden erſten Band meiner Gedichte in ihre Bibliothek aufzuſtellen.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Schiller.

Verte.

Ich gebe Ihnen zu bedenken, ob es nicht vielleicht beſſer ausſehen wird, bei der guten Edition jeden Vers mit einem großen Buchſtaben anzufangen. Die allgemeine Gewohnheit iſt dafür.

Ferner überlaſſe ich Ihrem Urteil, ob man nicht das Kurial in den Reden abſchaffen und die Worte: Sie, Ihnen, Ihr, Euch uſw., wenn von einer Perſon geſprochen wird, nicht mit großen Buchſtaben anzufangen, es ſtört ſo ſehr im Leſen und ſieht auch ſteif und förmlich aus.

An Friedrich Unger.

Weimar, den 5. März 1801.

Soeben bin ich im Begriff, auf vier Wochen nach Jena zu reiſen, um dort in der Stille meines Gartenhauſes meine Tragödie zu vollenden, weil Zerſtreungen und Tumult mich hier in Weimar zu ſehr verfolgen.

Binnen drei Wochen erhalten Sie vor der Hand die erſte Hälfte meines Stücks und folglich auch das Geheimnis. Haben Sie recht vielen Dank, mein hochgeſchätzter Freund, daß Sie die Güte für mich gehabt haben, mir meinen kleinen Spaß zu laſſen und den Termin, den ich mir ausbat, abzuwarten. Was die Kupfer betrifft, ſo haben mich alle hieſigen Künſtler, die ich fragte, verſichert, daß binnen zwei Monaten alles geleiſtet werden könnte. Die Künſtler zu Berlin werden alſo wohl auch zu rechter Zeit fertig werden können.

Wenn Sie in den nächſten drei Wochen an mich ſchreiben, ſo bitte ich, den Brief direkt nach Jena zu adreſſieren. Ihr ganz ergebener

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 5. März 1801.

Eben bin ich im Begriff auf einige Wochen nach Jena abzureiſen, um dort in der Stille meines Gartenhauſes mich zu Beendigung meiner Arbeit zu ſammeln. Du haſt ſchon einmal in einem deiner Briefe ſehr richtig bemerkt, daß ich hier mehr Zeit verliere als in Jena. Ich habe dies ſehr erfahren und da außerdem eine ſehr unruhige Straße, worin wir wohnen, und ein geräuſchvolles Haus mich im Arbeiten ſtören, ſo muß ich fliehen, um in Ruhe zu ſein. Wenn ich recht fleißig und in der Stimmung glücklich bin, ſo denke ich mit Anfang Aprils ziemlich fertig zu ſein; bis dahin iſt freilich noch viel zu tun. Ich habe mich dieſen Winter recht glücklich durchgeſchlagen und auch

meine Frau und die Kinder. Mit Sehnsucht erwarte ich nun das Frühjahr, um wieder recht in der Luft zu leben.

Eine verbesserte Ausgabe meines Karlos und meiner niederländischen Geschichte haben mir, neben der letzten Durchsicht des Macbeth und der Maria viele kleine Geschäfte gemacht und von meiner neuen Arbeit abgezogen, die sonst fertig sein könnte. Deine Bemerkung über Maria habe ich genutzt, du hast mich diesmal leicht entschlüpfen lassen.

Schreibe doch bald, wie es mit euch steht. Herzlich umarmen wir euch. Von Jena aus schreibe ich dir ein mehreres.

Dein Sch.

An Georg Göschen.

Weimar, den 5. März 1801.

Ich finde soeben zu meinem großen Schrecken eine Lage Manuskript, welches bei einer der vorhergegangenen Sendungen einzupacken vergessen worden, es folgt unmittelbar nach der Szene zwischen Karlos und Posa im Karthäuserkloster und fängt den dritten Akt an. Hoffentlich hat entweder der Setzer oder der Korrektor das Versehen bemerkt und der Druck ist nicht fortgesetzt worden, denn sonst wären gegen drei Bogen umzudrucken. Haben Sie die Güte, lieber Freund, mich in ein paar Zeilen darüber zu beruhigen.

Ich reise in einigen Stunden von hier ab nach Jena, wo ich mehrere Wochen zu bleiben denke, und bitte Sie daher, Ihren Brief unmittelbar dahin zu adressieren.

Von dort aus erhalten Sie auch den Rest des Manuskripts.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 10. März 1801.

In Rücksicht auf die Preisfrage kann ich Ihnen noch nicht viel Brauchbares mitteilen. Das einzige gebe ich Ihnen zu

bedenken, ob man die Frage nicht ganz aus dem Gebiet der Geſchichte hinweg in das Gebiet der Anthropologie verlegen ſollte, wobei man einer ungeheuren Moles loswürde, die noch dazu nicht viel hilft, denn die Geſchichte iſt für den philoſophiſchen Gebrauch zu unzuverläſſig und empiriſch. Für die Sache ſelbſt iſt es, deucht mir, ganz gleichgültig, ob die Unterſuchung nach der Länge oder nach der Breite angeſtellt wird. Denn wenn man, wie Sie ſelbſt meinen, den Naturzuſtand zur Baſis macht, ſo iſt man gleich gut bedient, man mag nun das Ganze der Gegenwart anthropologiſch anſehen oder die verſchiedenen Erſcheinungen des Menſchen rückwärts in der Geſchichte aufſuchen, der Menſch iſt in jeder Zeit ganz zu finden.

Ich erwarte, in Ihrem nächſten Brief noch beſtimmter zu hören, wie ich die Frage eigentlich faſſen und ausſprechen ſoll, um mit unſern Philoſophen darüber umſtändlicher zu konferieren.

Ich habe dieſe bis jetzt noch nicht viel zum Geſpräch bringen können, wenn die Ferien angehen, wird es, hoffe ich, beſſer damit gehen, weil ſich jetzt am Ende der Kollegien die Arbeiten häufen. Schelling will eine Deduktion der verſchiedenen Kunſtgattungen a priori liefern, worauf ich begierig bin.

Was mein eigenes Tun betrifft, ſo kann ich noch nicht viel Gutes davon ſagen. Die Schwierigkeiten meines jetzigen Penſums ſpannen mir den Kopf noch zu ſehr an, dazu kommt die Furcht, nicht zu rechter Zeit fertig zu werden; ich hetze und ängſtige mich und es will nicht recht damit fort. Wenn ich dieſe pathologiſchen Einflüſſe nicht bald überwinde, ſo fürchte ich, mutlos zu werden.

Vielleicht ſind Sie mitten unter Ihren weimariſchen Zerſtreuungen produktiver, als ich in meiner Einſamkeit, welches ich Ihnen herzlich wünſche.

Die Tage ſind heiter und ich genieße ſie in meinem Garten.

Leben Sie recht wohl. Ich hoffe, das nächſtemal Sie beſſer zu unterhalten.

Sch.

An Charlotte Schiller.

Jena, den 10. März 1801.

Ich verſetze mich in meiner einſamen Stube zu euch hin, meine Lieben, und wünſche, einige Stunden unter euch verleben zu können. Ruhig genug iſt es um mich her, aber in dieſen erſten Tagen, wo ich Beſuche zu geben und zu empfangen hatte, habe ich die abſolute Einſamkeit, die mir not tut, noch nicht recht finden können. Auch iſt mein Geiſt von der Schwürigkeit meiner jetzigen Arbeit noch zu ſehr angeſpannt, ich hetze und ängſtige mich und komme dadurch nicht weiter. Wenn es nicht bald beſſer vorwärtsgeht, ſo verliere ich meine Zeit vergebens.

Ich habe die Grießbachs und Loders beſucht; Paulus und Hufeland habe ich vorgeſtern in einem Kränzchen bei Niethammers geſehen. Dieſe letztern haben mich abends ſchon etlichemal beſucht und wir haben geſpielt. Bei Niethammern habe ich auch ein neues Getränk kennen lernen, das eine Art von Punſch iſt, und mir noch beſſer ſchmeckt, es wird aus Portwein, Zitronen, Zucker und Muskatnuß warm bereitet und iſt für den Magen konfortabel.

Uebrigens befinde ich mich wohl und habe mich geſtern und heute des angenehmen Wetters ſehr gefreut.

Grüße die Kinder und ſage der Frau und Chriſtel was Schönes von mir. Ich ſehne mich nach Nachrichten von euch, und umarme dich herzlich.

Sch.

An Charlotte Schiller.

Jena, den 13. März 1801.

Ich danke dir, liebe Maus, daß du mir ſo fleißig und ausführlich Nachricht von euch gibſt, und daß alles ſo gut bei euch ſteht, freut mich herzlich. Die Klätſchereien in W. über die Thekla kommen mir hier in meiner Abgeſchiedenheit doppelt lächerlich vor; an Ort und Stelle würden ſie mich wahrſchein-

lich mehr ärgerlich machen. Uebrigens ist ein Wort genug, die Herzogin in Ansehung meiner zufriedenzustellen, und ich will diese einzige Rache an dem Hofkammerrat Kirms nehmen, daß er selbst das, was man gegen mich gesagt, widerrufen muß. Nicht ohne Absicht habe ich das Theaterexemplar vom Wallenstein zurückbehalten, es liegt in meiner Stube in W. und der Wallenstein kann ohne dasselbe nicht gespielt werden. Dieses Exemplar liefre ich nur unter der Bedingung aus, daß Kirms schriftlich erklärt, die Thekla wäre gegen meinen Willen der Jagemann genommen und der Voß zugeteilt worden, wie es sich auch in der Tat verhält. Nächste Woche werde ich auch ausdrücklich deswegen an die Herzogin schreiben.

Sei so gut, beiliegende Korrektur sogleich an Gaedike zu schicken. Schicke mir auch mit nächster Gelegenheit einige frische, aber gut konditionierte Hemden.

Ich befinde mich wohl und es geht auch besser mit der Arbeit. Zerstreuungen kann ich freilich nicht ganz verhindern, fast alle Abende gibt es irgendeine Einladung und heute mittag mußte ich mit den Herren von Ziegesar, Grießbach und dem Geheimen Rat Hufeland bei Loder zu Mittag essen. Die Lodern hat mir versprochen, dich morgen in der Komödie zu sehen und dir meinen Gruß zu überbringen.

Lebe wohl, küsse die Kinder und grüße die Frau und die Christel von mir.

Sch.

P. S. Das Paket an Gaedike hat der Postillon bei mir abgeholt.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 13. März 1801.

Die Schilderung, die Sie von Hartmann machen, läßt mich recht bedauern, daß man ihn in die wilde Welt muß hingehen sehen, ohne sich einer so guten Akquisition für das Rechte ganz versichern zu können; denn wie nahe man einander auch in einem

ernſtlichen Umgang von einigen Tagen oder Wochen kommen kann, ſo kann einen doch nur eine ſtetige Fort- und Wechſelwirkung im Einverſtändnis erhalten.

Schade iſt's, was die Kunſtkritik in den Propyläen betrifft, daß man die Stimme ſo ſelten erheben kann und einen Eindruck, den man gemacht, nicht ſo ſchnell wieder durch einen neuen zu ſekundieren Zeit hat. Es würde ſonſt gewiß gelingen, die Künſtler und Kunſtgenoſſen aus ihrer faulen Ruhe zu reißen, ſchon der Unwille über unſre Urteile verbürgt mir dies. Daher wollen wir es ja im nächſten Falle recht viel weiter treiben, und Meier muß uns in den Stand ſetzen, den Schaden ſpezialiter zu treffen und die falſchen Maximen recht im einzelnen anzugreifen.

Von dem Stück, das Sie mir zugeſendet, iſt nichts Gutes zu ſagen; es iſt abermals ein Beleg, wie ſich die hohlſten Köpfe können einfallen laſſen, etwas Scheinbares zu produzieren, wenn die Literatur auf einer gewiſſen Höhe iſt und eine Phraſeologie ſich daraus ziehen läßt. Dieſes Werk in specie iſt doppelt miſerable, weil es gegen den Gerſtenbergiſchen Ugolino ein ungeheurer Rückſchritt iſt, denn dieſe Tragödie, welche Sie vielleicht nicht kennen, hat ſehr ſchöne Motive, viel wahres Pathos und wirklich Genialiſches, obgleich ſie kein Werk des guten Geſchmacks iſt. Man könnte verſucht ſein, ſich derſelben zu bedienen, um die Idee der Tragödie daran aufzuklären, weil wirklich die höchſten Fragen darin zur Sprache kommen.

Ich habe dieſen Mittag mit Ziegeſar und andern bei Lodern eſſen müſſen und bin dieſen Abend zu einem Kränzchen eingeladen. Die Abende gehen meiſtenteils in Geſellſchaft hin und ich kann eher über zu viel Zerſtreuung als über zu wenige Unterhaltung klagen.

Doch geht es mit meiner Arbeit beſſer, ich habe auch wieder mehr Mut und ſehe etwas entſtehen.

Leben Sie recht wohl. Viele Grüße an Meiern.

Sch.

An Charlotte Schiller.

Jena, den 16. März 1801.

Ich bin in den letzten drei Tagen ganz ungestört geblieben und dadurch auch in meiner Arbeit gefördert worden. Gegen das Tumultarische in Weimar ist mein Aufenthalt im Garten doch ohne Vergleich ruhiger und der Arbeit günstiger. Ich denke, den Rest meines Stücks hier noch im groben durchzuarbeiten, daß dasjenige, was zur Erfindung gehört, fertig ist, ehe ich nach Weimar zurückkomme; denn ausarbeiten und in Ordnung bringen geht dort eher an, aber zum Schaffen gehört absolute Ruhe. Bis zum Osterfest könnte also wohl mein Aufenthalt hier noch dauren, unterdessen komme ich einmal hinüber oder sehe euch hier, wie es dir am liebsten ist.

Eine Frühlingskur wird dir recht gut tun, und ich will dir am nächsten Botentag Starks Meinung schreiben, den ich morgen oder übermorgen besuchen will.

Arbeite deine Geschichte nur mit dem möglichsten Fleiße aus, daß sie schon eine Gestalt hat, wenn du sie mir mitteilst. Sie gibt uns dann eher Gelegenheit, das Wesentliche, worauf es ankommt, zur Sprache zu bringen und über die Grundsätze, nach denen verfahren werden muß, in Ordnung zu kommen.

Von Kant existiert keine Schrift unter dem Titel „Die Erscheinungen", aber eine andere: „Träume eines Geistersehers". Wenn du diese meinst, so will ich sie zu bekommen suchen, es wird sie aber schwerlich jemand hier haben, Reinhold, weiß ich, war der einzige.

Meinen Brief an die Herzogin unterlasse ich recht gern. Sie wird zwar immer etwas böse auf mich sein, daß ich sie wenigstens unschuldig veranlaßt habe, sich in die Sache zu mischen, ohne des Erfolgs gewiß zu sein; aber das vergißt sich bis zu meiner Wiedererscheinung im Komödienhause.

Eben ſchickt mir Kirms einen Expreſſen wegen dem Wallenſtein. Du kannſt ihm das Theatermanuſkript, welches in meiner Stube liegt, ausliefern.

In Stuttgart werden Kapitalien zu fünf Prozent von der Landſchaft aufgenommen. Ueber das Geld iſt völlige Sicherheit, weil die Landſchaft durch das Land ſelbſt garantiert iſt. Man muß aber binnen vier Wochen das Geld hinſchaffen. Da die Chère Mère, wie ich weiß, ihr Geld nur zu vier Prozent ſtehen hat, ſo wäre bei einer großen Summe kein unbeträchtlicher Gewinn zu machen, auf jedes Zehentauſend hundert Taler mehr. Schreibe ihr das doch, und wenn ſie Luſt hat, auch ihre Kapitalien ſchnell zurückgezahlt bekommen kann, ſo ſoll ſie unverzüglich an mich hieher ſchreiben.

Lebewohl, liebe Maus, umarme die lieben Kinder, grüße die Chriſtel und die Frau.

Sch.

An Leopold von Seckendorff.

Jena, den 16. März 1801.

Verzeihen Sie mein ſpätes Schreiben, teurer Freund, ich wußte aber in der bewußten Sache nicht leicht Rat zu finden.

Nach der reifſten Ueberlegung muß ich Ihnen aber doch von der Fortſetzung des Werks, wenigſtens unter der alten Geſtalt, abraten, denn daß die erſte Lieferung, die noch dazu durch Goethens bedeutenden Beitrag vorzüglich iſt, nicht einmal recht in den Buchhandel kam, iſt ein ſchlimmer Umſtand, der jeden Buchhändler abſchrecken wird.

Cotta kann ich nicht gut dazu auffordern, weil ich ihm ſchon vor einem Jahr in einer weitläufigen Deduktion bewieſen habe, daß er ſich auf nicht zu viele Werke repandieren ſolle, er würde mir alſo mein eigenes Räſonnement entgegenhalten und mich zum Schweigen bringen.

Hier in Jena habe ich bei Fromman angeklopft, er hat aber keine Luſt bezeugt.

Ich berufe mich nochmals auf alle die Vorstellungen und Bedenken, die ich Ihnen vor der Herausgabe des ersten Stücks schon gemacht zu haben mich erinnere, und die jetzt durch Ihre Ortsveränderung und durch den wenigen Sukzeß des ersten Stücks eine neue Kraft erhalten.

Möchten Sie übrigens nur Mittel finden, länger in Weimar zu bleiben, so würde sich schon noch ein literarisches Unternehmen ausführen lassen. Ihre Abreise würde ich sehr bedauern und noch immer hoffe ich, daß es nicht dazu kommen werde.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 16. März 1801.

Es geht mir hier noch immer ganz ordentlich und mit jedem Tag geschieht etwas. Ich denke, solange als ich über meinen Garten noch disponieren kann, welches bis Ostern sein wird, noch hier zu bleiben und in dieser Zeit die rohe Anlage des ganzen Stücks vollends hinzuwerfen, daß mir in Weimar nur noch die Rundung und Polierung übrigbleibt.

Hier hat uns die Philosophische Fakultät auf ihre Kosten Stoff zu einer lustigen Unterhaltung gegeben. Friedrich Schlegel mußte disputieren, und um ihn zu drücken, haben die Herren Ulrich, Heinrich, Hennings usw. ein altes, ganz außer Kurs gekommenes Gesetz, ihm selbst die Opponenten zu setzen, welche seit undenklicher Zeit von den Disputierenden selbst gewählt wurden, zu setzen. Auf den guten Rat einiger Freunde hat sich Schlegel dieser Schikane ohne Widerspruch unterzogen und den einen dieser offiziell gesetzten Opponenten, der sich bescheidener betrug, ganz gut behandelt; der andere aber, ein Professor Augusti, ein nach aller Urteil ganz erbärmliches Subjekt, welches von Gotha her empfohlen worden, hat den Disputierakt mit Beleidigungen und Anzüglichkeiten angefangen und sich zugleich so

unverſchämt und ſo ungeſchickt betragen, daß Schlegel ihm auch eins verſetzen mußte. Ulrich, der als Dekan zugegen war und alle dieſe groben Angriffe des Gegners paſſieren ließ, relevierte mit Feierlichkeiten einige Repliken von Schlegeln, dieſer blieb ihm nichts ſchuldig, er hat die Lacher auf ſeiner Seite und es gab ſkandalöſe Szenen. Nach der allgemeinen Erzählung aber ſoll ſich Schlegel mit vieler Mäßigung und Anſtändigkeit betragen haben, und man vermutet, daß dieſer Handel ſeinen als Dozent ſchon ſehr geſunkenen Kredit wieder heben werde.

Von Madame Veit iſt ein Roman herausgekommen, den ich Ihnen mitteilen will, der Kurioſität wegen ſehen Sie ihn an. Sie werden darin auch die Geſpenſter alter Bekannter ſpuken ſehen. Indeſſen hat mir dieſer Roman, der eine ſeltſame Fratze iſt, doch eine beſſere Vorſtellung von der Verfaſſerin gegeben, und er iſt ein neuer Beweis, wie weit die Dilettanterei wenigſtens in dem Mechaniſch und in der hohlen Form kommen kann. Das Buch erbitte ich mir zurück, ſobald Sie es geleſen.

Die Aufgabe zu einem Gemälde an Hartmann hat mich überraſcht, aber ſie hat auf den erſten Blick etwas recht Intereſſantes und Einladendes. Ohne ſich ſelbſt das Rätſel zu löſen, fühlt man, daß es von einem geiſtreichen Einfall abhängt, ob der Gegenſtand glücklich oder refraktär iſt. Eine vollkommene Selbſtändigkeit des Gemäldes iſt wohl nicht zu erwarten, aber es iſt ſchon viel, wenn es auf den bloßen Anblick, ohne den Schlüſſel, gleich intereſſant und auffordernd iſt, und ſich, ſobald man den Schlüſſel erhält, rein und vollſtändig auflöſt.

Viel Glück zu den Fortſchritten im Fauſt, auf den die hieſigen Philoſophen ganz unausſprechlich geſpannt ſind.

Leben Sie recht wohl, an Meiern viele Grüße.

Sch.

Die Beilagen bitte gehorſamſt, gleich übergeben zu laſſen.

An Charlotte Schiller.

Jena, den 20. März 1801.

Es ſoll mir recht angenehm ſein, den Vetter zu ſehen, und da ihm vermutlich an Jena nicht viel gelegen iſt, ſo will ich etwa auf den Montag hinüberkommen. Kämet ihr aber gerne hieher, ſo iſt es mir nur deſto lieber, und ich gewinne die Zeit des Hin- und Herfahrens für meine Arbeit. Laß mich mit dem Botenmädchen wiſſen, wie du es halten willſt.

Der immerwährende und heftige Wind hat mich ſchon vier Tage am Ausgehen verhindert, ich habe daher noch Starken nicht geſehen. Wenn ich morgen nicht ausgehen kann, ſo will ich ihn zu mir herbitten und wegen deiner mit ihm reden.

Sonſt befinde ich mich hier ganz wohl, ich habe in den vierzehn Tagen, die ich nun hier bin, alle Nächte gut geſchlafen und bin zu rechter Zeit aufgeſtanden.

Griesbachs habe ich ſeit zwölf Tagen nicht geſehen; dieſen Abend bin ich zu einem Konzert bei Hufeland eingeladen, wo der Don Juan geſungen werden ſoll. Niethammers beſuchen mich die Abende öfters und ſind ſehr gefällig. Sonſt habe ich wenig Zerſtreuungen und würde in meiner Arbeit weit kommen, wenn die gute Stimmung immer da wäre. Indes geſchieht jeden Tag etwas, und endlich gelangt man doch zum Ziel. Lebewohl, ich umarme euch von Herzen. Grüße den Vetter, die Chriſtel und Karolinen.

Dein

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 20. März 1801.

Die mitgeteilten Novitäten folgen hier mit meinem beſten Danke zurück.

Dieſes Adraſtea iſt ein bitterböſes Werk, das mir wenig Freude gemacht hat. Der Gedanke an ſich war nicht übel, das verfloſſene

Jahrhundert, in etwa einem Dutzend reich ausgestatteten Heften, vorüberzuführen, aber das hätte einen andern Führer erfodert und die Tiere mit Flügeln und Klauen, die das Werk ziehen, können bloß die Flüchtigkeit der Arbeit und die Feindseligkeit der Maximen bedeuten. Herder verfällt wirklich zusehends und man möchte sich zuweilen im Ernst fragen, ob einer, der sich jetzt so unendlich trivial, schwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich gewesen sein kann. Es sind Ansichten in dem Buch, die man im Reichsanzeiger zu finden gewohnt ist; und dieses erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignorieren oder hämische Vergleichungen anzustellen!

Und was sagen Sie zu der Aeonis? Haben Sie hier eine feste Gestalt gepackt? Ich gestehe, daß ich nicht recht weiß, wovon die Rede ist; wovon die Rede sein soll, sieht man wohl. Indessen ist es gut, daß der Dünkel und der Widerspruchsgeist den Verfasser in die Arena herausgelockt haben, um in Nachahmung Ihres Vorbildes seine Schwäche und Ungeschicklichkeit an den Tag zu legen. Was an dem Stücke gut ist, die Aufstellung zweier Hauptfiguren als ein Gegensatz, der sich auflöst, und die Begleitung derselben mit allegorischen Nebenfiguren, dies ist Ihnen abgeborgt, und mit der eignen Erfindung beginnt die Pfuscherei.

Die Erzählung von Tressan hat mir in meiner Einsamkeit Vergnügen gemacht. Von den Ritterromanen, die er bearbeitet hat, ist zwar in ihn selbst wenig mehr übergegangen als eine gewisse moralische Reinheit und Delikatesse, statt der Natürlichkeit der Gefühle findet man nur den Kanzleistil derselben und alles ist auf einen sentimentalen Effekt berechnet, aber eine gewisse Einfachheit in der Anlage und eine Geschicklichkeit in der Anordnung befriedigt und erfreut.

Den Ugolino können Sie auf keinen Fall brauchen. Es ist nichts damit zu tun, als ihn an den Herrn D. Gries aus Hamburg, der sich noch hier aufhält, so schnell als möglich zurückzugeben.

Der unaufhörliche Wind, dem ich auch bei verſchloſſenen Zimmern nicht entweichen kann, macht mir meinen Aufenthalt im Garten oft läſtig und hindert mich auch am Ausgehen, weil er mir die Bruſt angreift.

Indeſſen rückt doch die Arbeit immer fort, obgleich nicht mit ſchnellen Schritten.

Leben Sie recht wohl, Meiern viele Grüße.

S.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 24. März 1801.

Ich ſchreibe Ihnen nur ein paar Zeilen, um das Botenmädchen nicht leer abgehen zu laſſen; denn eben, da ich mich zum Schreiben niederſetze, kommen meine zwei Philoſophen ins Zimmer. Vorgeſtern hatte ich Beſuch von meiner Frau mit den Kindern und meinem Jung-Vetter, der Adjutant bei der holländiſch-franzöſiſchen Armee iſt. Er hat mir für einen blutjungen Militär, der viele Jahre dieſes Krieges mitgemacht hat, ſehr geſittet und einfach-beſcheiden geſchienen.

Mit der Arbeit geht es ganz ordentlich, doch fürchte ich, wird mich das lange Zögern der guten Jahreszeit und der ewige Wind binnen acht Tagen von hier wegtreiben.

Der vorletzte Akt, den ich hier angefangen und fertig mitzubringen hoffe, iſt die Ausbeute meines Hierſeins.

Leben Sie recht wohl. Viele Grüße an Meiern.

Sch.

An Charlotte Schiller.

Jena, den 24. März 1801.

Ich hoffe, daß meine Lieben vorgeſtern glücklich heimgekommen ſind, trotz dem Sturm, der ſich gleich hinter euch aufmachte. Mich hat herzlich gefreut, daß ich euch wiederſah, denn ich fühle mich hier doch ſehr abgeſchieden, und nur das Intereſſe an meinem

Geschäft, das wie eine Art von Fieberzustand ist, kann mich über diese Trennung betäuben. Indessen denke ich mich zu depeschieren und sobald mein vorletzter Akt in Ordnung ist, wieder hinüberzukommen. Zu dem letzten Akt brauche ich drei Wochen, und der Jubilate-Sonntag ist es, an dem ich fertig sein und jubilieren will. Auf den nächsten Montag werde ich vielleicht mit meinem hiesigen Pensum fertig und setze mich dann sogleich in den Wagen.

Uebrigens werde ich auch in Weimar mich ganz stille halten, bis ich ganz fertig bin, um in der Stimmung zu bleiben, die jetzt ganz leidlich und produktiv ist.

Fritz hat mir gar nicht übel gefallen, er ist einfach und natürlich geblieben und macht den Eindruck eines gesitteten Menschen, welches bei einem so frühen Aufenthalt unter rohen Militärs, in einem solchen gewalttätigen Kriege, viel sagen will.

Eben kommen Schelling und Niethammer. Ich muß also kurz abbrechen.

Das nächste Mal mehr.

Herzlich umarme ich dich und die Kinder.

S.

An Friedrich Schröder.

Weimar [vielleicht Jena], den 25. März 1801.

Demoiselle Mattiegzeck, welche mehrere Jahre bei hiesigem Theater als Sängerin gestanden und jetzt in derselben Qualität nach Hamburg zieht, wünscht von mir ein Wort der Empfehlung an den Primas der deutschen Bühne. Sie ist zu bescheiden, um zu hoffen, Ihre Aufmerksamkeit durch ihr Kunstverdienst auf sich ziehen zu können; aber da sie ganz freund- und ratlos in die ihr ganz fremde hamburgische Welt sich geworfen sieht, so würde die geringste Notiz, die Sie von ihr nehmen, und irgendein freundliches Wort, das Sie zu ihrem Besten sprechen, von großem Vorteil für sie sein. Und darum bitte ich in ihrem Namen.

Zugleich kann ich diese Gelegenheit nicht vorbeilassen, Sie im

Namen meiner weimariſchen Freunde an Ihr Verſprechen vom vergangenen Jahre zu erinnern, daß Sie eine längere Zeit bei uns zubringen wollen. Die recht baldige Ausführung dieſes Vorhabens kann niemanden willkommener ſein als Ihrem aufrichtig und ergebenen Freunde und Verehrer

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Jena, den 27. März 1801.

Ich werde Jena nun bald verlaſſen, zwar mit keinen großen Taten und Werken beladen, aber doch auch nicht ohne alle Frucht; es iſt doch immer ſoviel geſchehen, als ich in ebenſovieler Zeit zu Weimar würde ausgerichtet haben. Ich habe alſo zwar nichts in der Lotterie gewonnen, habe aber doch im ganzen meinen Einſatz wieder.

Auch von der hieſigen Welt habe ich, wie es mir immer geht, weniger profitiert, als ich geglaubt hatte; einige Geſpräche mit Schelling und Niethammern waren alles. Erſt vor einigen Tagen habe ich Schelling den Krieg gemacht wegen einer Behauptung in ſeiner Tranſzendentalphiloſophie, daß „in der Natur von dem Bewußtloſen angefangen werde, um es zum Bewußten zu erheben, in der Kunſt hingegen man vom Bewußtſein ausgehe zum Bewußtloſen". Ihm iſt zwar hier nur um den Gegenſatz zwiſchen dem Natur- und dem Kunſtprodukt zu tun, und inſofern hat er ganz recht. Ich fürchte aber, daß dieſe Herren Idealiſten ihrer Ideen wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen, und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtloſen an, ja er hat ſich glücklich zu ſchätzen, wenn er durch das klarſte Bewußtſein ſeiner Operationen nur ſoweit kommt, um die erſte dunkle Total-Idee ſeines Werks in der vollendeten Arbeit ungeſchwächt wiederzufinden. Ohne eine ſolche dunkle, aber mächtige Total-Idee, die allem Techniſchen vorhergeht, kann kein poetiſches Werk entſtehen, und die Poeſie, deucht mir, beſteht eben darin,

jenes Bewußtloſe ausſprechen und mitteilen zu können, das heißt, es in ein Objekt überzutragen. Der Nichtpoet kann ſo gut als der Dichter von einer poetiſchen Idee gerührt ſein, aber er kann ſie in kein Objekt legen, er kann ſie nicht mit einem Anſpruch auf Notwendigkeit darſtellen. Ebenſo kann der Nichtpoet ſo gut als der Dichter ein Produkt mit Bewußtſein und mit Notwendigkeit hervorbringen, aber ein ſolches Werk fängt nicht aus dem Bewußtloſen an und endigt nicht in demſelben. Es bleibt nur ein Werk der Beſonnenheit. Das Bewußtloſe mit dem Beſonnenen vereinigt, macht den poetiſchen Künſtler aus.

Man hat in den letzten Jahren über dem Beſtreben, der Poeſie einen höheren Grad zu geben, ihren Begriff verwirrt. Jeden, der imſtande iſt, ſeinen Empfindungszuſtand in ein Objekt zu legen, ſo, daß dieſes Objekt mich nötigt, in jenen Empfindungszuſtand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet iſt darum dem Grad nach ein vortrefflicher. Der Grad ſeiner Vollkommenheit beruht auf dem Reichtum, dem Gehalt, den er in ſich hat und folglich außer ſich darſtellt, und auf dem Grad von Notwendigkeit, die ſein Werk ausübt. Je ſubjektiver ſein Empfinden iſt, deſto zufälliger iſt es; die objektive Kraft beruht auf dem ideellen. Totalität des Ausdrucks wird von jedem dichteriſchen Werk gefodert, denn jedes muß Charakter haben, oder es iſt nichts; aber der vollkommene Dichter ſpricht das Ganze der Menſchheit aus.

Es leben jetzt mehrere ſo weit ausgebildete Menſchen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht imſtande wären, auch nur etwas Gutes hervorzubringen. Sie können nichts machen, ihnen iſt der Weg vom Subjekt zum Objekt verſchloſſen; aber eben dieſer Schritt macht mir den Poeten.

Ebenſo gab und gibt es Dichter genug, die etwas Gutes und Charakteriſtiſches hervorbringen können, aber mit ihrem Produkt jene hohen Foderungen nicht erreichen, ja nicht einmal an ſich ſelbſt machen. Dieſen nun, ſage ich, fehlt nur der Grad, jenen fehlt aber die Art, und dies, meine ich, wird jetzt zu wenig

unterſchieden. Daher ein unnützer und niemals beizuliegender Streit zwiſchen beiden, wobei die Kunſt nichts gewinnt; denn die erſten, welche ſich auf dem vagen Gebiet des Abſoluten aufhalten, halten ihren Gegnern immer nur die dunkle Idee des Höchſten entgegen, dieſe hingegen haben die Tat für ſich, die zwar beſchränkt, aber reell iſt. Aus der Idee aber kann ohne die Tat gar nichts werden.

Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausgedrückt habe, ich möchte Ihre Gedanken über dieſe Materie wiſſen, welche einem durch den jetzig Streit in der äſthetiſchen Welt ſo nahegelegt wird.

Von hier aus werde ich Ihnen wohl nicht mehr ſchreiben, denn ich denke auf den Mittwoch wieder nach Weimar zu kommen; vielleicht ſind Sie dann wieder dort, und unſere Mitteilungen können wieder eröffnet werden.

Ich danke für die Portugieſiſche Reiſebeſchreibung; ſie iſt nicht übel geſchrieben, doch etwas dürftig und nicht ohne Anſprüche. Der Verfaſſer ſcheint mir zu den Verſtandesmenſchen zu gehören, die im Herzen feindlicher gegen Philoſophie und Kunſt geſinnt ſind, als ſie geſtehen. Dies hat zwar bei dieſer Reiſebeſchreibung nicht viel zu ſagen, aber es drückt ſich doch aus und wird empfunden.

Leben Sie recht wohl und genießen Sie heitere Tage.

S.

An Charlotte Schiller.

Jena, den 27. März 1801.

Ob ich auf den Montag mich auf den Weg machen kann, weiß ich noch nicht zu ſagen; leider iſt in den letzten Tagen, ob ich gleich ungeſtört war, nicht viel geſchehen, und ich möchte nicht gern nach Weimar, ja ich ſchämte mich gewiſſermaßen vor mir ſelbſt, ohne doch einen Akt bei meinem hieſigen Aufenthalt gewonnen zu haben. Doch wenn ich vier Tage gehörig arbeiten

kann, hoffe ich dieſes Ziel zu erreichen. Dann muß ich einen ganzen Tag auf Beſuche rechnen, ich werde alſo wohl mit dem Donnerstag eintreffen. Ich wünſchte recht von Herzen, es wäre ſchon ſoweit.

Ich ſende dir hier Seckendorfs Taſchenbuch, worin du wenig Troſt finden wirſt, es iſt eine traurige Lektüre. An Beckern ſende gleich den Einſchluß. Den Florentin ſende mir doch, ſobald du ihn ganz geleſen, zurück.

Ich war vorgeſtern abends bei Grießbachs zu Souper geladen, es war niemand da als ein Rudel Studenten, von denen ſogenannten Söhnen. Doch war ich luſtig und hatte gute Laune, ſo daß der Abend heiter verſtrich.

Nun muß ich noch Loders, Paulus, Hufelands ſehen, außer Grießbachs und Niethammers, die ich ohne Abſchied nicht verlaſſen kann. Auch Schelling kann ich nicht wohl unbeſucht laſſen. Es iſt ſoweit vom Garten in die Stadt und ich habe bei dem immerwährenden Wind mich ſowenig hinausgewagt, daß ich alle Beſuche, wo ich nicht eingeladen war oder im Wagen abgeholt wurde, unterließ.

Lebe recht wohl mit den lieben Kindern. Gib mir gute Nachrichten. Ich umarme dich von Herzen

Dein

Sch.

An Charlotte Schiller.

Jena, den 30. März 1801.

Es iſt mir ſehr lieb, wenn du mich auf den Mittwoch abholſt, denn bis dahin hoffe ich ſoweit zu ſein als ich kommen wollte. Du mußt dich aber entſchließen, den Tag in Geſellſchaft zuzubringen, weil ich noch Abſchied nehmen muß. Dieſer Abſchied wird mir auch durch dein Hierſein weniger läſtig werden. Wenn du dich alſo entſchließen kannſt, außer Niethammers noch etwa Hufelands, Loders, Grießbachs und Paulus zu ſehen, doch jedes

nur auf kurze Zeit, so hole mich ab, in jedem Falle wünschte ich, Mittwoch früh Nachricht von dir zu haben.

Herzlich grüße ich dich und die Kinder

Dein

Sch.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 3. April 1801.

Am Mittwoch bin ich wieder hier eingetroffen und habe sehr beklagt, Sie nicht zu finden. Möge Ihnen indessen der Aufenthalt auf dem Lande nur recht günstig sein! Ich will während Ihrer Abwesenheit mein Geschäft soweit als möglich zu fördern suchen, daß ich es Ihnen bald nach Ihrer Zurückkunft geendigt vorlegen kann. In etwa vierzehn Tagen hoffe ich am Ziele zu sein. Von meinem letzten Akt auguriere ich viel Gutes, er erklärt den ersten, und so beißt sich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin auf sich allein steht und im Unglück von den Göttern deseriert ist, so zeigt sich ihre Selbständigkeit und ihr Charakteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher. Der Schluß des vorletzten Akts ist sehr theatralisch und der donnernde Deus ex machina wird seine Wirkung nicht verfehlen.

Meier hat meinen kleinen Ernst gemalt, wie Sie wissen; das Bild ist fertig und sehr schön ausgefallen, daß es Sie gewiß auch erfreuen wird. Es ist so bedeutend gefaßt und sehr angenehm behandelt; auch die Aehnlichkeit fehlt nicht, so schwer es auch hielt, den Kleinen in eine ruhige Positur zu bringen.

Es hat mir leid getan, meinen Garten gerade jetzt, da das Wetter so schön geworden, zu verlassen; doch habe ich mich auch wieder nach Haus zurückgesehnt; und zum Glück bin ich hier gleich wieder in meine Arbeit hereingekommen.

Ich habe Verlangen, wieder einige Zeilen von Ihnen zu sehen, denn in Roßla liegen Sie uns doch, so nah es ist, wie am Ende der Welt. Leben Sie recht wohl und alles Gute sei mit Ihnen.

Sch.

An Friedrich Unger.

Weimar, den 7. (?) April 1801.

Hier, mein hochgeehrteſter Herr, erhalten Sie endlich, obgleich ſpät, das Geheimnis. Möchte es nicht zu ſehr unter der Erwartung bleiben, mit der Sie darauf geſpannt waren, und der Maus gleichen, die der Berg gebiert. Der letzte Akt kann erſt in vierzehn Tagen folgen, aber in dem hier geſandten werden Sie genug, ſowohl für den Zeichner zum Erfinden als für den Drucker zum Setzen und Drucken haben. Zu Porträts wird ſich Agnes Sorel, Karl VII., Königin Iſabelle und die Jungfrau qualifizieren. Die letztere wünſchte ich nach der ſchönen antiken Minerva gemacht, davon ich Ihnen, wenn Sie es wollen, von hier aus eine ſchöne Zeichnung verſchaffen könnte.

Bei einigen Szenen, wo ich glaubte, daß etwas für den Maler wäre, habe ich Zeichen beigelegt.

Nun bitte ich und beſchwöre ich Sie aber, in Rückſicht auf den Druck, ſich einige Vorſtellungen von mir gefallen zu laſſen. Ich kann weder die Schrift, davon Sie mir eine Probe geſchickt, noch das Papier genehmigen: durch eine beträchtlich größere Schrift als die von Ihnen gewählte und durch ein größeres Format, ſo groß etwa wie mein Almanach, den Sie gedruckt, werden Sie nicht nur mich, ſondern gewiß alle Leſer ſich verbinden. Wenn Sie ſich entſchließen könnten, die lateiniſche Schrift jenes Almanachs und das derſelben entſprechende Format zu wählen, ſo würden Sie mich ſehr verbinden. Sollte dies aber nicht geſchehen können, ſo würde ich wenigſtens bitten, die dazu gewählte kleinere Schrift, nach Maßgabe der hier beigelegten Muſter, durchſchießen zu laſſen, daß ſie das Auge nicht ſo ſehr verwirrt.

Die Chineſiſche Geſchichte ſoll auch noch geliefert werden: den Zeitpunkt kann ich nicht genau beſtimmen.

Ich bitte, mir den richtigen Empfang des Manuſkripts in zwei Zeilen zu melden. Ihr ganz ergebener

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

[Weimar, den 15. April 1801.]

Ich heiße Sie herzlich willkommen in Weimar und freue mich, nach einer ſo langen Abweſenheit wieder mit Ihnen vereinigt zu ſein. Laſſen Sie mich doch wiſſen, ob ſie heute abend zu Hauſe bleiben oder ob ich Sie in der Komödie finde.

Ich werde heute mit meinem Stücke fertig und dieſer Tag iſt mir alſo doppelt wert. Weil mir aber das Wetter zuſetzt und meine Arbeit mich in den letzten Tagen etwas angegriffen, ſo befinde ich mich nicht ganz wohl.

Meine Frau grüßt Sie aufs beſte. Auch Niethammer, der dieſen Morgen angekommen, empfiehlt ſich Ihrem Andenken.

S.

An Wolfgang von Goethe.

[18. April?]

Hier ſende ich Ihnen das verlangte Werk nebſt dem Entwurf der Rollenbeſetzung. Auf dem Exemplar fürs Theater ſind ohngefähr ſechs Blätter weniger.

Den Nathan will ich heute vornehmen und Ihnen auf den Abend in der Oper eine Definitiv-Antwort darüber ſagen.

S.

An Friedrich Unger.

Weimar, den 26. April 1801.

Durch Weglaſſung der Kupferſtiche zu meinem Trauerſpiel erweiſen Sie mir ein wahres Vergnügen und ein ebenſogroßes durch Ihren Entſchluß, dieſen Kalender wie meinen erſten Almanach zu drucken. Ich will nur noch dies einzige dabei erinnern, daß der Steg um einige Buchſtaben ſchmäler genommen werde, um gewiß zu ſein, daß die Jamben, welche zuweilen zwölfſilbig ſind, nicht nötig haben gebrochen zu werden; denn wenn dieſes

oft geſchähe, ſo könnte der Kalender dadurch um mehrere Bogen dicker und unbehülflicher werden, auch wäre es eine unnütze Verſchwendung der Papierunkoſten. Nach meinem Ueberſchlag würde die Tragödie, 22—23 Zeilen auf eine Seite gerechnet, etwa 220—230 Seiten betragen, welches, den Kalenderbogen noch dazu gerechnet, gerade eine ſchöne Proportion geben wird.

Den letzten Akt ſende ich Ihnen auch nach Leipzig; Sie würden ihn ſchon heute mit erhalten, wenn die Originalhandſchrift nicht in den Händen des Herzogs von Weimar wäre, von dem ich ſie jeden Tag zurückerwarte, um den fünften Akt für Sie abſchreiben zu laſſen.

Einen ſchönen Minervakopf verſpricht mir Profeſſor Meyer binnen acht Tagen, nach ein Antike, welche in Goethens Sammlung iſt, zu kopieren. Wir wünſchten, daß Bolt ihn ſtäche, der einen ſo hübſchen Apollokopf zu meinem erſten Almanach geſtochen hat.

Was der Himmel über meine ſo lang gewünſchte Reiſe nach Berlin beſtimmen wird, kann ich noch nicht gewiß ſagen. Es iſt mein lebhafter Wunſch, ſie dieſen Sommer auszuführen und von Ihrer freundſchaftlichen Einladung Gebrauch zu machen. Mein Schwager erinnert ſich mit großem Vergnügen der Bekanntſchaft mit Ihrem Hauſe.

Ihr aufrichtigergebener

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 27. April 1801.

Seit einigen Wochen habe ich mein altes Jena wieder verlaſſen und bin auch mit meiner Tragödie fertig. Du würdeſt ſie gleich mit dieſem Exemplar der Maria erhalten haben, wenn ich ſie bei der Hand hätte; aber ich mußte ſie meinem Herzog geben, und aus ſeinen Händen habe ich ſie noch nicht zurück. Mir iſt nun wieder ganz unbehaglich, ich wünſchte wieder in einer neuen

Arbeit zu ſtecken. Es iſt nichts als die Tätigkeit nach einem beſtimmten Ziel, was das Leben erträglich macht.

Es freut mich, daß dir Tiecks Umgang ſo angenehm iſt; ich kann mir das in deiner Seele wohl denken, denn er gibt deiner Tätigkeit Objekte, du kannſt ihn gleichſam in dir verarbeiten. Mich macht das ohnmächtige Streben dieſer Herren nach dem Höchſten nur verdrießlich; und ihre Prätenſionen ekeln mich an. Genoveva iſt als das Werk eines ſich bildenden Genies ſchätzbar, aber nur als Stufe, denn es iſt nichts Gebildetes und voll Geſchwätzes, wie alle ſeine Produkte.

Es iſt ſchade um dieſes Talent, das noch ſoviel an ſich zu tun hätte und ſchon ſoviel getan glaubt; ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm. Denn mir deucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle; wohl aber kann das Gewaltſame, Heftige zur Klarheit und die rohe Kraft zur Bildung gelangen.

Tieck beſitzt übrigens viel literariſche Kenntniſſe und ſein Geiſt ſcheint mir wirklich genährter zu ſein, als ſeine Werke zeigen, wo man das Bedeutende und den Gehalt noch ſo ſehr vermißt. Goethe iſt wieder ganz hergeſtellt und hat indeſſen vieles an ſeinem Fauſt getan, der aber noch immer als eine unerſchöpfliche Arbeit vor ihm liegt, denn dem Plan nach iſt das, was gedruckt iſt, nur höchſtens der vierte Teil des Ganzen, und was ſeitdem fertig geworden, beträgt noch nicht ſoviel als das Gedruckte. — Sonſt beſchäftigt er ſich auch viel mit ſeinen optiſchen und naturhiſtoriſchen Dingen, die gewiß von ſehr großer Bedeutung ſind.

Mit Hartmann geht es dir wie mir; ich habe ihn auch nicht kennen lernen, weil ich damals in Jena abweſend war. Man rühmt aber ſehr ſein Talent und Goethe hält ihn für einen tüchtigen Burſchen. Schade, daß er in der Welt ſo wild laufen muß und daß es in der Kunſt nur Sekten und keine Kirche gibt.

Da der Macbeth ſoeben fertig worden, ſo lege ich ihn bei. Dieſes Jahr iſt fruchtbar an Werken meiner Feder: denn außer

dem Macbeth und der Maria wird eine neue Auflage des Karlos und der Niederländischen Geschichte fertig und im Herbst erscheint die Jungfrau von Orleans bei Unger.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 28. April 1801.

Sie verlieren doch etwas, daß Sie diese musikalische Woche versäumen, wo Tanz und Gesang sich zu unsrer Ergötzlichkeit vereinigen. Gern hat uns durch seine schöne Stimme im Sarastro viel Freude gemacht, im Tarare hat er weniger befriedigt, denn die gewaltsame brüske Person widersteht seiner weichen Sprache.

Die Tänzer, welche am Montag im Intermezzo sich sehen ließen, haben die Weimarianer in eine zweifelhafte Verwunderung gesetzt, man ist an die seltsamen Stellungen und Bewegungen, wo das Bein ganz lang nach hinten und nach der Seite ausgestreckt wird, nicht gewohnt. Sie sehen unschicklich, indezent und nichts weniger als schön aus. Aber die Leichtigkeit und Flüchtigkeit und das musikalische Maß hat sehr viel Ergötzendes.

Cotta ist in diesen Tagen durchgereist, hat sich aber nur einige Stunden aufgehalten und wird auf seiner Rückreise etwas länger bleiben, wo er auch Sie hier zu finden hofft. Er hat den Kupferstecher Miller aus Stuttgart mitgebracht, den Sie auch schon von Person kennen, soviel ich weiß. Es ist ein braver Mann, aber der Mann und seine Kunst erklären einander wechselsweise, er hat ganz das Sorgfältige, Reinliche, Kleinliche und Delikate seines Griffels. Es sind auch vier Zeichnungen Wächters zum Wallenstein mitgekommen, die zu vielerlei Betrachtungen, besonders wieder über die Wahl der Gegenstände, Anlaß gaben. Aber es ist etwas recht Tüchtiges, Charakteristisches und Kräftiges darin. Meier hat sie noch nicht gesehen, ich bin neugierig, ob er den Künstler errät.

Der Nathan iſt ausgeſchrieben und wird Ihnen zugeſchickt werden, daß Sie die Rollen austeilen. Ich will mit dem Schauſpielervolk nichts mehr zu ſchaffen haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit iſt nichts auszurichten, es gibt nur ein einziges Verhältnis zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe.

Die Jungfrau habe ich vor acht Tagen dem Herzog ſchicken müſſen und habe ſie noch nicht aus ſeinen Händen zurückerhalten. Wie er ſich aber gegen meine Frau und Schwägerin geäußert, ſo hat ſie, bei aller Oppoſition, in der ſie zu ſeinem Geſchmacke ſteht, eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht. Er meint aber, ſie könne nicht geſpielt werden, und darin könnte er recht haben. Nach langer Beratſchlagung mit mir ſelbſt, werde ich ſie auch nicht aufs Theater bringen, ob mir gleich einige Vorteile dabei entgehen. Erſtlich rechnet Unger, an den ich ſie verkauft habe, darauf, daß er ſie als eine vollkommene Novität zur Herbſtmeſſe bringe, er hat mich gut bezahlt, und ich kann ihm hierin nicht entgegen ſein. Dann ſchreckt mich auch die ſchreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zeitverluſt der Proben davon zurück, den Verluſt der guten Stimmung nicht einmal gerechnet. Ich trage mich jetzt mit zwei neuen dramatiſchen Sujets, und wenn ich ſie beide durchdacht und durchgeprüft habe, ſo will ich zu einer neuen Arbeit übergehen. Leben Sie recht wohl und kommen ja auf den Sonnabend her.

Sch.

An Friedrich Unger.

Weimar, den 30. April 1801.

Soeben erhalte ich den Probeabdruck der Jungfrau von Orleans, der mir, ſo wie das Papier, recht wohl gefällt. Nur wiederhole ich meine Bitte, die ich in meinem nach Leipzig abgeſchickten Briefe an Sie tat, den Steg ſchmäler zu nehmen, daß für die etwas größeren Verſe Raum gewonnen wird und

man das Brechen der Verse vermeidet, welches so übel aussieht. Auf dem Probeblättchen habe ich einen Druckfehler bemerkt, der leicht ein Schreibfehler sein könnte. Ueberhaupt bitte ich, dem Korrektor jede eigenmächtige Veränderung zu untersagen, denn es könnte öfters der Fall sein, daß er mich glaubte korrigieren zu müssen, wo ich sehr absichtlich von der Regel abwich, um einen höheren Zweck zu erreichen. Durch die Wahl eines sorgfältigen und zugleich mit poetischem Sinn begabten Korrektors werden Sie mich sehr verpflichten.

Zugleich sende ich hier den letzten Akt nebst der versprochenen Zeichnung, welche Herr Professor Meier nach einer Camee gemacht hat. Es ist ein sehr idealer Kopf, der, gut gestochen, eine Zierde des Kalenders sein wird. Wir wünschen, daß Bolt ihn in seiner gefälligen punktierten Manier, so wie den Apollo vor meinem ersten Almanach stäche. Zugleich haben Sie die Güte, den Kupferstecher zu erinnern, daß er das Bild auf der Kupferplatte, gerade so wie in der Zeichnung von der Linken zur Rechten nehme, damit es beim Abdruck von der Rechten zur Linken sehe. Die Meierische Zeichnnng bitte ich mir von Ihnen zum Andenken aus.

Leben Sie recht wohl, ich wünsche gute Meßgeschäfte. Ihr ganz ergebener

Schiller.

An Friederike Unzelmann.

Weimar, den 11. Mai 1801.

Wir erwarten Sie mit großem Vergnügen auf den künftigen Sonnabend, und ich bitte Sie, mich in zwei Zeilen wissen zu lassen, wie bald Sie einzutreffen glauben und ob Sie noch den Sonntag bleiben können. Auch Goethe wünschte sich darnach einzurichten. Er hat vorgezogen, auf den Sonnabend den Wallenstein spielen zu lassen; Maria Stuart kann nicht gegeben werden, weil die Elisabeth nicht besetzt ist. Unser Theater ist jetzt leider

in einer Kriſe und ich habe mich für meine Perſon ganz davon zurückgezogen.

Leben Sie recht wohl bis auf Wiederſehen.

Der Ihrige

Schiller.

An Friedrich Schelling.

Weimar, den 12. Mai 1801.

Meinen beſten Dank, lieber Freund, für Ihre Schrift, deren Anfang und erſte Sätze mich gleich ſehr aufmerkſam gemacht haben, weil Sie die Sache von einer trefflichen Seite faſſen, freilich wohl auch von der ſchwerſten. Ich ſehe zum Beiſpiel recht gut, wieviel Sie, negativ, auf dieſem Wege gewinnen, um nämlich mit einemmal alle die alten hartnäckigen Irrtümer aus dem Wege zu ſchaffen, die Ihrer Philoſophie ewig widerſtrebten; aber ich kann noch nicht ahnden, wie Sie Ihr Syſtem poſitiv aus dem Satz der Indifferenz herausziehen werden. Daß Sie es getan haben, zweifle ich nicht und bin deſto begieriger auf die Löſung des Knotens.

Fichtens Schrift folgt hier mit Dank zurück, ſie enthält ſehr viel Braves und Treffendes, ſchade nur, daß er ſich von der Proſa ſeines Stoffes zu ſehr hat anſtecken laſſen. Eine ſchwere Aufgabe iſt es freilich, über Nicolai zu ſchreiben und durchaus geiſtreich zu bleiben, aber mir deucht, es hätte doch auf einem andern Weg noch beſſer gelingen können. Entweder, dünkt mir, mußte der Gegenſtand ganz philoſophiſch traktiert werden, Fichte mußte den Ur- und Grundcharakter des Philiſters zeichnen und ihn ganz zum genus erheben; dies mußte mit der Miene des höchſten philoſophiſchen Ernſtes, ja der Würde geſchehen, etwa wie Machiavell de principe geſchrieben und auf die treuherzigſte Weiſe eine furchtbare Satire auf die Fürſten gemacht hat. Oder es mußte poetiſch geſchehen und als ein Gegenſtück zu Sebaldus Nothanker ausgeführt werden. Die Natur des Individuums

mußte in Handlung erſcheinen und zur Anſchauung gebracht werden. In beiden Fällen behielt die Schrift einen abſoluten Wert, auch wenn nur Ein Nicolai in der Welt geweſen wären. Jetzt iſt ſie bloß eine verſtändige polemiſche Schrift, in der man ſieht, daß Fichte für ſeinen Gegner zu gut und dieſer des Kampfes nicht wert iſt.

Hier eine Maria Stuart und der Abdruck einiger früherer philoſophiſcher Abhandlungen. Nehmen Sie beides freundlich und gütig auf. Wenn Sie in einer müßigen Stunde meinen Aufſatz über äſthetiſche Erziehung anſehen wollen, ſo ſagen Sie mir doch, wenn wir uns wiederſehen, wie ſich dieſe Vorſtellung der Sache zu dem jetzigen Standpunkt der Philoſophie verhält. Sie müſſen freilich manches dem Zeitmoment zugute halten, worin vor ſechs Jahren noch die Philoſophie ſtand, und nur auf die Tendenz überhaupt, nicht auf die noch viel zu dogmatiſche Ausführung ſehen.

Auf den Sonnabend iſt Cotta hier und Wallenſtein wird gegeben. Es wäre ſchön, wenn Sie herkommen könnten und nach dem Stück mit Cotta und Goethe bei mir zu Abend äßen. Sagen Sie es auch Niethammer, ob er vielleicht Luſt dazu hat.

Leben Sie recht wohl und ſeien meiner herzlichen Freundſchaft verſichert. Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 13. Mai 1801.

Ich vergaß neulich, bei Ueberſendung meines Stücks dir den dazu beſtimmten Brief beizulegen. Da er einmal geſchrieben iſt, ſo lege ich ihn hier bei und füge noch einige Worte hinzu.

Ich habe in dieſen vierzehn Tagen noch zu keinem feſten Entſchluß in Abſicht auf meine künftige Arbeit kommen können. In meinen Jahren und auf meiner jetzigen Stufe des Bewußtſeins iſt die Wahl eines Gegenſtandes weit ſchwerer, der Leichtſinn iſt nicht mehr da, womit man ſich in der Jugend ſo ſchnell entſcheiden kann, und die Liebe, ohne welche keine poetiſche Tätigkeit

beſtehen kann, iſt ſchwerer zu erregen. In meiner jetzigen Klarheit über mich ſelbſt und über die Kunſt, die ich treibe, hätte ich den Wallenſtein nicht gewählt.

Ich habe große Luſt, mich nunmehr in der einfachen Tragödie, nach der ſtrengſten griechiſchen Form, zu verſuchen, und unter den Stoffen, die ich vorrätig habe, ſind einige, die ſich gut dazu bequemen. Den einen davon kennſt du, die Malteſer; aber noch fehlt mir das Punctum saliens zu dieſem Stück, alles andere iſt gefunden. Es fehlt an derjenigen dramatiſchen Tat, auf welche die Handlung zueilt und durch die ſie gelöſt wird; die übrigen Mittel, der Geiſt des Ganzen, die Beſchäftigung des Chors, der Grund, auf welchem die Handlung vorgeht, alles iſt reiflich ausgedacht und beiſammen.

Ein anderes Sujet, welches ganz eigne Erfindung iſt, möchte früher an die Reihe kommen; es iſt ganz im reinen und ich könnte gleich an die Ausführung gehen. Es beſteht, den Chor mit eingerechnet, nur aus zwanzig Szenen und aus fünf Perſonen. Goethe billigt den Plan ganz, aber es erregt mir noch nicht den Grad von Neigung, den ich brauche, um mich einer poetiſchen Arbeit hinzugeben. Die Haupturſache mag ſein, weil das Intereſſe nicht ſowohl in den handelnden Perſonen, als in der Handlung liegt, ſowie im Oedipus des Sophokles; welches vielleicht ein Vorzug ſein mag, aber doch eine gewiſſe Kälte erzeugt.

Noch habe ich zwei andere Stoffe, die zu ihrer Zeit gewiß auch an die Reihe kommen, aber ſich bis jetzt der Form noch nicht haben unterwerfen wollen. Der eine davon iſt Warbeck, ein Betrüger im 15. Jahrhundert, der ſich für den im Tower getöteten Herzog von York ausgab und gegen Heinrich VII. von England als Gegenkönig auftrat. Aus der Geſchichte ſelbſt nehme ich nichts als dieſes Faktum und die Perſon der Herzogin von Burgund, einer Prinzeſſin von York, welche dieſe Komödie ſpielte. Das Punctum saliens zu dieſer Tragödie iſt gefunden, ſie iſt aber ſchwer zu behandeln, weil der Held des Stücks ein

Betrüger ist, und ich möchte auch nicht den kleinsten Knoten im Moralischen zurücklassen.

Außer einigen andern, noch mehr embryonischen Stoffen habe ich auch eine Idee zu einer Komödie, fühle aber, wenn ich darüber nachdenke, wie fremd mir dieses Genre ist. Zwar glaube ich mich derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt; und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen.

Du siehst, daß ich an Entwürfen nicht arm bin, aber die Götter wissen, was zur Ausführung kommen wird.

Deinem Urteil über meine Jungfrau von Orleans sehe ich mit großem Verlangen entgegen. Goethe meint, daß es mein bestes Werk sei, und ist mit dem Ensemble besonders zufrieden. Aber bei Stücken von solcher Breite und Mannigfaltigkeit gibt man sich erstaunlich aus, und es ist Zeit, mehr hauszuhalten.

Ich sende hier einen Macbeth, die guten Exemplare der Maria sind noch unter der Glättmaschine. Schreib mir doch, ob ich dir den zweiten Teil meiner prosaischen Schriften gesendet und auf welchem Papier; denn der dritte ist nun auch fertig und liegt zum Absenden bereit.

Herzlich umarmen wir euch alle. Bei mir ist alles wohl und ich hoffe, dasselbe auch von euch zu hören. Lebewohl.

Dein

Schiller.

Am 14. Mai.

Ich lege dir hier eine Broschüre von Fichten bei, die du vielleicht sonst nicht zu Gesichte bekommen wirst. Er sagt dem Nicolai zwar verdiente derbe Wahrheiten, aber der Ton ist doch zu prosaisch, zu grob und zu wenig witzig. Der Gegenstand hätte mehr ins Allgemeine gespielt und der Gattungscharakter des Philisters dargestellt werden sollen. — Diese Schrift sende mir nach Durchlesung zurück.

An Wilhelm Schlegel.

Weimar, den 14. Mai 1801.

Wegen meines neuen Stücks habe ich in Berlin noch keinen Schritt getan; da es, meinem Vertrag mit Ungern gemäß, im Oktober gedruckt erſcheint, ſo wollte ich es erſt vor das leſende Publikum, und dann, nach Maßgabe der Umſtände, auf das Theater bringen. Auch hier in Weimar bleibt es vor der Hand unaufgeführt, unſer hieſiges Perſonal iſt zu klein und es müſſen ſich ſonſt noch einige glückliche Umſtände zuſammenfügen.

Sobald das Stück aus der Preſſe kommt, ſende ich die zum Theatergebrauch abgekürzte Bearbeitung desſelben an H. E. Iffland, und werde mir, wenn man es auf die Bühne bringen will, ausbitten, daß die Jungfrau von Orleans durch diejenige, welche die Rolle der Johanna von Montfaucon dort ſpielt, beſetzt wird. Ausdrücklicher kann ich mich, da ich das berliniſche Theaterperſonal gar nicht kenne, in die Rollenausteilung nicht wohl miſchen. Daß es meinem Stück zum größten Vorteil gereichen würde, wenn eine Künſtlerin, wie Madame Unzelmann, nach der allgemeinen Stimme, es iſt, die Hauptrolle darin übernähme, iſt gar keinem Zweifel unterworfen. Verſichern Sie ihr in meinem Namen, daß ich mich ſehr auf ihre perſönliche Bekanntſchaft freue und daß die Ausſicht, ihre ſchönen Darſtellungen zu ſehen, an meinem Wunſche, Berlin zu beſuchen, keinen geringen Anteil hat.

Für Madame Fleck iſt in demſelben Stück eine andre Rolle, die nach dem Bilde, das ich von ihr habe, notwendig ihr zufallen muß. Es iſt Agnes Sorel, die der Johanna zwar ſehr untergeordnet aber doch von Bedeutung und für die Darſtellung dankbar iſt.

Ich ſehe der Erſcheinung Ihres Almanachs mit Verlangen entgegen. Mein ernſtlicher Wille iſt es, Ihnen den Anteil, den Sie ſo gütig waren an dem meinigen zu nehmen, nach meinen Kräften zu erwidern, doch will ich für dieſes Jahr nichts ver-

sprechen. Zu lyrischen Arbeiten gehört ein gewisser poetischer Müßiggang, den ich jetzt nicht habe; eine größere Arbeit, die meine Gedanken jetzt beschäftigt, läßt mir nicht Raum dazu.

Für Ihren Shakespeare meinen besten Dank — es tut mir aber leid, daß Sie mit U. zerfallen, und für die Unternehmung selbst kann eine Veränderung des Verlags leicht schädlich werden.

Meine Maria Stuart und der Macbeth liegen für Sie parat und ich erwarte nur zu hören, ob Sie noch länger in Berlin bleiben oder, wie man sagt, nach Jena zurückkommen.

S.

An Gottlob Voigt.

[Weimar, den 16. Mai 1801.]

Es ist morgen mittag ein Essen auf dem Stadthause für eine Gesellschaft von etwa zwölf Personen veranstaltet, um einige Fremde hinzuführen. Goethe wird den Professor Genz und ich den Kupferstecher Müller aus Stuttgart und den Buchhändler Cotta aus Tübingen als Gäste mitbringen. Sie würden uns allen eine große Freude und Ehre erzeigen, wenn Sie von der Partie sein wollten. Nur ein mündliches Ja oder Nein erbittet sich Ihr untertäniger Diener.

Schiller.

An Karl Böttiger.

[Weimar, den 17. Mai 1801.]

Obgleich die Intention nicht ist, in der heutigen Tischgesellschaft Geheimnisse abzuhandeln, so ist sie doch keine öffentliche, und der Zweck nicht nur der heutigen, sondern auch künftiger Zusammenkünfte ähnlicher Art geht verloren, wenn sie zu öffentlichen gemacht werden. Die Unternehmer müssen sich also, wenn sie selbst an der Gesellschaft teilnehmen sollen, den Eintritt eines nicht gebetenen Gastes verbitten.

S.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 21. Mai 1801.

Wir haben in Erfahrung gebracht, daß Benckendorf zu Dresden geſtorben iſt, und da meine Schwiegermutter und ihre Töchter die nächſten Anverwandten ſind, ſo würde, wenn kein Teſtament vorhanden und wenn überhaupt etwas zu erben iſt, unſere Familie das nächſte Recht haben. Wir wiſſen freilich, daß Benckendorf viele Schulden hatte; da er aber von ſeinem verſtorbenen Bruder geerbt und meiner Schwägerin ſelbſt bei ihrem Aufenthalt in Dresden ein Papier von 10000 Reichstaler vorgezeigt, ſo könnte doch wohl etwas da ſein. Wir bitten dich alſo um die Gefälligkeit, gehörigen Orts Anfrage zu tun: 1) ob ein Teſtament da iſt, und 2) ob überhaupt nach Abzug der Schulden noch etwas übrig iſt. Wäre etwas zu hoffen und mithin von ſeiten unſrer Familie zu tun, ſo biſt du ſo gut, uns recht bald Nachricht zu geben. Es wäre doch gar nicht übel, wenn uns bei dieſer Gelegenheit das Glück günſtig wäre.

Beiliegende Gedichte ſind nicht für dich. Es hat ſie ein junger Schweizer, der hier durchreiſte, bei mir gelaſſen, damit ich ihm etwas darüber ſagen möchte. Da er mir keine beſtimmte Adreſſe zurücklaſſen konnte, ſo habe ich ihm, weil er nach Dresden kommen wird, geſagt, das Buch in deinem Hauſe abzuholen.

Adieu für heut. Herzlich umarmen wir euch,

Dein

Sch.

An Chriſtian Reinhart.

Weimar, den 15. Juni 1801.

Wie ſehr, mein lieber alter Freund, erfreute mich der Beweis ſeines Andenkens und ſeiner fortwährenden Freundſchaft! Auch mir iſt das Bild des guten Reinhart immer lebendig geblieben, und jeder Wanderer aus Rom mußte mir von ihm erzählen. Ich bin deswegen dem Bury, der ſich ein Jahr hier aufhielt,

besonders gut geworden, weil er mich durch seine Person etwas an ihn erinnerte und immer mit großer Anhänglichkeit von ihm sprach. Tausend Dank, lieber Alter, für die schöne Landschaft und für die Ehre, die er mir dabei erwiesen hat. Ich hatte schon längst vernommen, daß er seinen Aufenthalt zu Rom recht gut benutzt hat, und freue mich nun doppelt, den Beweis davon in Händen zu haben. Aber auch ihn selbst wünschte ich recht herzlich wiederzusehen und mich ihm als Hausvater zu präsentieren. Ich habe zwei Jungen, davon der älteste schon acht Jahr ist und brav lernt, und ein Mädchen von anderthalb Jahren; alle drei machen mir große Freude und geben mir eine neue Existenz.

Freilich ist dieses kleine Volk auch ein Gewicht, das sich an unser Dasein hängt, und ohne dasselbe würde ich manche Vorsätze ins Weite hinaus zustande gebracht haben; denn unter meinen Wünschen und Plänen war längst auch eine Reise nach Italien, wozu ich vor der Hand keine Möglichkeit sehe. Ich werde also wahrscheinlich warten müssen, bis er nach Deutschland kommt, um meinen alten Freund wieder zu umarmen.

An Fernow bitte ich mich recht freundlich zu empfehlen. Ich freute mich jedes Guten, das ich von ihm hörte, und habe immer mit Anteil an ihn gedacht.

Ihn, lieber alter Freund, umarme ich herzlich und empfehle mich seinem ferneren Andenken. Ich lebe und sterbe als sein treu ergebener Freund

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 17. Juni 1801.

Eben da ich mich niedersetzen will, an dich zu schreiben, werde ich durch einen Besuch unterbrochen. Ich will also dieses Exemplar der Maria Stuart nur mit einem herzlichen Gruß begleiten und mit nächster Post mehr sagen.

Wir umarmen euch alle aufs herzlichste. S.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 17. Juni 1801.

Anſtatt der Abhandlung über die weiblichen Charaktere der Griechen, die mir für den Zweck und übrigen Inhalt Ihres Kalenders zu ernſthaft ſchien und auch Ihnen ſelbſt, wie mir deuchte, nicht recht zuſagte, habe ich einige Gedichte ausgeführt, die Ihrem Wunſche wahrſcheinlich mehr entſprechen werden. Ich bitte nur, daß ſie nicht gar zu enge gedruckt und daß ſie von einander getrennt abgedruckt werden. Wenn es Ihnen ſo gefällt, ſo können Sie das kleine Gedicht Das Mädchen von Orleans betreffend, in den Schlegeliſchen Muſen-Almanach ſetzen. Doch iſt es mehr Ihre als meine Sache.

Die Velin-Exemplare der Maria Stuart ſind noch immer nicht fertig. In den letzten Wochen hat Fromman zwar eine äußere Verhinderung erhalten, weil man in Jena ſeine Glättmaſchine nicht dulden wollte, aber er hätte billig, wenn er Eifer für Ihren Vorteil gehabt hätte, ſchon vor einem Monat fertig ſein ſollen, da der letzte Bogen des Stücks ſchon am 20. April abgedruckt und die vorhergehenden Bogen ihm einzeln überliefert worden waren. Ich möchte Ihnen nicht raten, ſich ſeiner in künftigen Fällen zu bedienen.

An Humboldt in Paris bitte ich ein Exemplar der Maria zu ſenden; wenn aber ſchon überhaupt Exemplare dorthin gekommen ſind, ſo iſt dieſe Weitläufigkeit nicht nötig.

Goethe iſt zu Pyrmont und nur mit Wiedererlangung ſeiner Geſundheit beſchäftigt; von ihm dürfen Sie für den Kalender diesmal nichts erwarten, denn er iſt ſeit lange ganz unproduktiv, und es iſt nur zu wünſchen, daß er nicht ganz alle ſeine poetiſche Tätigkeit verlieren möge.

Meine Frau grüßt Sie und Madame Cotta aufs freundſchaftlichſte. Ganz der Ihrige

Schiller.

Meine Schwägerin, die sich Ihnen empfiehlt, gibt mir Beiliegendes zum Einschluß. Die zweite Hälfte der Erzählung wird in den nächsten Posttagen nachfolgen.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 22. Juni 1801.

Hier die Fortsetzung der Zigeuner von meiner Schwägerin; spätstens in acht Tagen kommt der Schluß, der noch einige geschriebne Bogen beträgt.

Ich habe nichts hinzuzusetzen als einen herzlichen Gruß von mir und den Meinigen. Ganz der Ihrige

Sch.

An Karoline von Wolzogen.

[Weimar, den 22. (?) Juni 1801.]

Ich kann dir nicht helfen, Liebe, ich muß dich mit diesen letzten Bogen noch einmal plagen. So wie es jetzt ist, kann es nicht wohl bleiben, noch eher in seiner ersten Gestalt; aber vielleicht ist ein Ausweg zu treffen.

Daß Aloisia die Gräfin vorher sieht, ehe diese das Fest anstellt, ist ganz recht und gewissermaßen notwendig, aber durchaus darf sie nicht von ihr gesehen werden und ihr noch weniger etwas Geheimnisvolles sagen, weil sonst die Gräfin von den Versen, die sie in der Kapelle angeschrieben findet, gar nicht mehr überrascht werden kann. Ein anderes wär es, wenn sie in der Kapelle das Bild fände, und also zu der bloßen Weissagung ein Pfand hinzukäme; dann wäre eine Gradation da und die Gräfin hätte Ursache zu erstaunen und aus der Kapelle, außer sich, herauszustürzen. Weil aber alsdann alles zur Entwicklung forteilen müßte, so dürfte nach dem Herauskommen der Gräfin aus der Kapelle kein Fest mehr sein, und die Gräfin müßte sogleich in die junge Zigeunerin dringen und die Entdeckung ihr abnötigen.

Auch selbst in der jetzigen Bearbeitung will es mir nicht recht in den Sinn, daß die Gräfin die Festlichkeit vor sich gehen läßt.

Du sagst zwar ausdrücklich, sie täte es, um der Gewalt der Empfindung zu entfliehen; aber diesen Empfindungen der Hoffnung, der erregten Neugier kann sie nicht entfliehen wollen, das ist gegen die Natur.

Der dreimalige Gebrauch der Verse ist auch nicht zu billigen, die Motive dürfen sich nicht wiederholen, sie müssen in der Wichtigkeit steigen.

Mein Rat wäre also:

Entweder würde Aloisia im Schloß von der Gräfin nicht gesehen, und die Verse, welche sie ihr im Schloß oben sagt, schriebe sie in die Kapelle, statt derjenigen, welche jetzt darin stehen;

Oder sie spräche sie schon im Schloß und Aloisia besähe der Gräfin Hände und verspräche ihr, daß sie ein Zeichen vom Geschick empfangen würde. Dieses Zeichen wäre das Bild und die Gräfin fände es mit Emblemen des Lebens in der Kapelle, stürzte dann heraus und es käme zur Entdeckung.

In beiden Fällen aber muß das Fest und der geheimnisvolle Tanz der Aloisia angestellt werden, ehe die Gräfin in die Kapelle geht, dies ist unerläßlich. Während der Festlichkeit ginge sie hinein, und es wäre sogar der Sache sehr gemäß, daß der symbolische Tanz des Mädchens das Verlangen, hineinzugehen, bei ihr heftig erregte.

Während sie darin ist, müßte außen noch etwas vorgehen, daß ihr Herausstürzen nicht unmittelbar auf ihr Eintreten erfolgt.

Ich überlasse es dir nun, welche Wendung von beiden du wählen wirst; offenbar ist die zweite die beste und nur in dem Fall, daß es absolut zu spät wäre, viele Aenderungen zu machen, würde ich die erste zu wählen raten.

An Jakob Herzfeld.

Weimar, den 28. Juni 1801.

Nach meiner Zurückkunft von meiner kleinen Reise finde ich Ihr wertes Schreiben. Die Jungfrau von Orleans erscheint im

Oktober gedruckt und kommt früher nicht aufs Theater. Maria Stuart werden Sie von Lauchstädt aus, wo sich das hiesige Theater im Sommer befindet, in Abschrift erhalten, so wie dieses Stück hier, in Berlin und Leipzig gespielt werden. Da auch die Jungfrau von Orleans nicht ganz so gespielt werden kann, wie sie gedruckt ist, so steht Ihnen meine Bearbeitung dieses Stückes für die Bühne zu Dienst; doch darf ich solche, zufolge meines Kontrakts mit der Verlagshandlung, erst im September aus den Händen geben.

Bedingungen mache ich Ihnen keine, da beide Stücke schon gedruckt sind, wenn sie gespielt werden. Neue und ungedruckte Stücke kann ich Ihnen künftig für 12 Louisdors überlassen, vorausgesetzt, daß ich auf strenge Geheimhaltung der Manuskripte rechnen darf.

Ihr ganz ergebener

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

Weimar, den 28. Juni 1801.

Wir haben mit großer Sehnsucht auf Nachrichten von Ihnen geharrt und erst vorgestern, nachdem er fünfzehn Tage unterwegs gewesen, erhalte ich Ihren Brief aus Göttingen. Den meinigen hoffe ich durch eine Gelegenheit, die diese Woche von hier nach P. geht, schneller in Ihre Hände zu bringen. Das kalte Wetter vor vierzehn Tagen wird, wie ich fürchte, dem Anfang der Brunnenkur sehr ungünstig gewesen sein und Sie zwingen, Ihren Aufenthalt dort zu verlängern. Es hat auch meine Gesundheit angegriffen und dem Fleiß geschadet. Für Cotta habe ich indes doch eine Ballade, Leander und Hero, wirklich zustande gebracht, nebst noch einigen kleineren Gedichten, was ich Ihnen bei Ihrer Zurückkunft vorzutragen hoffe. Das Schauspiel fängt an, sich zu organisieren, und in acht Tagen denke ich an die Ausführung zu gehen. Der Plan ist einfach, die Handlung rasch, und ich darf nicht besorgen, ins Breite getrieben zu werden.

Aber auch mir droht eine lange Zerſtreuung, denn mein Entſchluß iſt nun ernſtlich gefaßt, in etwa drei Wochen an die Oſtſee zu reiſen, dort das Seebad zu verſuchen und dann über Berlin und Dresden zurückzugehen. Viel Vergnügen erwarte ich mir zwar nicht von dieſer Reiſe, ja in Berlin fürchte ich peinliche Tage, aber ich muß neue Gegenſtände ſehen, ich muß einen entſcheidenden Verſuch über meine Geſundheit machen, ich wünſche einige gute Theatervorſtellungen, wenigſtens einige vorzügliche Talente zu ſehen und, da es keinen großen Umweg koſtet, auch die alten Freunde wiederzuſehen. Meine Erwartungen ſind ſo, daß ſie eher übertroffen, als getäuſcht werden können. Uebrigens hoffe ich auf den 10. September wieder zurück zu ſein, denn ich werde ſchnell reiſen und mich nur zwölf Tage in Dobberan, ebenſolang in Berlin und ſechs Tage in Dresden verweilen. Bei meiner Zurückkunft hoffe ich Sie heiter und geſund wieder anzutreffen und vielleicht ſelbſt an Wohlſein gewonnen zu haben.

Was ſeit Ihrer Abreiſe Neues hier vorgegangen, werden Sie ſonſt erfahren haben. Mit den badiſchen Herrſchaften war eine Frau von Hack hier, eine alte Bekanntſchaft von Ihnen, die ſich Ihrer mit Anteil erinnerte und Sie in dem Bilde von Buri ganz wieder erkannte. Auch Knebel hält ſich ſeit einigen Tagen mit ſeiner Frau hier auf, er ſoll ſehr heiter und im übrigen ganz noch derſelbe ſein.

Rochlitz aus Leipzig war hier, wie er ſagt, ſo haben Sie ihn aufgemuntert zu den Preisſtücken zu konkurrieren. Er hat wohl eine gute Intention, aber die Kräfte fehlen. Aus Leipzig hat er mir die fertige Hälfte eines Luſtſpiels zugeſendet und will meine Meinung wiſſen, ob es mit einiger Hoffnung und Wahrſcheinlichkeit um den Preis kämpfen kann; denn wie er ſchreibt, könnte er es nicht ohne Aufopferung auf den beſtimmten Termin vollenden und möchte daher, wenn er ein übriges tun ſoll, auch des Erfolges gewiß ſein. Das Stück iſt, ſoweit es fertig, allerdings ſpielbar, es hat einige gute Theaterſzenen, die ihre Wirkung nicht verfehlen werden, aber loben läßt ſichs nicht und noch weniger

krönen, wenn es auch wirklich unter den Konkurrenzstücken das beste sein sollte. Es ist zu trivial, schwach und geistlos. In der Verlegenheit, worin ich bin, ihm einen leidlichen Bescheid zu geben, werde ich mich etwas streng an die Aufgabe eines Intrigenstücks halten, denn was die zwei Akte Gutes und Pikantes haben, liegt in dem Spiel zweier lustigen Charaktere und keineswegs in der Intrige. Ich werde ihn ermuntern, das Stück zu vollenden, aber es nicht eigentlich zur Konkurrenz um den Preis einzuschicken. Daß wir es spielen wollen und werden, kann ich ihm versprechen, und so steht es dann immer bei Ihnen, ob Sie es als ein Konkurrenzstück ansehen wollen oder nicht.

Seckendorf schreibt mir aus Regensburg, daß unter der dortigen schlechten Truppe sich ein brauchbarer Schauspieler Namens Eugen befinde, der den Tenor singt, in der Opera die Buffons und im Schauspiel die ersten Liebhaber spielt. Für die letzteren Rollen mache ihn seine mittlere und untersetzte Figur zwar nicht besonders geschickt, aber er meint, daß er es mit Kordemann und Heide wohl aufnehmen könne, ja den ersten um vieles übertreffe. Er habe dort wöchentlich 10 Gulden rheinisch und könne von sechs Wochen zu sechs Wochen abgehen. Ich melde Ihnen dieses, weil Seckendorf doch eher zu tadeln als das Lob zu übertreiben pflegt, und an dem jungen Menschen also doch etwas sein muß, was vielleicht weiter auszubilden ist.

Weil es mit den Propyläen, wie mir Cotta versicherte, noch gar nicht fort will und zu wenige Exemplare davon in Zirkulation kommen, wodurch also, wenn Sie auch ganz auf alle Einnahme großmütig Verzicht täten, immer der Zweck der Verbreitung leiden muß, so habe ich Meiern die Idee mitgeteilt, die Literarische Zeitung zum Kanal zu machen, die Kunstbegriffe, worauf es ankommt, ins Publikum zu bringen. Sie würden zum Beispiel alle Vierteljahr sich eine Woche von der Literarischen Zeitung ausbedingen und das Kunstwesen darin vornehmen. Die Kritik der neuesten Kunstwerke und Kunstschriften wäre das Vehikel für alles, was man sagen will, und außer dem großen

Vorteil einer allgemeinen Verbreitung gewänne man auch das, daß dem falſchen Geſchmack ſein nichtigſtes Tribunal entzogen und dieſes genötigt würde, für die gute Sache zu zeugen. Meier iſt auch meiner Meinung und wird bei ſeiner nächſten Zuſammenkunft mit Ihnen ausführlicher von der Sache reden.

Jetzt ſage ich Ihnen ein herzliches Lebewohl und wünſche, daß wir recht bald erfreuliche Nachrichten von Ihnen erhalten mögen. Die ſchönſten Grüße von meiner Frau und Schwägerin und von Karln an Auguſten.

Sch.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 29. Juni 1801.

Ich habe mich endlich reſolviert, die längſt projektierte Reiſe nach der Oſtſee auszuführen und dort das Seebad zu verſuchen. Ich werde etwa in vierundzwanzig Tagen von hier mit meiner Frau abreiſen und alsdann über Berlin und Dresden zurückkehren. Ich erſuche Sie daher, lieber Freund, weil meine Kaſſe zu dieſer außerordentlichen Unternehmung nicht ganz zulangt, mir etwa 40—50 Karolin entweder noch hieher zu übermachen oder ſolche bei Ungern in Berlin niederzulegen, daß ich ſie bei meiner Rückreiſe von Dobberan dort finde. Auf alle Fälle aber bitte ich mir noch vor meiner Abreiſe einige Zeilen von Ihnen aus.

Von den neuen Gegenſtänden verſpreche ich mir neue Nahrung für den Geiſt und von dem Seebad eine heilſame Wirkung auf meine Geſundheit, und hoffe dann mit erneuerter Luſt und Tätigkeit zu meinen Arbeiten zurückzukehren. Auch meiner Frau wird dieſe Veränderung, wie ich hoffe, wohltuend ſein.

Die an Sie abgegangenen Beiträge zum Damen-Kalender werden Sie erhalten haben. Meine Schwägerin freute ſich, aus einem heut erhaltenen Briefe von Ihnen zu erfahren, daß ihr Beitrag noch zu rechter Zeit kommt. Sie werden den Schluß desſelben nächſtens erhalten.

Wegen der engliſchen Mary Stuart habe ich Melliſchen

geraten, vor der Hand keinen Schritt zu tun, damit man das Werk durch Aufdeckung der begangenen Fehler nicht in übeln Ruf bringe. Es iſt Zeit, wenn der Abſatz einmal geſchehen, nachher ein Wort davon zu ſagen.

Leben Sie recht wohl und laſſen mich bald von Ihnen hören.

Sch.

An Auguſt Wilhelm Iffland.

Weimar, den 29. Juni 1801.

Da ich im Juli oder Auguſt verreiſe und dieſe Zeit für meine Arbeit verliere, ſo kann ich Ihnen, teurer Freund, nichts zuſagen. Rechnen Sie alſo für dieſes Benefiz nicht auf mein Stück, es kann Ihnen denſelben Zweck vielleicht deſto beſſer im nächſten Jahre erfüllen.

Ich hoffe, wenn es meine Geſundheit erlaubt, im Auguſt nach Berlin zu kommen, vorher geh ich an die Oſtſee, um das Seebad zu gebrauchen. Wenn Sie mir bei meiner Anweſenheit in Berlin, welches zwiſchen dem 10. und 20. Auguſt ſein wird, einige Stücke können zu ſehen verſchaffen, es gilt gleichviel welche, wo ich Sie, Flecks und Madame Unzelmann in vorzüglichen Rollen ſehen kann, ſo werden ſie mir große Freude damit machen. Von Dobberan aus melde ich Ihnen noch beſtimmter die Zeit meines Eintreffens.

Man rechnet hier noch ſehr auf Ihre Ankunft im September, und ich habe auch meinen Plan ſchon ſo gemacht, daß ich um dieſe Zeit wieder hier ſein kann, um Sie nicht zu verfehlen.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 9. Juli 1801.

Wir danken Dir herzlich für Deine Bemühungen wegen der Benkendorfiſchen Sache; da meine Schwägerin in vierzehn

Tagen nach Dresden zu gehen denkt, um meinen Schwager, der von Petersburg zurückkommt, dort zu erwarten, so wird sie die nötigen Dokumente selbst mitbringen und sehen, was in dieser Sache zu tun ist, von der ich freilich nicht viel erwarte.

Unser Plan ist schon seit lange gewesen, Euch diesen Sommer in Dresden zu besuchen.

Wir gehen nach Dobberan bei Rostock, um das Seebad zu gebrauchen; dann wollten wir über Berlin und Dresden zurückkehren. Aber nach näherer Ueberlegung hat sich gezeigt, daß sich diese verschiedenen Entwürfe nicht zusammen verbinden lassen. Wir hätten nur Eine Woche bei euch und eine in Berlin zubringen können, weil ich nicht mehr als sechs Wochen höchstens an diese Reise wenden darf, und wir auch die zwei jüngsten Kinder nicht solang können in fremden Händen lassen. Wir müssen also die Entwürfe trennen, und für jetzt bloß die Gesundheitsreise zum Zweck machen. Es ist beschlossen, weil Humboldts das nächste Jahr in Berlin sind, denn sie kommen in drei Wochen zurück, nächstes Jahr dorthin zu gehen, dort etwas länger zu bleiben, und damit läßt sich dann eine Reise zu euch und ein etwas längerer Aufenthalt besser vereinigen. Vielleicht könnt ihr es bis dahin arrangieren, daß wir zusammen nach Berlin reisen, entweder in Tegel bei Humboldts wohnen, oder in Berlin ein Quartier zusammen beziehen, und immer beisammen bleiben.

Humboldts wollen den 1. August in Erfurt sein; wir werden sie nicht mehr abwarten können, weil ich das Seebad nicht später als zum Anfang Augusts verschieben darf. Leider habe ich mich seit einigen Wochen nicht zum besten befunden. Meine Krämpfe haben mich sehr inkommodiert, wahrscheinlich hat die Witterung sie rege gemacht. Auch diese Unbehaglichkeit meines Zustands ist eine Ursache mit, daß ich meine Reise ins kleine ziehe, und die Reise zu euch und nach Berlin, wo ich gesund und frisch sein möchte, auf eine bessere Zeit verschiebe.

An ein neues Stück bin ich noch nicht gegangen, aber ich

habe den Plan zu dreien indeſſen ausgedacht und werde nach meiner Reiſe deſto raſcher an die Ausführung gehen. Sei ſo gut und ſende mir das Manuſkript der Jungfrau jetzt zurück, das meinige hat Unger, der es für die Herbſtmeſſe druckt.

Herzlich umarmen wir euch.

Dein

Sch.

An Jakob Herzfeld.

Weimar, den 16. Juli 1801.

Ich habe nunmehr von meinem Verleger freie Hand bekommen, das Mädchen von Orleans an die Theaterdirektionen zu verkaufen. Wenn Ihnen alſo die theatraliſche Bearbeitung dieſes Stücks (denn die gedruckte Ausgabe hat bei der Repräſentation viele Schwierigkeiten), für zwölf Friedrichsdor anſteht, ſo haben Sie die Güte, mir mit nächſter Poſt Nachricht zu geben. Ich werde den 3. Auguſt mich auf eine Reiſe ins Bad begeben und bitte daher, die Antwort zu beſchleunigen, wenn ſie mich hier noch antreffen ſoll.

Das Manuſkript der Maria haben Sie, wie ich hoffe, von Lauchſtädt aus erhalten.

Mit aller Hochachtung verharrend

Ew. hochedelgeboren

gehorſamer Diener

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 20. Juli 1801.

Ich ſchreibe dir nur mit zwei Worten, daß wir es unter uns arrangiert haben, mit Anfang des Auguſt nach Dresden zu reiſen. Nun wünſchten wir aber unſerer allerſeitigen Geſundheitsumſtände wegen die drei oder vier Wochen, die wir in Dresden zubringen können, auf dem Land, in einer mäßigen Entfernung von der Stadt und von euch zuzubringen, da meine Schwägerin

eigene Pferde mitbringt, ſo können wir dann leicht zuſammen kommen. Wir bitten dich alſo, uns ein ſolches Quartier mit den nötigen Meubles und ſieben Betten zu mieten, auch Stallung für zwei Pferde nicht zu vergeſſen. Ein Mädchen, das uns kocht, bringen wir entweder mit, oder wollen uns eins dort zu verſchaffen ſuchen. Wenn ihr euer Gartenhaus nicht bewohnen ſolltet, ſo wäre uns dieſes ſehr hübſch gelegen, und wir hätten an dem zweiten Stock und den Manſarden genug, daß Ihr den erſten Stock immer zum Abſteigequartier freibehieltet.

Wir würden etwa am 4. oder 5. Auguſt bei euch eintreffen können; wenn du aber gleich mit umgehender Poſt antworteſt, ſo trifft uns der Brief noch hier.

Zum Seebad wird es uns zu ſpät, und, wie du ſelbſt ſchreibſt, iſt es im Süden ratſamer als im Norden; deswegen haben wir uns dieſes Jahr nicht recht getraut, es ſo ſpät zu gebrauchen.

Wir umarmen euch herzlich.

Dein

Sch.

An Friedrich Schröder.

v. H., den 31. Juli 1801.

Verſprochenermaßen überſende ich Ihnen mein neues Stück, aber in der Form, wie es gedruckt erſcheint, nicht wie es geſpielt wird. Haben Sie die Güte, es nicht aus der Hand zu geben. Dieſen Mittag habe ich das Vergnügen, Sie zu Tiefurt zu ſehen.

Mit vollkommenſter Ergebenheit

der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 31. Juli 1801.

Es iſt auf jeden Fall gut, daß dein Gartenhaus zu Loſchwitz für uns offen ſteht, wenn wir kommen. Sollte ſich übrigens

ein anderes in der Nähe der Stadt finden, welches gleichfalls die Gelegenheit eines Gartens hat, so steht es uns immer frei, davon Gebrauch zu machen. Mir ist es aber durchaus nötig, daß ich freie Luft und Bewegung haben kann, ohne nötig zu haben, darnach auszugehen, denn meine Gesundheit ist diesen Sommer lange nicht so gut als im vorigen, und es wird mir oft schwer, ja unmöglich, auszugehen, ohne meine Krämpfe dadurch zu reizen. Liegt also unsere Wohnung nur nahe genug, daß ihr bald und bequem zu mir kommen könnt, und kann ich, ohne auszugehen, in der freien Luft sein, so sind meine Wünsche befriedigt.

Da wir noch nicht gewiß bestimmen können, ob wir eine Köchin mitbringen, so ist Dorchen wohl so gut, sich nach einer zu erkundigen, ohne mit ihr abzuschließen. Meine Schwägerin wird einige Tage vor uns ankommen und das Arrangement selbst machen. Wahrscheinlich kann sie am fünften eintreffen. Humboldts kommen den zweiten zu Erfurt an, wir wollen nicht abreisen, ohne sie gesehen zu haben.

Lebe recht wohl. Herzliche Grüße von uns allen, wir freuen uns sehr, uns endlich wiederzusehen.

Dein

Sch.

An Leopold von Seckendorff.

Weimar, den 1. August 1801.

Ihr Brief, mein wertester Freund, der mir die Fortdauer Ihres freundschaftlichen Andenkens versichert, hat mir eine große Freude gemacht; möchte es Ihnen in Ihren neuen Verhältnissen recht wohl werden, ohne daß Sie der alten dabei vergessen, das ist mein und aller Ihrer hiesigen Freunde herzlicher Wunsch. Wir erinnern uns Ihrer oft und jeder vermißt Sie.

In wenigen Tagen werde ich meine Reise nach Dresden antreten und von da aus wahrscheinlich nach Berlin gehen. Die Unpäßlichkeit meiner Frau hat die projektierte Reise nach dem

Seebad verzögert und dadurch, weil es nun zum Baden zu ſpät iſt, ganz verhindert.

Goethe iſt von ſeiner Pyrmonter Reiſe noch nicht zurück, darum kann ich Ihnen in Anſehung des vorgeſchlagenen Schauſpielers noch keine Nachricht geben. Das gute Zeugnis, das Sie ihm geben, läßt mich wünſchen, daß Goethe es mit ihm verſuchen möchte, und ich werde das meinige dazu beitragen, ihn zu beſtimmen. Schreiben Sie doch ein paar Worte über ihn an den Hofkammerrat Kirms und laſſen ihn wiſſen, mit welcher Gage dieſer Schauſpieler wohl zufrieden ſein möchte. Wenn er für den Anfang wenig verlangt und nachher gut einſchlägt, ſo wird es nicht ſchwer werden, einen guten Kontrakt zu machen. Ich glaube, ſechs Taler für die Woche würden zum Anfang genug ſein.

Mein neues Stück iſt noch gar nicht in Weimar geſpielt worden. Verſchiedene theatraliſche Zänkereien und andere verwickelte Verhältniſſe haben mich in den letzten Monaten des hieſigen Theaterjahres von dem Schauſpielweſen ganz abgezogen. In zwei Monaten erſcheint das Stück bei Unger in Berlin gedruckt, wird aber vorher auf mehreren ausländiſchen Theatern wie zum Beiſpiel Hamburg, Berlin, Leipzig, Schwerin geſpielt werden. Was Sie von dem Stück gehört haben, muß von einer Vorleſung herrühren, die ich bei der Herzogin Amalie davon gehalten habe.

Herr Schmidt wird in dieſen Tagen nach Wien abgehen, wo Goethe ihm ein Engagement verſchafft hat. Leider iſt ſein erſtes Debut hier in Weimar ganz und gar verunglückt und ich zweifle ſehr, ob er wirklich jemals auf dem Theater reuſſieren wird. In Lauchſtädt hat er unterdeſſen mehrmal geſpielt und ſcheint zwar mit ſich ſelbſt zufriedener zu ſein, aber ich höre nicht, daß es ihm beſſer gelungen.

Schröder war dieſer Tage hier und hat uns zu Tiefurt aus Nathan dem Weiſen vorgeleſen. Das Stück war gerade nicht gut gewählt, um den ganzen Umfang ſeines Talents zu zeigen, aber wir haben doch Gelegenheit gehabt, ſeinen einfachen und

lebendigen Vortrag und die Herrschaft, die er über sein nicht sehr günstiges Organ erlangt hat, kennen zu lernen.

Leben Sie wohl, mein teurer Freund, und bewahren Sie mir Ihr wohlwollendes Andenken. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen aufs beste.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An August Wilhelm Iffland.

Dresden, den 2. September 1801.

Hier, mein wertester Freund, das Theatermanuskript meiner J. v. O. Sie geben mir dafür, was Sie glauben, daran wenden zu dürfen. Unger hat Ihnen einen Preis darauf gesetzt, der mehr seiner eigenen guten Meinung von dem Stück als meiner Erwartung gemäß war.

Leider werde ich abermals abgehalten, Berlin zu besuchen, und was mir eben so leid tut, daß wir Sie, wie ich höre, auch in Weimar nicht sehen werden. Möge ein gutes Geschick uns bald wieder, sei es wo es wolle, zusammen führen.

Nach allem, was ich von Madame Unzelmann höre, muß ich wünschen, daß ihr die Rolle der Johanna zufallen möge. Die kleine Figur, welche die größte Einwendung dagegen scheint, hat bei der Johanna, so wie ich sie in dem Stücke genannt habe, nicht soviel zu bedeuten, weil sie nicht durch körperliche Stärke, sondern durch übernatürliche Mittel im Kampf überwindet. Sie könnte also, was dieses betrifft, ein Kind sein, wie der Oberon, und doch ein furchtbares Wesen bleiben.

Den Thibaut empfehle ich noch besonders zu einer guten Besetzung.

Leben Sie recht wohl. Ihre Antwort findet mich nach drei Wochen wieder in Weimar.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Schiller.

An Siegfried Lebrecht Crusius.

Dresden, den 11. September 1801.

Ich werde kommenden Mittwoch oder Donnerstag auf meiner Rückreise von Dresden nach Weimar durch Leipzig kommen und dort einen oder zwei Tage verweilen. Ich hoffe, Sie bei bester Gesundheit zu finden, und freue mich, unsere persönliche Bekanntschaft wieder zu erneuern.

Für die überschickten Exemplarien meiner Niederländischen Geschichte, die ich ganz kurz vor meiner Abreise aus Jena erhielt, danke ich Ihnen verbindlichst. Ich hatte mir vorbehalten, es schon vor sechs Wochen mündlich zu tun, da ich durch Leipzig reiste, bin aber damals verhindert worden.

Zugleich wünschte ich bei dieser Gelegenheit unsere gegenseitige Rechnung in Ordnung zu bringen und abzuschließen, auch wegen des zweiten Teils meiner Gedichte Abrede mit Ihnen zu nehmen.

Mit vorzüglicher Achtung verharre ich Ihr ganz ergebener Diener

Schiller.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 21. September 1801.

Seit gestern sind wir von Dresden wieder nach Weimar zurückgekommen, und ich versäume keinen Augenblick, Ihnen, mein werter Freund, wieder ein Lebenszeichen zu geben. Die Reise hatte mich zum Briefschreiben ganz unfähig gemacht, und Sie werden mir, wie meine andern Freunde, mein langes Stillschweigen vergeben. Aus einer Reise nach der Ostsee, die wir vor hatten, ist bloß eine Reise nach Dresden geworden, wo ich mit meinem alten Freund Körner sechs angenehme Wochen zubrachte und mich der schönen Kunstwerke erfreute. Wir sind alle gesund zurückgekommen und ich eile nun, das Versäumte in meinen dramatischen Arbeiten hereinzubringen. Nach Berlin

kam ich nicht, habe aber die fünfzig Carolin, die Sie so gütig waren, bei Ungern für mich anzuweisen, erhalten.

Mit großem Vergnügen habe ich aus dem Meßkatalogus ersehen, daß eine zweite Auflage von Maria Stuart und Macbeth zustande gekommen.

Die englische Maria Stuart habe ich noch nicht erhalten.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Madame Cotta aufs freundschaftlichste, und ich bin mit der aufrichtigsten Ergebenheit der Ihrige Sch.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 23. September 1801.

Wir sind nun drei Tage hier und ich bin noch immer in Gedanken bei euch; es war mir eine so angenehme Gewohnheit geworden, euch abends zu sehen, daß ich mich in meiner hiesigen Existenz noch ganz fremd fühle. Habt noch einmal tausend Dank, Ihr Lieben, für alle Freude, die ihr uns gemacht habt, ich habe nun wieder innig empfunden, daß ich bei euch zu Hause bin, daß ich zu euch gehöre, und daß wir einander nur sehen dürfen, um den herzlichen Bund früherer Zeit im Augenblick wieder herzustellen.

Hier haben uns bei unserer Zurückkunft mancherlei Zerstreuungen empfangen. Die Unzelman war eben angekommen, und gleich den Tag nach meiner Ankunft wurde Maria Stuart gegeben. Die Unzelmann spielt diese Rolle mit Zartheit und großem Verstand; ihre Deklamation ist schön und sinnvoll, aber man möchte ihr noch etwas mehr Schwung und einen mehr tragischen Stil wünschen. Das Vorurteil des beliebten Natürlichen beherrscht sie noch zu sehr, ihr Vortrag nähert sich dem Konversationston, und alles wurde mir zu wirklich in ihrem Mund; das ist Ifflands Schule und es mag in Berlin allgemeiner Ton sein. Da, wo die Natur grazios und edel ist, wie bei Madame Unzelman, mag man sichs gerne gefallen lassen, aber bei gemeinen Naturen muß es unausstehlich sein, wie wir

schon in Leipzig bei der Vorstellung der Jungfrau von Orleans gesehen haben.

Goethen habe ich wohl aussehend und gesünder als vor der Reise gefunden. Ich habe noch wenig mit ihm sprechen können, weil ihn, außer den theatralischen Dingen und dadurch veranlaßten Gesellschaften die Ausstellung der eingesandten Preisstücke beschäftigt. Es sind jetzt in allem zweiundzwanzig Preisstücke eingekommen, außer einem ganzen Saal voll anderer Kunstwerke: Nahls, Catels, Burys und mehrerer anderer, welche wirklich zum Teil sehr schön und sehenswürdig sind. Das Institut scheint in Aufnahme zu kommen, und leicht könnte in einigen Jahren eine allgemeine Kunstausstellung der neuesten Künstlerwerke bei uns zustande kommen. Goethe läßt die Entree bezahlen, und der Ertrag wird zu dem Preis geschlagen. Uebrigens finde ich nicht, daß sich die deutschen Künstler seit dem vorigen Jahr viel gebessert haben. Die zwei Aufgaben sind von keinem einzigen befriedigend gelöst.

Ich habe den Engländer Beresford hier gefunden, und Deinen Auftrag wegen des Naumannischen Vaterunsers an ihn bestellt. Er hat schon von Wien aus die Aufforderung erhalten, Haydns Jahreszeiten zu übersetzen, und ist sehr dazu geneigt. Schicke mir die Worte des Vaterunsers und womöglich etwas von Melodie dazu, daß er sich darnach richten kann; entweder er, oder Mellish, der jetzt auch hier ist, wird die Uebersetzung besorgen.

An die Arbeit habe ich noch nicht denken können, und es werden wohl noch einige Tage hingehen, eh ich mich sammle.

Die lieben Kinder haben wir ganz gesund und vergnügt wiedergefunden; auch einen Brief von meiner Mutter fand ich, der mich über meine Familie in Schwaben ganz beruhigt.

Dem lieben Graf Geßler und dem treuen guten Schönberg unsre herzlichsten Grüße. Stets werden wir uns ihrer mit Liebe und innigem Anteil erinnern. Euch alle und die lieben Kinder umarme ich tausendmal.

Dein

Sch.

An August Wilhelm Iffland.

Weimar, den 23. September 1801.

Ihrer Güte, mein teurer Freund, danke ich das große Vergnügen, das mir die Darstellung der Maria Stuart durch Madame Unzelmann vorgestern verschafft hat. Ich wurde dadurch um so angenehmer überrascht, da ich den Abend vorher von meiner Reise zurückgekommen, und beinah in Gefahr gewesen wäre, diesen Genuß zu entbehren. Die Darstellung war vortrefflich, voll Charakter, Zartheit und Empfindung; in der sinnvollen feinen Deklamation erkannten wir den Meister, von dem sie gelernt hat.

Madame Unzelmann hat einen schnellen Rappell von Ihnen erhalten. Sie möchte Ihnen gar gerne gehorchen, denn sie liebt Sie und fürchtet Ihnen zu mißfallen. Aber wir sind hier alle dabei interessiert, daß sie einige Spieltage länger bleiben und uns noch einige Rollen geben möge. Sie wird Sie also um Prolongation ihres Urlaubs bitten, und ich vereinige meine Bitte mit der ihrigen. Sie werden uns allen dadurch Freude machen, und wir haben einiges Recht an diese Gabe, da Sie selbst unsre Hoffnung noch nicht erfüllt haben.

Leben Sie wohl, mein teurer Freund, und erhalten mir Ihre Liebe.

Schiller.

An die Göschensche Buchhandlung.

Weimar, den 5. Oktober 1801.

Haben Sie die Güte, inliegenden Brief an Herrn Unger, der den 9. dieses in Leipzig eintreffen wird, zu besorgen.

Auch ersuche ich Sie, mir mit dem ersten Posttag den ersten Teil meines Dreißigjährigen Krieges zu übermachen.

An Herrn Göschen meine freundschaftlichsten Grüße.

Ihr ganz ergebener

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 5. Oktober 1801.

Auch bei uns ſtellt ſich nach und nach wieder die Ordnung ein, und dieſe wird hoffentlich auch den Fleiß und den Sukzeß hervorbringen. Madame Unzelmann hat uns vor drei Tagen verlaſſen, weil ſie nach Berlin zurückeilen mußte, und wir müſſen uns wieder an unſre theatraliſche Hausmannskoſt halten. Die Theater, die ich in den letzten drei Wochen geſehen, haben mich nun gerade nicht zur Arbeit begeiſtert, und ich muß ſie eine Weile vergeſſen haben, um etwas Ordentliches zu machen. Alles zieht zur Proſa hinab, und ich habe mir wirklich im Ernſt die Frage aufgeworfen: ob ich bei meinem gegenwärtigen Stücke, ſowie bei allen, die auf dem Theater wirken ſollen, nicht lieber gleich in Proſa ſchreiben ſoll, da die Deklamation doch alles tut, um den Bau der Verſe zu zerſtören, und das Publikum nur an die liebe bequeme Natur gewöhnt iſt. Wenn ich anders dieſelbe Liebe, welche ich für meine Arbeit notwendig haben muß, mit einer Ausführung in Proſa vereinigen kann, ſo werde ich mich wohl noch dazu entſchließen.

Es freut mich doch ſehr, daß ihr Wallenſteins Lager auf der Bühne zu ſehen Gelegenheit gehabt habt, und daß es noch ſo leidlich gut ausgefallen iſt. Maria Stuart iſt freilich keine Aufgabe für eine ſolche Geſellſchaft als die Secondaſche, und wenn auch der Schauſpieler alles dafür täte, ſo kann ſich das Publikum nicht darein finden, an einer reinen Handlung, ohne Intereſſe für einen Helden, ein freies Gefallen zu finden; und eben dadurch werden wir dramatiſche Schriftſteller in der Wahl der Stoffe ſo ſehr beengt; denn die reinſten Stoffe in Abſicht auf die Kunſt werden dadurch ausgeſchloſſen, und ſehr ſelten läßt ſich eine reine und ſchöne Form mit dem affektionierten Intereſſe des Stoffs vereinigen.

Bei meinem W. geht es mir hierin noch ganz leidlich, und ich werde es mit der Kunſt nicht zu verderben brauchen, um

die Neigung zu befriedigen. Aber je schärfer ich dieses Stück ins Gesicht fasse, desto mehr häufen sich die Schwierigkeiten, obgleich auch das Interesse daran wächst.

Deine Vorschläge wegen der Glocke werde ich nächster Tage Zeltern mitteilen. Wir erwarten in einigen Wochen Reichardt aus Berlin, der seine Geisterinsel hier einstudieren und spielen lassen wird. Die Jageman wird, wie ich höre, vor dem Winter noch zurückkommen, und vor der Hand da bleiben. Es müssen ihr also von Dresden aus keine Anträge gemacht worden sein.

Es sind dreizehn Lustspiele eingegangen, um den von Goethe aufgeworfenen Preis zu konkurrieren, und nicht eines ist davon zu brauchen; die meisten sind ganz unter der Kritik. So steht es jetzt um die dramatische Kunst in Deutschland.

Bei uns ist alles wohl; ich selbst habe mich seit meiner Zurückkunft leichter gefühlt, als während des ganzen Sommers, und ich wünschte, daß ich zu Dresden dieselbe Gesundheit genossen hätte. Vielleicht ist es aber eine Wirkung der Reise.

Tausend herzliche Grüße den lieben Frauen, den Kindern und den Freunden. Gar erfreulich ist es mir, daß ich euch mir jetzt in eurem Hause und in eurem gesellschaftlichen Kreise denken kann; ich glaube dann selbst noch unter euch zu leben, welches, hoffe ich, bald wieder geschehen wird.

Noch einmal Lebewohl.

Dein

Schiller.

Meiner Schwägerin die besten Grüße.

Die Memoires, die Floras und übrige Schriften werden mit dem nächsten Postwagen abgehen.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 13. Oktober 1801.

Sie wollen wissen, lieber Freund, was Sie auf Ostern von mir zu erwarten haben; diese Anfrage führt mich auf eine Erklärung, die ich Ihnen schon mündlich habe tun wollen, aber ich

weiß nicht aus welcher Scheu vor allem Merkantiliſchen bis jetzt verſchoben habe.

Endlich glaube ich mich, was die Schriftſtellerei betrifft, auf dem Punkte zu befinden, wohin ich ſeit Jahren geſtrebt habe. Der ſchnelle und entſchiedene Erfolg, den meine neueſten Stücke, zu denen ich auch die Jungfrau von Orleans rechnen darf, bei dem Publikum gehabt haben, verſichert auch den künftigen Entrepriſen in dieſem Fache einen ungezweifelten Sukzeß, und ich darf endlich hoffen, ohne Ihren Schaden, meine Arbeiten im Preiſe ſteigern zu können. Sie kennen mich genug, um zu wiſſen, daß Gewinnſucht nicht unter meine Fehler gehört, und ebenſowenig iſt es ein unanſtändiger Dünkel, wenn ich meine Produkte höher als ſonſt taxiere. Es hat eine edlere Urſache, deren ich mich keineswegs ſchämen darf, es entſteht aus der Begierde, meinen Arbeiten einen höheren innern Wert zu verſchaffen. Zum Guten und Vollendeten aber gehört Muße, und ich kann bei meiner abwechſelnden Geſundheit nur weniges unternehmen. Ein bedeutendes neues Stück iſt alles, was ich in Einem Jahre liefern kann, und ich will alſo nicht meine Lage, ſondern meine Werke dadurch verbeſſern, wenn ich ſie höher taxiere.

Indem ich annehme, daß Sie von meinen künftigen Stücken eine größere erſte Auflage wagen können, beſonders wenn Sie das Stück in der Form eines Kalenders geben; indem ich vorausſetze, daß der Abſatz von dreitauſend Exemplarien gewiß und ein höherer Abſatz ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo glaube ich den Preis von dreihundert Dukaten auf ein neues großes Originalſtück, ſo wie die Maria oder die Jungfrau iſt, ſetzen zu dürfen. Ich begebe mich aber dadurch zugleich jedes Anſpruchs an einen weitern Gewinn, der Abſatz mag ſo groß ſein als er will und der Auflagen ſo viele, als während drei Jahren davon erfolgen können; und reſerviere mir nichts als meine Rechte auf die künftige Sammlung meiner Theaterſchriften.

Ich führe Ihnen nicht an, daß andre Schriftſteller, denen ich nicht glaube weichen zu müſſen, eben ſo vorteilhafte Kontrakte

geschlossen; oder daß andre Verleger mir dergleichen Erbietungen getan. Dies sind keine Argumente, die zwischen Ihnen und mir gelten. Auch weiß ich aus Erfahrung, wie bereitwillig Sie sind, mich an dem Gewinn bei meinen Schriften Anteil nehmen zu lassen, aber hier kommt es darauf an, daß ich mir von meinem schriftstellerischen Fleiß einen bestimmten Etat gründe, daß ich weiß, woran ich bin und mich aller merkantilischen Rücksichten, die mir bei meinen Arbeiten nur störend sind, einmal für allemal entschlage.

Wenn der Kalender durch kein kostbares Papier oder unnötige Kupferverzierungen verteuert wird, so sind mit 1800 Exemplarien, die abgesetzt werden, alle Kosten bezahlt.

Dies ist meine Erklärung und nun mögen Sie als Kaufmann und als Freund darüber verfügen.

Für die überschickten Kalender wird Ihnen meine Frau noch besonders Dank sagen; leben Sie recht wohl und meiner herzlichsten Freundschaft für immer gewiß.

Schiller.

An Georg Göschen.

Weimar, den 15. Oktober 1801.

Haben Sie noch einmal herzlich Dank, lieber Freund, für Ihre gütige Aufnahme in Hohenstädt. Jener Tag gehörte zu den fröhlichsten, die ich durchlebte. Ich sah Sie glücklich in Ihrem häuslichen Kreis, in Ihrer ländlichen Ruhe. Ich habe jetzt eine Anschauung Ihres zufriednen Landlebens, ich kenne das Haus, das Sie bewohnen, die Gegend, die Sie umgibt, und kann mir nun alles, was Sie angeht, lebhafter vorstellen. Gerne wäre ich und meine Frau unter den vergnügten Teilnehmern Ihres Familienfestes gewesen.

Daß Ihnen die Jungfrau von Orleans diese edle Rührung erweckt hat, freut mich sehr, und ich darf hoffen, daß das ruhige Lesen des unverstümmelten Werkes selbst um so reiner auf Sie

wirken werde; denn durch die Repräsentation ist freilich vieles, sehr vieles entstellt und alles herabgestimmt worden.

Wegen des Dreißigjährigen Krieges, den Sie mir neulich überschickt, muß ich Sie nochmals plagen. Der erste Bogen, den ich hier zurücksende, ist mangelhaft, er ist von einer andern Ausgabe und mit römischen Seitenzahlen, da die übrigen Bogen mit deutschen Zahlen paginiert sind; dies schadete zwar nichts, aber es fehlen zu dem Bogen fünf Blätter. Sobald ich ihn vollständig habe, fange ich die Revision an und sende mit erster Post alsdann die erste Lieferung an Sie ab.

Hier folgen die drei ersten Bogen des Carlos.

Sollten Sie beim Empfang dieses Briefs schon ein gedrucktes Exemplar der Jungfrau von Orleans in Leipzig zu bekommen wissen, so haben Sie die Güte, es mir mit der allererſten Post zuzusenden. Unger ist ein Zauderer und es könnte leicht sein, daß ich das erste Exemplar meines Stücks aus Ihren Händen erhielt. Es liegt mir daran, unsrer Herzogin das erste Exemplar davon zu verschaffen. Ich gebe es Ihnen in natura mit allem Dank wieder zurück.

Herzliche Grüße von uns beiden an Ihre liebe Frau.

Der Ihrige von ganzem Herzen

Schiller.

An Martin Wieland.

Weimar, den 17. Oktober 1801.

Sie haben mir, mein herzlich verehrter Freund, zu Anfang dieses Jahres mit Ihrem Sokrates und seiner Freundin Lais ein so angenehmes Geschenk gemacht, daß ich herzlich wünsche, es auf meine Art, das heißt so gut als ichs habe, wieder wettmachen zu können. Anstatt einer Hetäre sende ich Ihnen hier eine Jungfrau, und möchte diese nur keine schlechtere Figur unter den Jungfrauen spielen, als Ihre Lais unter den Freundinnen.

Beide haben übrigens dieses miteinander gemein, daß sie zwei

übel berüchtigte und liebenswürdige Damen wieder zu Ehren zu bringen suchen, und Sie werden mir zugeben, daß Voltaire sein möglichstes getan, einem dramatischen Nachfolger das Spiel schwer zu machen. Hat er seine Pücelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, so habe ich die meinige vielleicht zu hoch gestellt. Aber hier war nicht anders zu helfen, wenn das Brandmal, das er seiner Schönen aufdrückte, sollte ausgelöscht werden.

Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 19. Oktober 1801.

Diesmal nur einen freundlichen Gruß zur Begleitung des Kalenders, davon das schöne Exemplar für die Bibliothek der Minna bestimmt und das andere zum Gebrauch ist.

Ein leidiger Katarrh, der mich schon seit acht Tagen heftig angreift, erlaubt mir nichts Vernünftiges zu schreiben.

Ueber den Alfred mit nächstem Posttag. Schreibe mir doch, ob du etwas dagegen hättest, wenn ich das Sujet Kotzebuen vorschlüge, der jetzt hier ist. Zur Ausführung ist er gar nicht schlecht, weil ein lebhafter Dialog seine Stärke ist.

Daß Kotzebue so besonders gut für seine Arbeiten bezahlt werden soll, zweifle ich doch, da er als ein Prahlhans und Windbeutel es gewiß überall rühmen würde, und er mir doch vor einigen Tagen geklagt hat, er würde nicht gut genug bezahlt, um eine revidierte und verbesserte Ausgabe seiner Stücke zu unternehmen, wozu er große Lust hätte.

Ich habe übrigens deine Ermahnungen wegen besserer Kontrakte mit den Buchhändlern nicht in den Wind gesprochen sein lassen. Gleich schrieb ich Ungern, der mich um Text zu einem neuen Kalender bat, daß ich mich nur für ein groß Honorar dazu verstehen würde, und erhielt mit erster Post auch zur Antwort, daß er wohl ein 1000 Taler daran wenden wolle. Auch an Cotta

habe ich geſchrieben und für meine künftigen Stücke 300 Dukaten verlangt. Du ſiehſt daraus, daß ich ziemlich expeditif bin. Geld könnte ich jetzt leicht erwerben, wenn ich nur noch die Kühnheit und den Leichtſinn der Jugend beim Arbeiten hätte. Aber was ich an größeren Honoraren gewinnen könnte, das verliere ich wieder durch meine Bedenklichkeit und Langſamkeit im Arbeiten, und ſelbſt in dieſem Augenblick ſteht die Wage bei mir noch ein, was ich zuerſt ſchreiben ſoll.

Tauſend herzliche Grüße an euch alle und an die Freunde; auch meine Schwägerin, wenn ſie noch in Dresden iſt.

Ganz der Deinige

Sch.

An Friedrich von Hoven.

Weimar, den 27. Oktober 1801.

Es hat mich von Herzen gefreut, nach meiner Zurückkunft von der Dresdner Reiſe einen Brief von dir zu finden, der mich der Fortdauer deiner Liebe verſichert. Glaube mir, ſo ſchlecht es auch mit meinem Briefſchreiben bisher beſchaffen war, ſo bin ich immer der alte geblieben, wie du mich kennſt, und werde es bleiben bis ans Ende. Eben dieſe brüderliche Neigung iſt es, die mir den Wunſch eingegeben hat, dich und deine Familie in unſre Nähe verſetzt zu ſehen, und viel gäb ich darum, wenn dieſer Wunſch zu realiſieren wäre. Aber hier muß die perſönliche Bekanntſchaft alles tun, und wenn du es für dein eigenes und für unſer Vergnügen möglich machen könnteſt, auf vier Wochen oder ſechs abzukommen und hieher zu reiſen, ſo könnte dies den Grund zu einer ſolchen Ausſicht legen. Mit der Univerſität zu Jena iſt es nichts für jetzt, denn Hufelands Stelle iſt während meiner Abweſenheit durch einen Doktor Himmli aus Helmſtadt beſetzt und die Mediziniſche Fakultät noch durch andre Privatdozenten vermehrt worden. Auch würdeſt du dich vielleicht in die ganz ungewohnt akademiſche Tätigkeit nicht ſogleich finden, den ſchwäbiſchen Dialekt, der bei dem öffentlichen Vortrag auf

einer sächsischen Universität im Wege steht, nicht einmal gerechnet. Als praktischer Arzt hingegen wäre in Weimar gewiß etwas für dich zu tun, wenn es nur anginge, daß du erst festen Fuß bekämest. Die öffentliche Stimme ist für keinen einzigen der hiesigen Aerzte und wer es kann, läßt den Doktor Stark von Jena rufen. Aber freilich würde es schwer sein, dir gleich eine hinlängliche Entschädigung für das, was du zu Ludwigsburg im Stiche ließest, anzubieten. Die Besoldungen sind für die teure Lebensart, die hier herrscht, sehr klein, und das meiste müßte durch die Praxis erworben werden. Hiebei wäre aber allerdings viel zu gewinnen, weil zwei Hofhaltungen hier sind, eine dritte mit nächstem dazukommt, und viel Adel hier lebt. In Rücksicht der Sozietät und der Vergnügungen würdet ihr euch freilich sehr verbessern, und unsre Vereinigung an dem nämlichen Ort würde keine Kleinigkeit sein.

Noch einmal also: laß es auf eine Probe ankommen, reise aufs nächste Frühjahr hieher und lerne das Lokale mit deinen eigenen Augen kennen. In Ludwigsburg wird sich doch wohl einer finden, der deine Patienten übernimmt; ist doch unser Hofrat Stark, der in Jena und Weimar zugleich angestellt ist, oft auf drei Wochen in andern Gegenden abwesend, und wenn du vier Wochen krank lägest, müßten sichs deine Patienten ja auch gefallen lassen. Aber vor Ende Mais müßtet ihr kommen, weil im Junius vieles aufs Land reist.

Welche Freude für uns, euch wieder zu sehen und zwar bei uns! und auch für euch eine angenehme Zerstreuung, da ihr noch so wenig vom Ausland gesehen habt! Wie würden unsre Kinder sich mit den eurigen ergehen! Vielleicht brächtet ihr auch Freund Conz mit, der sich hier der vergangenen Zeiten mit Vergnügen erinnern würde. Grüße ihn recht schön von mir.

Herzlich umarme ich dich und deine liebe Frau. Meine freundschaftlichen Grüße an deine ganze Familie. Ewig der deinige

Schiller.

An Georg Göſchen.

Weimar, den 29. Oktober 1801.

Hier, mein lieber Freund, den Anfang des Manuſkripts zum Dreißigjährigen Krieg. Die Sendungen ſollen nun von einem Poſttag zum andern fortgeſetzt werden.

Für die überſchickte Johanna danke ich ſchönſtens; ſobald ich wieder Exemplare habe (denn mein ganzer Vorrat iſt mir hier am erſten Tag abgenommen worden), werde ich jenes dankbar erſtatten.

Herr von Einſiedel hat ein Luſtſpiel von Terenz, Die Brüder, deutſch bearbeitet und mit vielem Sukzeß hier ſpielen laſſen. Er wünſcht, daß das Werkchen bald, und mit einiger Eleganz gedruckt würde, und würde es Ihnen ſehr gern für billige Bedingungen überlaſſen. Da es von einem geringen Umfang iſt, ſo wäre vielleicht auch in typographiſcher Rückſicht etwas damit auszuführen. Es wird zwar keinen großen und brillanten Abgang finden, aber es wird doch außer den Freunden der alten Literatur auch andere Leſer intereſſieren, weil es wirklich mit vieler Leichtigkeit und Laune überſetzt iſt.

Sagen Sie mir ein paar Worte, ob Sie ſich wohl darauf einlaſſen mögen.

Adieu, lieber Freund. Empfehlen Sie uns der lieben Frau aufs beſte.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 2. November 1801.

Da meine Memoires noch nicht alle beiſammen ſind, ſo ſende ich einſtweilen den Kardinal von Retz, auf den die Minna begierig war. Alle andern Teile, ſowie die Flora und meine Niederländiſche Geſchichte, und was du ſonſt verlangteſt, ſoll in acht Tagen nachfolgen.

Mein Katarrh hat mich noch nicht ganz verlassen, und ich habe, da ich mich nicht gleich in eine ganz freie produktive Tätigkeit zu versetzen wußte, einen alten Vorsatz auszuführen angefangen, nämlich die neue Bearbeitung eines Gozzischen Märchens, Turandot, für das Theater. Es rückt schon ganz gut damit fort, und ich hoffe in einem Monat ziemlich weit darin zu kommen. So geschieht doch etwas, und ich verliere die Zeit nicht ganz, indem ich zu einem neuen Werk mich stimme und sammle. Auch wird dadurch für die deutsche Bühne ein neues und interessantes Theaterstück gewonnen. Ich hoffe, du sollst es mit Anfang des neuen Jahres in Dresden spielen sehen.

Naumanns Tod geht uns sehr nahe und hat meine Schwägerin besonders, die ihn den Tag vorher noch gesehen, sehr erschreckt.

Herzlich umarmen wir dich und die liebe Minna und die Kinder. Grüße die Freunde.

Ganz dein

S.

An Wolfgang von Goethe.

[Weimar, den 10. November 1801.]

Ich freue mich Ihrer Zurückkunft und sage Ihnen den schönsten Dank für Ihren freundschaftlichen Glückwunsch. Morgen hoffe ich von Ihnen zu hören, daß die Musen Ihnen in Jena günstiger als mir gewesen.

Ich erhielt heute von Rochlitz aus Leipzig einen kläglichen Erinnerungsbrief wegen seiner Zauberflöte. Er wartet auf eine Zeile Antwort von Ihnen, was das Schicksal dieses Werkes sei, und erbittet sich das Manuskript zurück.

Leben Sie recht wohl. Ich freue mich Sie morgen wiederzusehen.

S.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 16. November 1801.

Während daß sich der Winter mit starken Schritten naht und Leib und Seele in seine düstere Nebelluft einwickelt, bin ich froh, eine Arbeit gefunden zu haben, die meine Tätigkeit nicht ganz stocken läßt und doch keine große Anforderungen an mich macht. Zunächst bestimmte mich das Bedürfnis unsers Theaters dazu, wir brauchen ein neues Stück, und womöglich aus einer neuen Region; dazu taugt nun dieses Gozzische Märchen vollkommen. Ich schreibe es in Jamben, und ob ich gleich an der Handlung selbst nichts zu ändern weiß, so hoffe ich ihm doch durch eine poetische Nachhilfe bei der Ausführung einen höheren Wert zu geben. Es ist mit dem größten Verstand komponiert, aber es fehlt ihm an einer gewissen Fülle, an poetischem Leben. Die Figuren sehen wie Marionetten aus, die am Draht bewegt werden; eine gewisse pedantische Steifigkeit herrscht durch das Ganze, die überwunden werden muß. Ich habe also wirklich Gelegenheit, mir einiges Verdienst zu erwerben, und die sechs, sieben Wochen, die auf dieses Geschäft gehen mögen, werden nicht verloren sein. Alsdann hoffe ich mit der gehörigen Lust an den Warbeck gehen zu können.

Sorge nicht, daß ich dem Jamben entsagen werde. Ich würde es tun, wenn ich an Erfindungen zu Theaterstücken fruchtbarer und in der Ausführung behender wäre; denn der Jambe vermehrt die theatralische Wirkung nicht, und oft geniert er den Ausdruck. Solche Stücke gewinnen oft am meisten, wenn sie nur Skizzen sind. Aber, wie gesagt, ich finde mich zu diesem Fach nicht berufen und weder fähig noch geneigt. Ich will daher meinen alten Weg fortsetzen, und mit meinen dramatischen Herren Kollegen nicht um den erbärmlichen Marktpreis streiten.

Wir suchen uns hier aufs beste durch den Winter hindurch zu helfen. Goethe hat eine Anzahl harmonierender Freunde zu einem Klub oder Kränzchen vereinigt, das alle vierzehn Tage

zusammenkommt und soupiert. Es geht recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäste zum Teil sehr heterogen sind, denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören, es wird fleißig gesungen und pokuliert. Auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen, zu denen ich sonst bei meinen größeren Arbeiten niemals kommen würde. Was etwa bei dieser Gelegenheit zutage gefördert wird, soll euch, ihr Lieben, warm in die Hände kommen.

Lebewohl. Wir leben oft in Gedanken unter euch, und ich bin mehr als jemals mit dem Gedanken beschäftigt, nächsten Sommer bei euch zu sein. Herzliche Grüße an alle

dein

S.

An Friedrich Rochlitz.

Weimar, den 16. April [fälschlich für November] 1801.

Ich habe Ihr Paket zur rechten Zeit erhalten und es an Goethen besorgt. Daß er Ihnen noch nicht geschrieben, müssen Sie seinen vielen Geschäften, und ich darf hinzusetzen, auch seiner Schreibscheu, die er oft nicht zu überwinden imstande ist, zurechnen. Indessen weiß ich soviel, daß er gegen alle eingesandte Konkurrenzstücke, ohne Ausnahme, (es sind deren 13 gewesen) beträchtliche Einwendungen hat, und daß der Preis nicht wird ausgeteilt werden. Es findet sich allerdings Gutes darunter, aber nicht, was man eigentlich verlangt hatte. Ich hatte bei meinem letzten kurzen Aufenthalt in Leipzig gehofft, Zeit zu gewinnen, um Sie aufzusuchen, und unsre noch so junge Bekanntschaft, die mir so angenehm ist, fortzusetzen. Aber ich gehörte in diesen zwei Tagen nicht mir selbst an, da eine Gesellschaft von Freunden, die mir von Dresden gefolgt war, über meine Zeit disponierten. Hoffentlich sehen wir Sie bald wieder hier, wo mehr Ruhe bei gewiß nicht weniger Regsamkeit herrscht. Für die beigeschloßnen Zeitungsblätter, die eine Rezension meiner philosophischen Aufsätze enthalten, bin ich Ihnen sehr verbunden.

Ich habe alle Urſache, mich der guten Meinung des Verfaſſers für mich und ſeines gründlichen Eingehens in meine Idee zu rühmen. Der Gang unſeres Geiſtes wird ſo oft durch zufällige Verkettung beſtimmt. Die metaphyſiſch-kritiſche Zeitepoche, welche beſonders in Jena herrſchte, ergriff auch mich; es regte ſich das Bedürfnis nach den letzten Prinzipien der Kunſt; und ſo entſtanden jene Verſuche, denen ich keinen höhern Wert geben darf und will, als daß ſie eine Stufe meines Nachdenkens und Forſchens bezeichnen, und eine vielleicht notwendige Entladung der metaphyſiſchen Materie ſind, die, wie das Blatterngift, in uns ſteckt und heraus muß.

Leben Sie recht wohl und ſchenken auch ferner ein freundſchaftliches Andenken uſw.

Schiller.

An Friederike Unzelmann.

Weimar, den 17. November 1801.

Wie erfreute mich Ihr Andenken, meine liebenswürdige Freundin! Ich hätte mich, mit allen Ihren hieſigen Verehrern, darein finden müſſen, wenn Sie uns und unſer ſchlechtes Dorf und unſer Dorftheater in dem großen kunſtvollen Berlin vergeſſen hätten! Deſto angenehmer mußte mich das Gegenteil überraſchen!

Ja, wohl bedaure ich ſehr, daß ſie meiner jungfräulichen Heldin Ihre Kunſt nicht leihen ſollen, ſie in die Welt auf eine würdige Art einzuführen. Indeſſen kommt mir, ſo lang ich kein Augenzeuge bin, über die Beſetzung meines Stücks in Berlin kein Urteil zu, und die Götter mögen das Stück beſchützen.

Hier in Weimar haben Privatverhältniſſe noch immer die Aufführung der Jungfrau verhindert, und nichts Angenehmeres könnte mir begegnen, als wenn Sie durch Ihre Erſcheinung in Weimar alle dieſe Schwierigkeiten mit einemmal heben und das Schiffchen flottmachen wollten. Freilich müßten Sie großmütig ſich entſchließen, bloß mit Ihrem Ruhm und mit unſerer Freude vorlieb zu nehmen, und ich wollte Ihnen, was mich ſelbſt

betrifft, darin mit einem ähnlichen Opfer vorangehen, und die Theaterausgabe des Stücks unentgeltlich dazu hergeben. Diese Bedingung ist darum nötig, weil das Stück hier, nach Ihrem Weggehen, nicht mehr gespielt werden kann, da Dame Jagemann, die einzige, der man eine solche Rolle anvertrauen könnte, der Theater-Konvenienzen wegen, im Schauspiel keine neue Rolle mehr bekommen kann.

Wenn Sie also dafür halten, daß es sich der Mühe verlohnte, der Kunst und Ihrem Ruhm sowohl als Vergnügen ein solches Opfer zu bringen, so geben Sie mir Nachricht und ich will dann mit Goethe darüber sprechen. Freilich bin ich bei dieser Sache auf zweifache Art interessiert, denn außerdem, daß ich die Johanna von Ihnen sehen werde, so werde ich Sie selbst wiedersehen und eine mir so erfreuliche aber zu schnell verschwundene Erscheinung zurückrufen.

Und so leben Sie wohl, meine beste liebe Freundin, und denken mit einigem Wohlwollen an Ihren aufrichtigen Freund und Verehrer

Schiller.

An Georg Göschen.

Weimar, den 10. Dezember 1801.

Mit dem herzlichsten Anteil, teurer Freund, haben wir die glückliche Entbindung Ihrer lieben Jette vernommen. Mir ist dadurch auch das Herz leichter geworden, denn ich kann nicht leugnen, daß ich die liebe Frau mit beunruhigenden Gedanken in Hohenstädt verlassen habe. Ich teile daher Ihre Freude an dem guten Ausgang von ganzem Herzen und will nur freundschaftlich dabei erinnert haben, daß sie sich in den Wochen recht in acht nehmen mag, weil ich bei meiner Frau leider die Erfahrung gemacht, daß da noch allerlei böse Zustände eintreten können.

Den überschickten Kalender sende ich Ihnen mit dem schönsten Danke zurück, und das andere Exemplar bitte ich von meinet-

wegen in die Bibliothek Ihrer lieben Jette aufzunehmen, die ich aufs herzlichste grüße.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 10. Dezember 1801.

Mein kleiner Ernst hatte in diesen Tagen die Masern, die hier sehr stark grassieren. Er hatte sie zwar äußerst stark, aber gottlob ohne alle schlimme Zufälle, und befindet sich heute, am zehnten Tag, wieder recht wohl. Aber meine Frau und Karl leiden von katarrhalischen Uebeln; beide haben die Masern schon gehabt. Die Kleine ist bisher noch unangesteckt geblieben und befindet sich sehr wohl; wir erwarten aber jeden Tag, daß sich die Masern bei ihr äußern.

Durch diese Epidemie ist unser Mittwochs-Kränzchen schon seit vier Wochen ins Stocken geraten und also auch nichts Poetisches entstanden, das ich dir schicken könnte. Etwas habe ich angefangen, das du mir komponieren sollst.

An Ochsenheimer habe ich in der Einlage geschrieben und ihn gebeten, seine Hieherreise noch zu verschieben, bis einige Stücke hier im Gange sind, darin ich ihn gerne sähe. Auch muß ich es erst hier vorbereiten, daß er Gastrollen spielen darf, weil es damit immer etwas schwer hält.

Mein Schwager und Schwägerin grüßen euch aufs schönste. Er ist jetzt wirklicher Geheimerat worden und hat, da ihm auch sein Rang als Oberhofmeister die erste Stelle verschafft, große Aussichten in unserm kleinen Reich. Du kannst denken, daß der Neid seiner Kollegen sich nicht wenig reget.

Turandot rückt ziemlich vorwärts, obgleich ich viele Unterbrechungen darin erfahren.

Lebe wohl. Wir umarmen euch alle aufs herzlichste.

Dein Sch.

An Ferdinand Ochsenheimer.

Weimar, den 10. Dezember 1801.

Auch ich werde mich sehr freuen, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, werteſter Herr; wieviel Vergnügen mir die Darstellung der kleinen Rollen in meiner Jungfrau von Orleans gemacht, haben Sie von meinem Freunde erfahren. Um deſto eher hoffen zu können, Sie hier in einigen Rollen von Bedeutung zu sehn, wünſchte ich, daß Sie Ihre Hieherreiſe noch etwas verſchöben, bis einige Stücke, in denen ich Sie beſonders zu sehen wünſchte, hier einſtudiert ſind. Ich werde meinem Freund Körner den Zeitpunkt nennen, wo dieſes geſchehen iſt. Auch hat es hier mit Gaſtrollen Schwierigkeiten und da ich mit der Direktion des Theaters gar nichts zu tun haben mag, ſo würden Sie ſich deshalb an den Geheimen Rat von Goethe und Herrn Hofkammerrat Kirms zu wenden haben.

Daß ich mich für meine Perſon ſehr freuen würde, Sie nicht bloß in Gaſtrollen, ſondern womöglich für immer hier zu ſehen, will ich Ihnen nicht erſt verſichern.

Mit vorzüglicher Achtung
verharre Ihr ganz
ergebener
Schiller.

An Friedrich Cotta.

Weimar, den 10. Dezember 1801.

Entſchuldigen Sie mein langes Stillſchweigen, lieber Freund, auf Ihren letzten, ſo verbindlichen Brief. Ich war aber eine Zeitlang nicht wohl und in den letzten Wochen war ich durch dringende Geſchäfte verhindert. Ich habe ein Stück von Gozzi, Turandot, ganz neu in Jamben für das Theater bearbeitet, das im nächſten Monat hier geſpielt werden ſoll; und über dieſer Arbeit blieb denn alle Korreſpondenz liegen.

Ich freue mich, werteſter Freund, daß die merkantiliſche Angelegenheit zwiſchen uns ſo glücklich berichtigt iſt. Was die Sammlung meiner Schauſpiele betrifft, ſo überlaſſe ich es Ihnen, ob Sie glauben, daß mir für den Band (der nicht über 30 und nicht unter 27 Bogen haben darf, denn die erſte Größe hat der Wallenſtein und die zweite der Karlos) 100 Karolins können bezahlt werden. Was jetzt fertig iſt, beträgt volle fünf Bände und dazu könnte am Ende des nächſten Jahrs Vorrat zu einem ſechſten Bande kommen. Der Anfang des Drucks könnte gleich im nächſten Herbſt gemacht werden, ſo daß Oſtern 1803 der erſte oder auch die zwei erſten Bände, wie Sie für gut finden, erſchiene. Ueber die Einrichtung wollen wir mündlich konferieren.

Sie fragen mich nach Goethen und ſeinen Arbeiten. Er hat aber leider ſeit ſeiner Krankheit gar nichts mehr gearbeitet und macht auch keine Anſtalten dazu. Bei den trefflichſten Planen und Vorarbeiten, die er hat, fürchte ich dennoch, daß nichts mehr zuſtande kommen wird, wenn nicht eine große Veränderung mit ihm vorgeht. Er iſt zu wenig Herr über ſeine Stimmung, ſeine Schwerfälligkeit macht ihn unſchlüſſig und über den vielen Liebhaberbeſchäftigungen, die er ſich mit wiſſenſchaftlichen Dingen macht, zerſtreut er ſich zu ſehr. Beinahe verzweifle ich daran, daß er ſeinen Fauſt noch vollenden wird.

Es iſt gut, daß Sie wegen der Propyläen ſich erklärt haben, doch hätte ich gewünſcht, daß Böttiger nicht darein gemiſcht worden wäre.

Von Hamburg aus habe ich ein Exemplar der engliſchen Mary Stuart erhalten; ich finde, daß es in einer andern Offizin gedruckt iſt als Hüttner in ſeinem Brief angegeben.

Den Treſſan, von dem Sie mir ſchrieben, habe ich nicht erhalten. Sollten Sie ihn bei der Hand haben, ſo bitte ich darum.

Die Maſern ſind jetzt hier in der Stadt und auch in meiner Familie. Es iſt aber bis jetzt gottlob recht gut damit gegangen.

Möchten wir immer von Ihnen und den Ihrigen erfreuliche Nachrichten hören. Meine Frau, die eben jetzt auch nicht ganz

wohl ist, empfiehlt sich Ihnen beiden aufs herzlichste. Ganz und immer der Ihrige.

Schiller.

An Johann Christian Stark.

Weimar, den 12. Dezember 1801.

Mit Ernstchen geht es jetzt recht gut, bester Herr Hofrat, bis auf einen kleinen Ueberrest vom Husten. Karl und meine Frau leiden sehr von einem heftigen und angreifenden Husten, der sie sehr abmattet, mit Schmerzen auf der Brust verbunden ist und ihnen auch des Nachts keine Ruhe läßt. Karl klagt auch über ein beschwerliches Schlingen, und was ich am wenigsten begreife, so sind ordentlich Masernflecke im Gesicht, besonders um die Augen zum Vorschein gekommen, ob er gleich in Jena vor sieben Jahren die Masern ordentlich gehabt hat, wie Sie wissen. Ich habe ihm die Senega nehmen lassen, wie Sie verordnet haben, und wegen des rastlosen und krampfhaften Hustens lasse ich ihn und meine Frau Ihren Linctus, wozu ich noch etwas Mass. pitul. d. Cynogloss. und fl. Zinci getan, nehmen. Ich erwarte nun Ihre gütige Verordnung und ersuche Sie, wenn es nötig sein sollte, mir lieber einen Boten mit den Rezepten herüberzuschicken. Unterdessen weiß ich nichts zu tun, als mit dem Linctus fortzufahren. Ich bitte, auch zu bemerken, ob etwa noch Epispastica anzuwenden sein möchten. Meiner Frau habe ich gestern Spirit. Minder. mit der Tr. Thebaic. und einen bittern Extrakt verschrieben.

Mit herzlicher Ergebenheit der Ihrige

Schiller.

An Wolfgang von Goethe.

[Weimar, den 14. Dezember 1801.]

Ich glaube, daß wir jetzt auf gutem Wege sind. Das Fieber hat sich ganz gelegt und die schlimmen Zufälle sind bei meiner

Frau auch verſchwunden. Mit den Kindern iſt alles bis jetzt gut abgelaufen. So hoffe ich alſo mit einer ſchlimmen Woche wegzukommen.

Wenn Sie für Auguſt nichts fürchten, ſo wäre es für meinen Karl eine große Freude, ihn zu ſehen.

Haben Sie ſelbſt keine Scheu vor der Krankheit und mögen nach Tiſche eine Stunde ausfahren, ſo machte mirs große Freude, Sie zu begleiten und einen Augenblick wiederzuſehen. Auch würde mir die friſche Luft gut tun, denn ich habe nun fünf Tage bloß im Lazarett gelebt.

S.

An Wolfgang von Goethe.

Ich habe das Manuſkript heute mit aller Beſonnenheit durchleſen und wüßte nichts davon oder dazu zu tun; wegen der kleinen Weglaſſung, wovon Sie geſtern ſprachen, bin ich noch Ihrer Meinung. Sie finden an einigen Stellen Striche mit dem Bleiſtift; ſie betreffen bloß den Ausdruck, den ich, wie ich ſchon geſtern erinnerte, wo möglich von allem, was nicht die allgemeine Sprache iſt, befreiet wünſchte, da der Aufſatz an die eigentliche Leſermaſſe des ungeweihten Publikums adreſſiert wird.

Mit meinen Kranken beſſert es ſich zuſehends. Ich ſehe Sie vielleicht morgen, wenn uns das Wetter begünſtigt, entweder im Freien oder abends in der Komödia. Leben Sie recht wohl.

S.

An Gottfried Körner.

Weimar, den 28. Dezember 1801.

Seitdem ich dir das letztemal ſchrieb, haben ſich die Maſern erſt recht in meinem Hauſe feſtgeſetzt und meine zwei andern Kinder und Lolo ſind davon befallen worden, ſo daß wirklich eine Zeitlang große Not war. Meine Frau lag etliche Tage ziemlich hart darnieder, weil ſtarke Krämpfe dazu kamen und

der Kopf heftig angegriffen war. Bei den Kindern ging es etwas leichter vorüber, obgleich der Ausschlag bei allen in großer Menge war. Jetzt geht es wieder gut und wir haben bloß noch dafür zu sorgen, daß niemand zu frühe ausgeht, weil leicht Krankheiten nachfolgen, wenn man sich nicht vor Erkältung hütet. Ich selbst habe mich in dieser Zeit erträglich wohl befunden, obgleich in einer miserabeln Situation, an Arbeiten war nicht zu denken. Doch bin ich nun seit gestern mit der Turandot fertig, die du erhältst, sobald sie kopiert ist. Du kannst es vorläufig Rackenitzen wissen lassen, daß ich binnen acht Tagen eine Abschrift an Opitz schicken werde. Er hat mich schon durch Böttigern darum ersucht.

Auf deine ferneren Bemerkungen über den Schlegelschen Almanach bin ich begierig; was du mir davon schriebst, ist auch mein Gefühl, obgleich ich gestehen muß, daß ich kein eigentliches Urteil in der Sache habe, weil ich es schlechterdings nicht von mir erhalten konnte, mehr als einige Gedichte aus diesem Almanach zu lesen. Die Manier dieser Herren und ihre ganze daraus hervorschimmernde Individualität ist mir so ganz und gar zuwider, daß ich gar nicht dabei verweilen kann.

Leb recht wohl.

Dein

Sch.

195303
LG Schiller, Friedrich von
S334Hoe Schillers sämtliche Werke. =Horenausgabe
Herausgeber: Conrad Höfer=. vol.17.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU